



SCHWAB • SAGEN
DES KLASSISCHEN
• ALTERTUMS •



Sagen des klassischen ==== Altertums ====

Herausgegeben von **Gustav Schwab**

In freier Auswahl für die
Jugend bearbeitet von ~ ~

Emil Engelmann

Verf. der „Odyssee f. d. deutsche Haus“ etc.

Mit sechs Farbendruckbildern
nach Aquarellen von H. Zick

Neunte Auflage



Loewes Verlag Ferdinand Carl in Stuttgart



Vorwort. Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung dem Wunsche, die prächtigen „Sagen des klassischen Altertums“ von Gustav Schwab der Jugend, sowie den weitesten Volkskreisen in einer schönen und doch billigen Ausgabe zugänglich zu machen, was bei dem großen Umfang des Schwabschen Werkes nur durch Zusammendrängen des Inhalts möglich wurde, wodurch der Text aber andererseits einen gewissen Reiz der Neuheit gewonnen haben dürfte, dem sich auch vermehrte Kurzweiligkeit beigesellt. Mit Rücksicht auf den Raum wurden daher die trojanischen Kämpfe mehr wie eine Einleitung zu den für die jugendlichen Gemüter ganz besonders fesselnden „Irrfahrten des Odysseus“ behandelt, und es ist vielleicht dem Verfasser später einmal vergönnt, wenn erst seine Ausgabe des Buches sich bei der deutschen Jugend zahlreiche Freunde erworben hat, die Trojasage, in Vereinigung mit Aeneas, in einem besonderen Bande zu bearbeiten.

Stuttgart.

Emil Engelmann.





An Gustav Schwab.

Die Helden Griechenlands, die starken, frohen,
Hast du begeistrungsvoll uns einst beschrieben,
Daß unsre Knaben schon hochhalten, lieben,
Das Land von Hellas stets und die Heroen.

Ein Geisteshauch von dir ist mir verblieben,
Ich hab' die Sagen auch, die alten, hohen,
Die mir von Jugend an im Herzen lohen,
Für unsre Jugend nochmals aufgeschrieben.

Mir schloß sich an ein kunstgeweihter Meister,
Der, was die Worte dürftiger nur schildern,
Verklärt, und die uralten Totengrüfte
Belebt mit seinen zauberprächt'gen Bildern.
Wir atmen froh ambrosisch würz'ge Lüfte,
Und freun, o Sänger, uns der Heldengeister!

Stuttgart, im Lenz 1897.

Emil Engelmann.





Inhaltsüberlicht.

	Seite
Vorwort	III
An Gustav Schwab	V
Prometheus	1
Deukalion und Pyrrha	4
Phaethon	7
Kadmos und die Gründung von Theben	10
Pentheus und Bacchus	12
Perseus	15
Dädalos und Ikaros	20
Cantalos	23
Pelops	24
Niobe	26
Sisyphos und Bellerophontes	30
Salmoncus	33
Die Argonautenlage.	
1. Jason und Pelias	33
2. Die Argonauten bei den Dolionen. Herakles und Hylas	36
3. Pollux, Phineus, die Harpyien und die Symplegaden	38
4. Jason bei Aetes	45
5. Jason und Medea	51
6. Der Raub des Vlieses und der Mord des Ablyrtos	56
7. Der Helden fernere Heimfahrt. Jasons Ende	60
Herakles.	
1. Die Jugend und die ersten acht Arbeiten des Helden	68
2. Die weiteren Abenteuer des Herakles	77
3. Die späteren Heldentaten des Herakles	84
Chefeus	89
Ödipus	98

	Seite
Die Sieben gegen Theben.	
1. Der Huszug der Sieben und der Sturm auf Theben	105
2. Der Zweikampf der Brüder	109
3. Antigone. Die Epigonen	111
Die Herakliden.	
1. Der Kampf der Athener und Argiver	114
2. Hyllos und seine Nachkommen	118
Die Sagen von Troja und Odysseus.	
Der Kampf um Troja und die Heimfahrt der Griechen	124
Die Irrfahrten des Odysseus:	
Odysseus bei den Kikonen und Zyklopen (Kyklopen)	128
Odysseus bei Äolos, Kirke und im Hades	135
Odysseus bei den Phäaken	150
Odysseus in Ithaka	157
Telemachs Heimkehr aus Sparta	162
Vorgänge in der Stadt. Telemach, Odysseus und Eumäos kommen zum Palaste	167
Odysseus und Iros	172
Penelope vor den Freiern	173
Odysseus und Penelope	176
Der Wettkampf mit dem Bogen	179
Die Rache an den Freiern	184
Odysseus von Penelope und Laertes wiedererkannt	189
Der Sieg des Odysseus	194
Anhang: Kurzer Hbrß der griechischen Götterlehre	198





Prometheus.

Himmel und Erde waren vorhanden, das Meer wogte mit seinen Fischen, in den Lüften sangen die Vögel, und der Erdboden wimmelte von Tieren. Aber noch fehlte der Mensch.

Da betrat der Titane Prometheus, ein Sprößling uralten Göttergeschlechts, das von Zeus entthront worden war, die Erde. Er wußte, daß im Boden der Samen des Himmels schlummte, darum nahm er feuchten Ton und formte daraus ein Gebilde nach dem Ebenbild der Götter. Um diesen Erdenfloß zu beleben, entlehnte er von den Tierseelen gute und böse Eigenschaften und schloß sie in die Brust des Menschen ein. Die ihm befreundete Pallas Athene, die Göttin der Weisheit, blies dem halbbeseelten Bilde Geist und göttlichen Odem ein.

So entstanden die ersten Menschen, die aber lange Zeit nicht wußten, wie sie sich ihrer Glieder und des empfangenen Götterfunken bedienen sollten. Sehend sahen sie nicht, hörend hörten sie nicht und liefen wie im Traum umher. Unbekannt war ihnen jede Kunst. Sie konnten keine Balken und Steine behauen, keine Ziegel brennen, keine Häuser bauen. Nicht Sommer noch Winter kannten sie an sicheren Zeichen. Auf und unter der Erde wimmelten sie umher wie Ameisen, und planlos war alles, was sie taten.

Da nahm sich Prometheus der armen Geschöpfe an. Er lehrte sie Hütten und Häuser bauen, Tiere ins Joch spannen und zu Arbeitsgenossen zu machen, Rachen und Segel für die Schifffahrt fertigen. Er lehrte sie den Auf- und Niedergang der Gestirne beobachten und die Kunst zu zählen. Auch für Leben und Gesundheit sorgte er. Keiner wußte vorher, was von Speisen und Trank zuträglich sei, keiner kannte ein

Salböl für die Wunden, und viele starben aus Mangel an Heilmitteln. Für alles dieses wußte Prometheus den Menschen Rat. Er unterrichtete sie auch in der Wahrsagekunst, der Traumdeutung, dem Vogelzug und der Opferschau. Er wies ihnen, wie man das Eisen, Gold und Silber grabe, und leitete sie in alle Künste und Bequemlichkeiten des Lebens ein.

Im Himmel herrschte mit seinen Kindern seit kurzer Zeit Zeus, welcher seinen Vater Kronos und das alte Göttergeschlecht, dem auch Prometheus angehörte, gestürzt hatte. Die jungen Götter wurden aufmerksam auf das neu entstandene Volk der Menschen. Sie verlangten Verehrung von ihm für den Schutz, den sie ihm angedeihen lassen wollten, und hielten einen Tag zwischen Sterblichen und Unsterblichen, um die Rechte und Pflichten der Menschen zu bestimmen. Auf diesem Tag erschien auch Prometheus, um dafür zu sorgen, daß den Sterblichen nicht allzu Lästiges auferlegt würde. Da verführte den Titanensohn sein kecker Sinn, die Götter zu betrügen. Er schlachtete einen Stier, von dem die Götter wählen sollten, was ihnen beliebte. Er hatte aber aus dem zerstückelten Tiere zwei Haufen gemacht; auf der einen Seite das Fleisch, das Eingeweide und den Speck in die Haut des Stieres gehüllt, auf der andern Seite die leeren Knochen in dem Unschlitt künstlich verborgen. Und dieser Haufen war der größere. Zeus durchschaute den Betrug und sprach: „Guter Freund, wie ungleich hast du doch die Teile gemacht!“ Prometheus entgegnete, listig lächelnd: „Erhabener Zeus, wähle du den Teil, welchen dein Herz wünscht!“ Zeus ergrimte ob dieser List und nahm sich geflissentlich das Unschlitt.

Als nun beim Auseinanderdrücken die Knochen hervorkamen, rief er: „Wohl sehe ich, Sohn des Japetos, daß du die Kunst des Truges noch nicht verlernt hast!“

Zeus beschloß sich an Prometheus ob seiner Hinterlist zu rächen und versagte ihm und den Menschen die Gabe, der sie hauptsächlich noch zur Krönung des Ganzen bedurften, das Feuer. Doch auch dafür wußte der schlaue Prometheus Rat. Er näherte sich mit dem langen Stengel des Riesenfenchels in der Hand dem vorüberfahrenden Sonnenwagen und setzte auf diese Weise den Stengel in Brand.

Mit diesem Feuerzünder kam er zur Erde, und gar bald loderte der erste Holzstoß hoch empor. Tief in der Seele kränkte es Zeus den Donnerer, als er die Feuerfunken zum Himmel emporflackern sah. Sofort schuf er zur Strafe Übles für die Menschen.

Der kunstreiche Hephästos mußte ihm das Bild einer Jungfrau fertigen. Athene, die auf Prometheus eifersüchtig war, hüllte das Bild in schimmernde Gewande und Schleier, hauchte ihm Atem ein und kränzte es mit Blumen und einer goldenen Binde, Hermes verlieh ihm die Sprache, und Aphrodite wonnigen Liebreiz.

Also hatte Zeus ein verführerisches Gebilde zur Hand, dem er nun eine goldene Büchse übergab, in welcher der Gott allerlei Unheilvolles verborgen hatte. Er nannte die Jungfrau mit der Büchse Pandora, das heißt die Allbeschenkte, und geleitete sie zur Erde, wo zumal Sterbliche und Götter miteinander lustwandelten.

Pandora aber schritt zu dem jungen Epimetheus, dem Bruder des Prometheus, und übergab ihm die Büchse als ein Geschenk des Zeus. Epimetheus hatte seinem Bruder feierlich versprochen, kein Geschenk der Götter anzunehmen, aber die liebreizende Jungfrau ließ ihn sein Wort vergessen; er nahm sie nebst dem Göttergeschenk freundlich auf.

Als sie auf seinen Wunsch den Deckel abhob, entflog dem Gefäß eine Schar von Übeln und verbreitete sich blitzschnell über die ganze Erde. Ein Gut war zu unterst in dem Gefäße verborgen, die Hoffnung, aber auf den Wink des Donnerers schlug Pandora den Deckel zu und verschloß sie wieder in der Büchse.

Inzwischen erfüllte das Elend in allen Gestalten die Erde. Krankheiten irrten bei Tag und Nacht heimlich und schweigend unter den Menschen umher, denn Zeus hatte sie stumm geschaffen. Eine Schar von Fiebern hielt die Erde belagert, und der Tod beflügelte seine Schritte. Der Titanensohn murrte und schalt ob dieses Götterzorns und brütete Rachepläne.

Nunmehr wandte Zeus seinen Grimm auch gegen Prometheus. Er übergab den Trogigen dem Feuergott Hephästos und seinen Knechten. Diese mußten ihn binden und mit unzerreißbaren Ketten an eine Felsenwand des Kaukasus schmieden. Ungern vollzog Hephästos das Gebot, aber er mußte gehorchen.

So hing nun Prometheus an der schaurigen Klippe aufrecht hingeschmiedet und war niemals imstande, die müden Glieder zu wenden. Obwohl Winde und Wellen, die Allmutter Erde und der Sonnenlenker Helios ihn bejammerten und ihm zum Nachgeben rieten, und obwohl Zeus ihm neue Nöte androhte, blieb er doch ungebeugt und flehte nicht um Gnade. „Des Geschickes Beschluß,“ sprach er, „muß der

Mann tragen, der die unbezwingliche Gewalt der Notwendigkeit einsehen gelernt hat."

Zeus machte seine Drohung wahr. Er sandte dem Gefangenen einen Adler, der jeden Tag an seiner Leber zehrte, wobei sich das abgefressene Stück immer wieder erneuerte. Dreißigtausend Jahre sollte dies dauern, und nicht früher sollte die Qual enden, als bis einer erschiene, der durch freiwillige Übernahme des Todes sein Ersatzmann würde. Zahllose Jahre vergingen so.

Endlich, endlich erschien der Tag der Erlösung.

Nach Jahrhunderten der Qual kam, auf der Fahrt nach den Hesperiden-Äpfeln begriffen, Herakles des Weges. Er sah den Adler an dem Leibe des erbarmungswürdigen Mannes fressen, warf die Keule weg und spannte den Bogen. Mit sicherem Schusse tötete er den grausamen Vogel und löste die Fesseln des Titanen.

Um des Donnerers Bedingung zu erfüllen, stellte der Held ihm den Zentauren Chiron als Ersatzmann, der gern für Prometheus sterben wollte. Damit jedoch Zeus' Spruch, der den Prometheus viel länger an den Felsen verdammt hatte, seine Erfüllung finde, mußte Prometheus immer einen Eisenring tragen, an dem sich ein Steinchen von dem Kaukasusfelsen befand.

Also rühmte sich Zeus der Erfüllung seines Wortes, daß sein Feind immer an den Kaukasusfelsen angeschmiedet sei. Die Menschen aber tragen seitdem Ringe mit Steinen.

Deukalion und Pyrrha.

Als dem Weltenvater Zeus vielfach schlimme Kunde von den Freveln des Menschengeschlechts zugekommen war, beschloß er, in menschlicher Gestalt selbst die Erde zu durchwandern, um nachzusehen. Überall fand er das Gerücht noch milder als die Wahrheit.

Eines Abends kam er zu dem grausamen Arkadierkönig Lykaon. Der Gott tat einige Wunder, und die Menge warf sich anbetend vor ihm nieder, Lykaon aber gedachte, den Wundertäter zu verderben

und rief: „Ich will bald sehen, ob du ein Mensch oder ein Gott bist!“ Er schlachtete einen armen Geißel vom Molosserstamm, kochte das Fleisch und setzte es dem Fremdling als Nachtkost vor, indem er zugleich Vorbereitung traf, denselben nachher im Schlummer ermorden zu lassen.

Zeus aber durchschaute alles, fuhr vom Mahl empor und sandte den rächenden Blitz über das Haus des Götterverächters.

Bestürzt entfloh der König, aber der erste Schreckenslaut, den er ausstieß, war ein Geheul, er war von dem Gott in einen wilden Wolf verwandelt worden.

Düsteren Sinnes kehrte Zeus in den Olymp zurück und hielt mit den Göttern Rat, wie das ruchlose Menschengeschlecht zu vertilgen sei.

Er wollte zuerst alle Länder mit Blitzen zerschmettern, aber endlich ward beschlossen, vom Himmel Wettergüsse herniederzusenden und die Sterblichen durch Regen und Flut aufzureiben. Dies geschah. Westwind und Südwind stürmten mit triefenden Schwingen vom Himmel herab und jagten die schwer herabhängenden Wolkenmassen eng zusammen. Gebrängte Regenströme stürzten hernieder. Wald und Saat beugten sich unter der tausenden Sturmflut und gingen zugrunde. Auch der Wassergott Poseidon, der Bruder des Zeus, half bei dem Zerstörungswerk und gebot den zusammengerufenen Flüssen: „Durchbrechet eure Dämme und stürzet euch auf die Brücken und Häuser!“

Als bald strömten die Flüsse über die Flur hin und rissen Mauern und Häuser und Tempel fort. Blieb auch irgend ein fester Turm stehen, so bedeckte bald das Wasser seinen Giebel, und er verschwand in der schlammigen Flut. Meer und Erde waren bald nicht mehr zu unterscheiden, und alles war ein unendlicher, uferloser See.

Die Menschen suchten sich zu retten, so gut sie vermochten. Die einen kletterten auf die höchsten Berggruppen empor, die anderen bestiegen Rähne und Schiffe und fuhren über die versinkenden Dörfer und Städte mit ihren Rudern dahin, um sich zu retten. Ganze Völker wurden von den Fluten dahingerafft, und was das Wasser verschonte, starb den Hungertod auf den fahlen Bergesgipfeln.

Im Lande Phokis ragte noch ein solcher hoher Berg über die rings wogende Flut empor. Es war der Parnassos. An ihn schwamm Deukalion, der Sohn des Prometheus, den dieser gewarnt und mit einem festen Schiffe beschenkt hatte, mit seiner Gattin Pyrrha heran. Kein Ehepaar war je gefunden worden, das dieses an Frömmigkeit und Rechtschaffenheit übertroffen hätte. Sie knieten, nachdem sie festes

Land erreicht hatten, alsbald nieder und dankten den Göttern für die Rettung.

Als nun Zeus von allen den vielen Tausenden von Menschen nur noch dieses einzige, gottesfürchtige Menschenpaar übrig sah, da sandte er den Nordwind aus und gebot ihm, die Regenwolken und Nebel zu verjagen. Er zeigte den Himmel der Erde und die Erde dem Himmel wieder. Die Flüsse kehrten in ihr Bett zurück, die Wälder streckten ihre nassen Baumgipfel hervor, die Hügel tauchten auf, und endlich breitete sich auch wieder das ebene Land aus.

Deukalion schaute um sich. Das Land war ringsum wüst und leer. Tränen rollten ihm von den Wangen, und er sprach zu seiner Gattin: „Teure, so weit ich auch über alle Lande sehe, ich kann kein lebendes Wesen erblicken. Wir zwei sind allein übriggeblieben, alle anderen sind untergegangen. Was fangen wir Einsamen jetzt an? Ach, daß ich mein Vater Prometheus wäre und geformtem Tone Geist und Leben einhauchen und so Menschen schaffen könnte!“

Also rief er und warf sich mit seiner Gattin an einem halb zerstörten Themisaltar auf die Kniee nieder, indem er also flehte: „Hilf uns, o Göttin, die versunkene Welt wieder neu zu beleben!“

„Verlasset meinen Altar,“ ertönte da die Stimme der Göttin, „umschleiert euer Haupt und werfet die Gebeine eurer Mutter hinter euch!“

Lange dachten sie über diesen räthselhaften Spruch nach, aber endlich durchfuhr es den Deukalion wie ein Blitz: „Unser aller Mutter ist die Erde, ihre Knochen sind die Steine, und diese, Pyrrha, sollen wir hinter uns werfen!“

Sie taten so, und siehe da! Es geschah ein Wunder! Das Gestein wurde weich, gewann Gestalt und menschliche Form. Was an den Steinen Erdiges war, das wurde zu Fleisch, das Feste ward in Knochen verwandelt, das Geäder in den Steinen blieb Geäder des Leibes. So gewannen durch Götterhilfe die vom Manne geworfenen Steine männliche Bildung, die vom Weibe geworfenen weibliche.

Diesen Ursprung aus Steinen verleugnet das menschliche Geschlecht nicht. Es ist ein hartes Geschlecht bis auf den heutigen Tag.



Phaethon.

Des Sonnengotts Helios Palast stand hoch auf herrlichen Säulen erbaut und schimmerte von lichtem Gold und Karfunkel; die oberste Wölbung war von Elfenbein, breite Doppeltüren strahlten im Silberglanz und führten in eine hohe, sonnenlichte Halle. In diese trat der junge Phaethon, der Sohn des Helios, und verlangte nach seinem Vater. Nur von fern stellte er sich hin, denn in der Nähe war das strahlende Licht nicht zu ertragen.

Vater Helios, von Purpur umhüllt, saß auf seinem smaragdenen Thron, zu seiner Rechten und Linken stand sein Gefolge: der Tag, der Monat, das Jahr, die Jahrhunderte, umgeben von den lieblichen Horen (Stunden), ferner der Lenz mit Blüten, der Sommer mit Ähren bekränzt, der Herbst mit dem Füllhorn voll Trauben, und der Winter mit Schnee und Eis in Haaren und Mantel. Alle schauten neugierig auf den Jüngling.

„Was führt dich hierher, in meinen Palast?“ sprach Helios. „Erlauchter Vater,“ entgegnete Phaethon, „man beschimpft mich und meine Mutter Klymene! Sie sprechen auf der Erde, ich erheuchle nur himmlische Herkunft und sei der Sohn eines dunkeln Vaters. Darum komme ich, von dir ein Pfand zu erslehen, was mich vor aller Welt als deinen Sohn beglaubigt.“

Helios umarmte ihn und sprach: „Ich werde dich und deine Mutter Klymene niemals verleugnen. Damit du an mir nicht zweifelst, wünsche dir irgend etwas! Ich schwöre dir beim Styx, deine Bitte soll erfüllt werden.“

Phaethon vernahm diese Rede hocherfreut und rief: „Laß mich deinen geflügelten Sonnenwagen nur einen Tag lenken, das ist mein glühendster Wunsch, Vater!“

Der Sonnengott schüttelte bestürzt das Haupt. „Wehe, mein Sohn!“ sprach er: „Nimmer kann ich dir dies gewähren! Du verlangst ein Amt, dem deine Kräfte nicht gewachsen sind, und erstrebst mehr, als selbst den Göttern vergönnt ist. Niemand außer mir vermag auf der glutentsprühenden Achse zu stehen. Wenn ich auf meinem

Wagen über den höchsten Himmel hinwegfahre und in die Tiefen herniederblicke, so erfaßt mich selbst oft Grausen und Schwindel. Der Weg ist unendlich mühsam und gefährlich. Darum fordere kein so verderbliches Geschenk! Andere deinen Wunsch; verlange, was du sonst willst von allen Gütern des Himmels und der Erde, du sollst es haben."

Der Jüngling aber ließ sich nicht abbringen, und Helios hatte beim Styx geschworen; er mußte den Schwur halten. So nahm er denn seufzend seinen Sohn bei der Hand und führte ihn zu dem Sonnenwagen, dem Meisterstück des Hephästos. Von lichtem Golde war der Wagen, die Speichen silbern, und vom Joche schimmerten Chrysolithen und Rubinen.

So lang Phaethon die herrliche Arbeit anstaunte, tat im Osten die erwachte Morgenröte ihr Purpurtor auf und ihren mit Rosen gefüllten Saal. Die Sterne verschwanden, als letzter der Morgenstern, und die äußersten Hörner des Mondes verloren sich am Rande des Horizonts.

Seufzend gab Helios den Horen den Befehl, die Rosse zu schirren. Hurtig führten diese die von Ambrosia sattten, feurigen Tiere von den ehernen Krippen und legten ihnen Zaum und Geschirr an.

Währenddessen bestrich Helios das Antlitz seines Sohnes mit einer duftenden Salbe, welche seine Haut fähig machte, die Flammen der Sonne zu ertragen. Um seine Locken band er ihm seufzend die Strahlenkrone und sprach: „Schone mir ja die Stacheln, Kind, und brauche nur die Zügel, denn die Rosse rennen von selbst, und es kostet Mühe, sie im Fluge zu halten! Du erblickst deutlich das Gleis der Räder. Bleibe in diesem und senke dich nicht zu tief, sonst gerät die Erde in Brand, und fahre nicht zu hoch, sonst entzündest du den Himmel! Aber noch ist es Zeit, ehe die Nacht ganz entflieht, besinne dich, mein Sohn, und überlaß mir die Fahrt! Gib mir, ich bitte dich, die Zügel und laß mich der Welt das Licht spenden!"

Also bat er, aber der Jüngling schien ihn nicht zu verstehen, er schüttelte freudig die Zügel in den Händen und winkte dem besorglichen Vater lächelnd zu. Eben waren die Pforten aufgetan worden, und mit glutatmendem Schnauben und Wiehern stürmten die vier Flügelrosse hinaus in die dämmerige Frühe. Die Welt lag im unendlichen Raume vor dem Blicke des Knaben, indessen die feurigen Renner die steilen Bahnen emporflogen und die vor ihnen aufdampfenden Morgennebel spalteten.

Bald fühlten die Rosse, daß der Wagen nicht die gewohnte Last hatte, sondern Sprünge machte und schwankte wie ein Schiff, das nicht das rechte Gewicht hat. Als die Tiere auch merkten, daß der seitherige

starke Lenker fehlte, ließen sie nicht mehr in der alten Ordnung und verließen die gewohnten Bahnen.

Phaethon begann zu zittern, er war des Weges unfundig und wußte nicht, wie er die Rosse bändigen und lenken solle. Er sah rückwärts: schon lag ein Teil des Himmels hinter ihm, aber viel mehr dehnte sich vor ihm aus. Als er nun auch hinabsah auf die noch tief unter ihm sich hinstreckenden Lande, schwindelte ihm, er wurde blaß, und seine Kniee wankten. Entsetzt starrte er in die Weite, zog die Zügel an und wollte den Rossen zurufen, aber er hatte die Namen vergessen. Mit Grauen sah er am Himmel die erschrecklichen Sternbilder.

Plötzlich schauderte ihn, er ließ die Zügel fahren, und als sie herabschlotternd den Rücken der Pferde berührten, wurden diese scheu und schweiften seitwärts in fremde Luftgebiete. Sie stürmten bald hoch empor, bald tief hernieder. Jetzt stießen sie an den Fixsternen an, jetzt wurden sie auf jähem Pfade hinabgerissen in die Nähe der Erde.

Dabei berührten sie die erste Wolkenschicht, die bald entzündet aufdampfte. Immer tiefer sank der Wagen und war unversehens einem Gebirgsstock nahe gekommen. Da lechzte der Boden vor Hitze und spaltete sich entzwei, weil plötzlich alles austrocknete. Das Heidekraut wurde gelb und begann zu glimmen, das Laub der Waldbäume loberte auf und brachte die Feuerlohe hinab in das ebene Land. Die Saat wurde von den Flammen verzehrt, ganze Städte gingen in Feuer auf, und die Ströme versiegten.

Mit Schauer sah Phaethon den Erdkreis entzündet. Die Glut wurde ihm unerträglich, er konnte den Qualm und die vom Brand aufsteigende Asche nicht mehr ertragen. Das Flügelgespann riß ihn willenlos mit sich fort, und es wurde Nacht vor seinen Augen. Da ergriff die Glut seine Haare, er stürzte aus dem Wagen, wurde gleich einer Sternschnuppe brennend durch die Luft gewirbelt und flog in den Strom Eridanos, der ihm das versengte Antlitz kühlte. Mitleidige Najaden begruben ihn, sein armer Vater Helios aber verhüllte sein Haupt in tiefe Trauer, und seine Mutter Rhymene weinte mit ihren Töchtern, den Heliaden, so lange um ihn, bis die Schwestern in Erlen, und ihre Tränen in Bernstein verwandelt wurden. Das ist die Sage von Phaethon.



Kadmos und die Gründung von Theben.

Kadmos, der Sohn des phönikischen Königs Agenor, war ein Bruder der wegen ihrer Schönheit gepriesenen Jungfrau Europa. Als der listige Zeus, in einen Stier verwandelt, die junge Fürstin übers Meer entführt hatte, sandte Agenor den Kadmos und seine Brüder aus mit dem Gebote, Europa zu suchen und ohne sie nicht zurückzukommen.

Vergebens hatte Kadmos alle Lande durchsucht und wandte sich nun, da er seines Vaters Zorn fürchtete, an das Orakel Apollos mit der Anfrage, in welchem Land er sich niederlassen solle.

„Du wirst ein Kind auf der Weide treffen,“ lautete des Gottes Orakelspruch, „das noch kein Joch geduldet hat. Diesem gehe nach und erbaue an dem Orte, wo es ruhen wird, eine Burg und nenne sie Theben!“

Als Kadmos die kastalische Höhle, wo das Orakel sich befand, verlassen hatte, gewährte er auf grüner Flur eine Kuh, die noch kein Zeichen des Joches am Nacken trug. Leise folgte er mit den Seinen den Spuren des Tieres, durchschritt die Furt des Kephissos und hatte nun endlich die Freude, die Kuh sich im saftigen Grase niederlassen zu sehen.

Dankbar küßte er den fremden Boden und sandte seine Diener aus, um Quellwasser zu einem Trankopfer für Zeus zu holen. In der Felsenschlucht, welche ein Quell durchrieselte, war aber ein grimmer Drache versteckt. Weithin schimmerte sein roter Kamm und dehnte sich sein giftgeschwollener Leib; sein furchtbarer Nacken war mit drei Reihen von Zähnen bedeckt.

Als die Phöniker Wasser zu schöpfen begannen, streckte der Drache den Nacken aus der Höhle und erhob ein entsetzliches Zischen. Er reckte sich gegen die Schöpfenden auf, die vor Schreck wie gelähmt waren, und tötete die einen durch den Gifthauch seines Nackens, die anderen durch blitzschnelle Umschlingungen.

Kadmos wußte nicht, wo sein Gesinde so lange verweilte, und machte sich, mit Schwert und Speer bewaffnet, auf, nach ihnen zu schauen. Mit Schrecken gewährte er da in der Schlucht das Ungetüm an den Leichen der Seinen. Wutentbrannt ergriff er ein Felsstück und

warf es auf den Drachen nieder, aber dieser blieb unverletzt, seine Schuppenhaut schützte ihn wie ein eherner Panzer. Mit dem Wurfspeer gelang es dem Helden besser: Die scharfe Spitze blieb tief in dem Schuppenleib stecken. Rasend vor Schmerz zermalmte der Wurm den Schaft des Speeres mit dem Rachen, aber in demselben Augenblick traf ihn ein wuchtiger Schwerthieb in den Schlund. Aufgerichtet wie ein Baumstamm schoß der Drache jetzt gegen den Feind, aber Radmos wich dem Anfall aus, indem er sich hinter den dichtstehenden Bäumen versteckte und den Wurm sich an diesen abmühen ließ. Er ersah sich eine günstige Gelegenheit, während das Tier seine Wunden leckte, und stieß ihm seinen zweiten Speer durch den Hals so gewaltig, daß die Spitze noch in einen jungen Eichbaum fuhr und das Ungeheuer an diesen geheftet wurde. Der Stamm wurde durch die wilden Krümmungen des Wurmes aus dem Boden gerissen und fiel auf den Sterbenden, der mit gräßlichem Gestöhne seinen Atem verhauchte.

Während Radmos den erlegten Drachen betrachtete, schwebte Pallas Athene vom Olymp hernieder und gebot ihm, die Drachenzähne in das gelockerte Erdbreich einzusäen. Ihrem Gebote gehorsam, tat er dieses, aber plötzlich begann sich die Scholle zu rühren, aus den Furchen kamen zuerst eine Lanzenspitze, dann ein Helm, eine Schulter und bewaffnete Arme hervor, und endlich stand ein Gewappneter, dem Boden entwachsen, da.

An allen Stellen, wo Radmos Drachenzähne gesät hatte, geschah dasselbe, und eine ganze Schar bewaffneter Männer, die kampfbereit die Speere schwenkten, wuchs so vor den Augen des erstaunten Helden empor.

Radmos zog, eines neuen Kampfes gewärtig, das Schwert, aber einer der erdentsprossenen Krieger rief ihm zu: „Zieh das Schwert nicht! Mische dich nicht in unser Streiten!“ Er holte bei diesem Rufe nach einem aus der Furche eben emporsteigenden Genossen aus, während ihn ein zu gleicher Zeit abgesandter Wurfspeer tot zu Boden streckte. So tötete sich bald die ganze Kriegerschar gegenseitig in fürchterlichem Handgemenge. Fast alle die Erdentstammten lagen mit zuckenden Gliedern auf dem Boden, und nur fünf von den Kriegern blieben übrig. Einer davon, Echion genannt, warf auf der Pallas Geheiß die Waffen nieder und erbot sich zum Frieden, und die anderen folgten ihm.

Mit diesen fünf Männern baute Radmos dem Orakelspruch gemäß die neue Burg und nannte sie, wie Burg und Stadt heute noch heißen, Theben.



Pentheus und Bacchus.

Dionysos (Bacchus), der Sohn des Zeus und der Semele, war ein Enkel des Kadmos und wurde zu Theben geboren, aber von seinen Pflegerinnen, den Nymphen, in Indien erzogen. Er war der Entdecker der Rebe und durchzog alle Länder, um die Menschen den Bau des Weinstocks zu lehren und die Pflege des Bacchusdienstes zu begründen. So gütig er gegen seine Verehrer war, so hart bestrafte er die Verächter seines Dienstes. Sein Ruhm ging durch ganz Griechenland und war auch nach Theben gedrungen, wo Pentheus, der Sohn des Echion und der Agave, einer Mutter Schwester des Bacchus, herrschte. Der trokige Pentheus verachtete jeden Gottesdienst und besonders den des Bacchus.

Als sich nun der Gott mit seinem Gefolge von Bacchanten den Toren Thebens nahte, und Männer und Frauen zur Ehrung des neuen Gottes hinaus vor die Tore strömten, schalt der König: „Welch ein Wahnsinn betört euch, ihr drachenentsprossenen Thebaner, daß euch jezt ein lärmender Zug von berauschten Weibern und Narren verführt! Wollt ihr es dulden, daß ein Knabe Theben in Besitz nimmt, ein Weichling, in Purpur statt in Erz gekleidet, der kein Roß tummeln und keine Wehr schwingen kann? Ich will den Frechen zwingen, einzugestehen, daß er ein Menschenkind und kein Gott ist.“

Er befahl seinen Dienern, den tollern Dionysos zu fassen, wenn sie ihn fänden, und in Fesseln zur Stadt zu bringen.

Die ausgesandten Diener aber kamen nach einiger Zeit zurück und berichteten, daß sie den Bacchus nirgends gefunden hätten und nur eines Mannes aus seinem Gefolge habhaft geworden seien. Sie führten mit diesen Worten einen großen, fremden Mann vor, der ohne Furcht vor den König trat.

„Mann des Todes!“ rief Pentheus, „ehe du zum Hades fährst, berichte, wie du heißt, woher du kommst und warum du diese tollern Gebräuche verehrst!“

„Mein Name ist Akotes, ich bin aus Mäonien,“ entgegnete der Fremde. „Keine Fluren und Herden hinterließ mir mein Vater, er

lehrete mich nur die Kunst, ein Schiff zu lenken und mit der Anglrute Fische zu fangen. Einst trieb ein Sturm unser Schiff an eine unbekannte Küste, an der wir landeten. Meine Gefährten blieben am Ufer, während ich einen Berg bestieg, um mich umzusehen. Inzwischen hatten meine Gefährten einen Knaben gefunden, den sie, wie ich zurückkam, eben gefesselt zum Schiffe schleppten. Er schien vor Schläfrigkeit zu taumeln und schlief auch auf dem Verdecke sogleich ein. Als er nach einiger Zeit wieder erwachte, trat er unter uns und sprach: „Könntet ihr mich nicht nach der Insel Naxos bringen? Dort ist meine Heimat.“

„Ich versprach es ihm und wandte die Segel rechts hin, denn Naxos lag auf der rechten Seite. „Was für eine Torheit tust du da?“ raunten die anderen mir zu. „Fahre links! Wir können den schönen Knaben um hohen Preis als Sklaven verkaufen.“ Trotz meiner Weigerung bestanden sie auf ihrem Willen, drängten mich vom Steuer weg und fuhren in entgegengesetzter Richtung.

„Der Knabe schien es endlich zu bemerken und sprach: „Schiffer, das ist nicht das erbetene Land, ihr habt mich getäuscht.“ Vergeblich war seine Rede, die gottlose Rotte fuhr, seiner Bitten und Tränen nicht achtend, weiter. Doch urplötzlich stand die Barke mitten im Meere still. Umsonst schlugen sie mit doppelter Kraft die Ruder, das Fahrzeug war nicht von der Stelle zu bringen. Auf einmal begann Efeu die Ruder zu umschlingen, sich um Mast und Segel zu winden, und der Jüngling trat in göttlicher Hoheit und Würde, einen mit Weinlaub umrankten Stab schwingend, unter uns. Panther und Tiger erschienen um ihn her, und ein duftender Strom von Wein ergoß sich durch das ganze Schiff.

„Ich hatte schon lange gespürt, daß ein Gott unter uns weilte, und beugte das Knie, die anderen aber sprangen empor und schrien laut in Furcht und Schrecken. Da krümmten sich plötzlich allen Mund und Nase zum Fischmaul, die Arme schrumpften zu Flossen ein, Rumpf und Füße vereinigten sich zum Schuppenleib und Schwanz. Sie waren alle zu Fischen geworden und sprangen in das Meer hinab. Ich allein war übrig und erwartete zitternd die gleiche Verwandlung. Der Jüngling aber sprach freundlich zu mir: „Ich bin Bacchus, fürchte dich nicht und steure mich nach Naxos, ich will es dir lohnen!“

„Augenblicklich wendete ich die Barke, und als wir in Naxos gelandet waren, weihte mich Bacchus als Priester an seinem Altar zum feierlichen Dienste seiner Gottheit ein. Ich kam mit ihm hierher und —“

„Allzulange schon horchen wir auf dein Geschwätz,“ unterbrach ihn der König, „ergreife ihn, Knechte!“ Diese gehorchten und warfen den Fremden in einen tiefen Kerker. Zugleich gebot er, den Bacchus und alle Bacchanten und Bacchantinnen zu suchen und ins Gefängnis zu bringen. Eine große, bewaffnete Schar wurde zu diesem Zweck ausgesandt, aber es bedurfte keiner Waffen, Bacchus bot sich widerstandslos den Schergen als Gefangener dar.

Als er vor den König geführt wurde, mußte dieser selbst seine wunderbare göttliche Schönheit bewundern, aber er ließ den Gott und seine Anhänger trotzdem mit Fesseln belasten und in das tiefste Verließ bringen.

Lächelnd ließ sich Bacchus in den Kerker führen, aber in der nächsten Stunde schon spaltete ein Erdbeben das Gemäuer. Die Ketten fielen von ihm und all den anderen ab, und unverfehrt schritt er mit seinem Gefolge wieder hinaus in das Gefilde.

Dort hatten inzwischen Chöre begeisterter Frauen, von des Königs eigener Mutter und Schwester angeführt, Wundertaten verrichtet. Wenn sie mit dem Stab an Felsen schlugen, sprang Wasser oder feuriger Wein heraus, die Bäche flossen unter ihrem Zauber mit Milch, aus den Bäumen troff Honig. Staunend berichteten dies die Knechte dem König, der immer entrüsteter wurde. Er bot alle seine Krieger und Reiter gegen Bacchus und seine Bande auf. Da erschien der Gott nochmals vor Pentheus und erbat sich Gehör. Er versprach, alle seine Anhänger zu entwaffnen, wenn Pentheus in Frauentracht zur Versammlung ginge, damit er nicht als Mann und Uneingeweihter zerrissen würde. Von des Gottes Beredsamkeit bezwungen, ging Pentheus auf den Vorschlag ein, indem er ohne weiteres mitschritt. Sobald er aber zum Tore hinausgekommen war, wurde er sofort von bacchischem Wahnsinn ergriffen. Ihm war es, als schaue er alles gedoppelt und verändert. Der Gott Bacchus kam ihm wie ein großer Stier vor, und in seiner Verzücung ergriff er einen Thyrsosstab und stürmte nun in den Reihen der anderen dahin.

So kamen sie in ein tiefes, von hohen, efeubewachsenen Föhren beschattetes Tal, wo die Bacchuspriesterinnen die Thyrsosstäbe mit frischen Efeublättern umwanden und ihrem Gotte Hymnen sangen.

Des Pentheus Augen waren fortwährend mit Blindheit geschlagen, er sah die Priesterinnen nicht und ließ sich willenlos leiten. Bacchus streckte nun seinen Stab nach einem der nächsten Föhrengipfel

aus, der sich gehorsam herniederbeugte. Er setzte den wahnsinnigen Pentheus darauf und ließ den Gipfel wieder in seine vorige Höhe zurückschnellen. Pentheus, der wie angefesselt auf dem Wipfel saß, erschien so auf einmal hoch oben auf die Föhre hingepflanzt, ohne daß er die Bacchantinnen unten im Tale gewahrte.

Plötzlich erscholl eine Donnerstimme: „Schauet hier, ihr Mägde, den, der bisher unsere heiligen Feste verachtet und verspottet hat!“ Einen Augenblick blieb alles still, dann aber stürmten die Bacchantinnen mit aufgesperrten Augensternen zu dem Föhrenstamm und versuchten mit Steinen und abgerissenen Ästen den Pentheus zu treffen.

Da sie ihn damit nicht erreichten, gruben sie mit harten Tannenästen den Boden auf, bis die Föhre ganz von Erde entblößt war und zu Boden sank; mit ihr fiel auch Pentheus, der es nun sehr bereuen mußte, daß er dem Räte des Gottes nicht gefolgt war und Weibertracht angelegt hatte. Seine Mutter Agave stürzte, von dem Gotte geblendet, als erste auf ihren Sohn, dem die Todesangst plötzlich die Besinnung zurückgegeben hatte. „Mutter,“ flehte er, „habe Erbarmen mit deinem Sohne, der seinen Troß bereut!“ Aber die Wahnsinnige hörte des Sohnes Stimme nicht, sie meinte, einen Berglöwen vor sich zu haben und riß ihm den rechten Arm vom Leibe weg, während seine Schwester ihm den linken verstümmelte.

Als der gequälte Pentheus jammernd zu Boden sank, stürzte sich die ganze rasende Rote auf ihn und zerriß ihn vollständig in Stücke. Also wurde der Verächter des Gottes Bacchus durch seine eigenen Angehörigen gestraft.

Perseus.

Ein Orakelspruch hatte dem König von Argos, Acrisios, verkündet, daß er durch einen Enkelsohn Thron und Leben verlieren würde. Er ließ deshalb seinen Enkel Perseus samt dessen Mutter Danae in eine Kiste einschließen und ins Meer werfen. Zeus beschirmte sie, und sie kamen bei der Insel Seriphos ans Land, wo eben einer der Könige des Landes, Dictys genannt,

dem Fischfang oblag. Er und sein Bruder Polydektes nahmen sich der armen verstoßenen Fürstin freundlich an. Polydektes erkor sie sogar zu seiner Gemahlin, und Perseus wurde am Hofe sorgfältig erzogen.

Da er zum kräftigen, tatendurstigen Jüngling herangewachsen war, ermutigte ihn sein Stiefvater, auf Abenteuer auszuziehen und der berüchtigten Medusa, die dem Lande viel Schaden tat, das Haupt abzuschlagen. Der jugendliche Held machte sich sogleich auf den Weg und kam bald in die verrufene Gegend, wo Phorkys, der Vater dieses Ungeheuers, hauste. Hier traf er drei seiner Töchter, die Graen oder Grauen genannt. Die grauhaarigen Dirnen hatten nur ein Auge und einen Zahn miteinander, mit dem sie sich gegenseitig aushalfen.

Perseus nahm sie ihnen weg und erklärte sich zur Zurückgabe nur dann bereit, wenn sie ihm den Weg zu den Nymphen, die wunderbare Flügelschuhe, einen Schuttsack und einen unsichtbar machenden Helm von Hundefell besaßen, zeigen würden.

Dies geschah, und er fand bei den Nymphen, was er begehrte. Er schnallte die Flügelschuhe an seine Knöchel, tat Helm und Schuttsack um und erhielt dazu von dem Gotte Hermes eine scharfe, eherne Sichel.

Er flog nun nach dem Ozean, wo die drei andern Töchter des Phorkys, die Gorgonen, hausten. Eine von ihnen, Medusa, war allein verwundbar und sterblich, und ihr Haupt sollte Perseus holen, aber jeder, der sie ansah, wurde in Stein verwandelt. Das mußte Perseus.

Er stellte sich deshalb mit abgewandtem Gesichte vor die Schlafende und fing ihr Bild in seinem glänzendblanken, ehernen Schild auf. So sah er die Medusa, ohne daß sie ihm Schaden konnte, und schnitt nun dem schlafenden Ungeheuer mit der Sichel — Athene führte ihm dabei die Hand — das Haupt ab. Dem Rumpf entsprangen sofort ein Riese, Chrysaor, und ein Flügelroß, der später so berühmt gewordene Pegasos.

Perseus entfloß mit dem Haupte, von den Schwestern der Medusa verfolgt, aber er entging ihnen leicht, denn der unsichtbar machende Helm verbarg ihn ihren Blicken. Die Winde schleuderten den hochemporgesflogenen Jüngling über die Sandwüsten Libyens hinweg bis zu dem Reiche des Riesenkönigs Atlas, wo er sich ermüdet niederließ, aber er bat umsonst um eine Herberge. Der um seinen Hain mit goldenen Früchten besorgte König verweigerte ihm unerbittlich jedes Obdach. Da stieg in Perseus der Zorn auf. „Du willst mir nichts



gönnen," rief er, „dann empfang' du wenigstens eine Gabe von mir!" Er holte mit diesen Worten das Haupt der Gorgone hervor und streckte es dem trozigen Herrscher entgegen. Sofort wurde der Riese in einen Felsen verwandelt und stand starr und leblos da. Sein Haupt ragte als schroffer Gipfel in die Wolken empor. Perseus aber tat seine Fittige wieder um und schwang sich in die Lüfte.

Auf seinem Fluge kam er an die Küste Ethiopiens, wo König Kepheus herrschte. Dort sah er an vorstehender Klippe eine wunderschöne Jungfrau festgebunden. Wenn die Lüfte nicht ihre Locken bewegt und in ihren Augen Tränen gezittert hätten, so würde er sie für ein Marmorbild gehalten haben. „Warum bist du hier in Banden, du Liebliche, sag' an? Nenne mir deinen Namen und den Namen dieses Landes!" rief er aus den Lüften herab.

Beschämt erwiderte sie unter Tränen: „Ich bin Andromeda, des Königs der Äthioper Tochter. Meine Mutter hatte den Meeresnympfen gegenüber geprahlt, daß ich schöner sei als sie alle. Darüber zürnten die Nereiden, und Nereus ließ auf ihre Bitten eine Überschwemmung und einen riesigen Hai über das Land kommen. Das Volk drang in meinen Vater, das Orakel des Apollo deshalb zu befragen, und der Spruch desselben lautete, Befreiung von der Plage könne nur erlangt werden, wenn des Königs Tochter dem Raubfisch preisgegeben werde. Da zwangen sie den verzweifeltsten Mann, mich hier an diesen Felsen fesseln zu lassen."

Sie hatte die Rede noch nicht vollendet, als aus der Tiefe des Meeres ein Scheusal mit ungeheurem Rachen auftauchte, das gerade auf sie loschwamm. Das Mädchen schrie laut auf, zugleich sah man ihre Eltern herbeieilen, die aber, ohne helfen zu können, nur mitleidige Tränen für sie hatten. Da rief ihnen Perseus zu: „Lasset das Jammern! Die Zeit der Rettung ist kurz. Ich bin Perseus, ein Sohn des Zeus, ich habe die Gorgone besiegt und gedenke, auch eure Tochter vom Verderben zu retten, wenn ihr mir die Befreite hernach zum Weibe gebet!"

Die erfreuten Eltern versprachen nicht nur dieses, sondern auch ihr ganzes Königreich als Mitgift dazu.

Unterdessen war das Untier herangeschwommen und nur noch einen Steinwurf von dem Felsen entfernt. Da schwang sich der Jüngling hoch in die Lüfte empor, um das Tier von oben herab anzugreifen. Als es den Schatten des Perseus in den Wogen erblickte, fuhr es

wütend auf ihn los. Der unerschrockene Jüngling aber stürmte wie ein Nar aus den Lüften hernieder, trat auf den Rücken des Scheusals und stieß demselben sein scharfes Halbschwert bis an das Heft in den Leib. Der verwundete Fisch sprang zuerst hoch in die Lüfte, dann tauchte er in die Tiefe und rasste nun in dem Wasser wie ein verwundeter Eber. Sobald er aber wieder auftauchte, versetzte ihm Perseus Wunde auf Wunde, bis sich ein dunkler Blutstrom aus seinem Rachen ergoß und er sich allmählich auf die Seite neigte und verendete.

Des Jünglings Flügelschuhe troffen von Blut und Wasser, und es war die höchste Zeit gewesen, daß der Kampf zu Ende ging, sonst wäre der Sieger mit zugrunde gegangen. Jetzt aber schwang er sich freudig zu dem Felsen hinüber und befreite die Jungfrau von der Kette.

Er brachte sie den freudestrahlenden Eltern, und der Königspalast empfing ein glückliches Brautpaar.

Schon dampfte das Hochzeitmahl, und die Gäste wollten sich eben zu Tisch begeben, als sich die Vorhöfe der Königsburg plötzlich mit bewaffneten Kriegern füllten; Phineus war es, der Stiefbruder des Kepheus, der früher um seine Nichte geworben, aber sie in ihrer Bedrängnis schnöde verlassen hatte.

Mit gehobenem Speere trat er in den Saal und rief dem erstaunten Perseus drohend zu: „Sieh hier den rechtmäßigen Bräutigam der Andromeda! Weder deine Flügel noch dein Vater Zeus sollen mir die Braut rauben, du Abenteuerer!“

Er warf mit aller Wucht den Speer nach Perseus, aber er tat einen Fehlwurf, das Eisen blieb im Polster stecken. Nun schwang auch Perseus den Wurfspeer, und er würde den Phineus durchbohrt haben, wenn sich dieser nicht mit schnellem Sprunge hinter den Hochaltar geflüchtet hätte. Das Geschloß aber traf einen seiner Begleiter, der hinter ihm gestanden war und der tödlich verletzt wurde.

Auf dieses hin wurde der Kampf allgemein. Lange wogte er hin und her zwischen den Gästen und den Eingedrungenen, aber Phineus und seine Genossen waren in der Mehrzahl, und Perseus sah sich plötzlich von allen Seiten umringt. Er hatte, die Schulter an einen Pfeiler gelehnt, sich den Rücken gedeckt und wehrte sich mit äußerstem Mute, indem er alle Angreifer zu Boden streckte. Als er aber sah, daß er sonst der Überzahl erliegen müsse, entschloß er sich zu einem letzten furchtbaren Rettungsmittel. „Weil ihr mich zwingt,“ rief er, „will ich mir Hilfe bei einem alten Freunde holen!“

Mit diesen Worten zog er das Gorgonenhaupt aus seiner Tasche und streckte es den auf ihn eindringenden Kriegern entgegen. Wie der Blitz hielten alle im Kampf inne. Die Hände und Arme, die Schwert und Speer heben wollten, blieben in dieser Gebärde starr wie Marmor. Als Phineus seine tapfersten Krieger in Steinbilder verwandelt sah, erfaßte ihn Entsetzen, und sein Troß verwandelte sich in ängstliches Flehen.

„Laß mir nur das Leben,“ bat er kniefällig, „dein sei unbestritten Braut und Reich!“ — Perseus aber kannte kein Erbarmen, er drang auf ihn ein, so daß er sich ihm notgedrungen zuwenden mußte, und das Schreckensbild sein Auge traf. Sein Hals und Leib erstarrte, sein flehender Blick verhärtete zu Stein. Also blieb er für ewig ein Steinbild in unterwürfiger, knechtischer Stellung.

Perseus aber führte nun seine geliebte Andromeda als Gattin heim und lebte mit ihr lange Jahre in Glück und Frieden. An seinem Großvater Akrisios aber sollte sich das geweissagte Geschick doch erfüllen. Der alte König war aus Furcht vor dem Drakelspruch zu einem fremden Fürsten ins Pelasgerland gezogen und beteiligte sich dort an Kampfspielen, die eben gefeiert wurden. Perseus, auf einer Fahrt nach Argos begriffen, kam ebenfalls dorthin und wurde auch zu den Spielen eingeladen. Da ereignete es sich, daß der Enkel durch einen Wurf mit der Diskoscheibe den Großvater tötete, ohne daß er den Akrisios kannte oder treffen wollte. Nicht lange blieb ihm verborgen, wer der Greis war. In tiefer Trauer wohnte er dem Leichenbegängnis des Großvaters bei und vertauschte hernach das Königreich, das ihm nach seinem Tode zugefallen war.

Der Neid des Geschickes verfolgte ihn nun nicht länger. Viele tapfere Söhne schenkte ihm Andromeda, und der Ruhm des Vaters lebte in ihnen fort. So schließt die Sage von Perseus.



Dädalos und Ikaros.

Der Athener Dädalos, der Sohn des Metion, war der kunstfertigste Mann seines Jahrhunderts; er war zu gleicher Zeit Baumeister, Bildhauer und Arbeiter in Stein und Erz. In allen Städten waren Werke seiner Hand zu schauen, und von seinen Bildsäulen sagte man, daß sie leben.

Er hatte einen Schwestersohn, Namens Talos, den er in seinen Künsten unterrichtete, und der fast noch trefflichere Anlagen zeigte, als sein Oheim und Meister. Talos hatte, fast noch ein Knabe, die Töpferscheibe erfunden, mit den gezackten Zähnen eines Schlangentinnbuckens ein Holzbrettchen zerschnitten und so die erste Säge erfunden. Auch noch andere künstliche Werkzeuge erfand er selbständig ohne die Beihilfe seines Lehrers, und gewann schon in der Jugend hohen Ruhm, wodurch er sehr stolz und selbstbewußt ward.

Dädalos wurde allmählich eifersüchtig auf seinen Zögling: Er fürchtete überholt zu werden, und der Neid übermannte ihn so, daß er den Knaben eines Abends, als niemand zugegen war, von der Burg Athenes hinabstürzte.

Als er den Leichnam verscharren wollte, ward er überrascht und wurde, obwohl er zu leugnen versuchte, des Mordes schuldig befunden. Er entwich schleunig nach der Insel Kreta, wo er bei König Minos eine Freistätte fand und als Künstler außerordentlich geschätzt war. Minos übertrug ihm die Aufgabe, für das Doppelwesen, den Minotaurus, der vom Kopfe bis an die Schultern Stier war, aber sonst einem Menschen glich, eine Behausung zu schaffen, in der er Menschenaugen ganz entrückt ward. Der erfindsame Dädalos erbaute zu diesem Zwecke das Labyrinth, ein Gebäude voller Krümmungen und Irrungen, welche Blick und Schritt des Wanderers fortwährend täuschten. Unzählige Gänge schlossen sich ineinander und führten bald vorwärts, bald wieder zurück, so daß sich niemand zurechtfinden konnte.

Im Innersten dieses Raumes wurde der Minotaurus gehegt. Die Nahrung des Ungeheuers waren unter anderem sieben erlesene Jünglinge und sieben schöne Jungfrauen, die Athen alle neun Jahre dem

König Kretas als Opfer senden mußte. Dädalos aber verabscheute diese Opfer.

Dem lebenslustigen Künstler wurde überhaupt der Aufenthalt auf dem rings vom Meer umschlossenen Eiland bei dem strengen und eigensinnigen König allmählich zur Last, und er sehnte sich wieder in seine alte Heimat zurück. Sein erfinderischer Geist fand bald ein Mittel zur Flucht. „Wenn mich auch Minos mit einem ganzen Meer umschließt,“ rief er, „die Luft ist ihm nicht untertänig! Ich werde mir die Lüfte dienstbar machen.“ Mit rastloser Gewandtheit begann er Bogelfedern von verschiedener Größe so aneinander zu reihen, daß er mit der kürzesten begann und zu dieser stets eine längere legte, so daß man meinen konnte, sie seien zum Gefieder zusammengewachsen. Die Federn verband er in der Mitte mit leinenen Schnüren und unten mit Wachs und bog sie mit kaum merklicher Krümmung, so daß sie ganz das Aussehen von Schwingen bekamen. Dädalos hatte einen Knaben namens Ikaros. Dieser sah neugierig dem Tun des Vaters zu und half ihm bald auch fleißig bei der Arbeit.

Nachdem alles sorgfältig vollendet war, heftete Dädalos das Flügelpaar an seinen Leib und schwang sich leicht wie ein Vogel zum Ather empor. Als er wieder zur Erde kam, bat ihn sein Sohn inständig, ihm doch auch solche Flügel zu machen und ihn mitzunehmen bei seinem Fluge durch die Welt.

Dädalos zögerte lange, endlich aber entschloß er sich und fertigte für ihn rasch ein Flügelpaar. „Höre, was ich dir rate, mein Sohn,“ sprach er dann zu dem Knaben. „Fliege nur auf der mittleren Bahn, damit nicht, wenn du dich zu sehr nach unten senkst, deine Fittige vom Meerwasser feucht werden und dich in die Wogen hinabziehen. Ebenso sehr mußt du dich aber vor der Sonne hüten, damit du nicht ihren Strahlen zu nahe kommst und Feuer fängst. Zwischen Meer und Sonne fliege bedachtam, stets meiner Spur folgend, durch die Luft dahin!“

Unter solchen Ermahnungen machte er den Sohn reisefertig, aber seine Hand zitterte beim Umknüpfen des Flügelpaars, und eine schwere Träne tropfte ihm hernieder.

Beide erhoben sich in die Lüfte. Anfangs ging alles ganz gut. Bald waren vor ihnen die Eilande Samos, Delos und Paros verschwunden, und ferne Küsten tauchten auf, als der durch den glücklichen Flug zuversichtlich gemachte Ikaros seinen besorgten Vater und Berater verließ und sich übermütig höheren Gebieten zuwendete. Aber die

Strafe blieb nicht aus. Die nahe Sonne erweichte mit ihren heißen Strahlen das die Fittige zusammenhaltende Wachs, die aufgelösten Flügel entfanen zu beiden Seiten den Schultern, da sie keinen Wind mehr zu fassen vermochten, und plötzlich stürzte der unglückliche Jüngling in die Tiefe. Er wollte nach seinem Vater rufen, aber schon hatte ihn die Meerflut verschlungen. Als Dädalos hinter sich blickte, ward er nichts mehr von seinem Sohne gewahr. Vergeblich rief er laut seinen Namen. Niemand antwortete in der leeren Luft. Endlich richtete er die spähenenden Blicke nach der Erde. Da gewahrte er tief unten auf den Meereswogen die Flügel seines Sohnes. Er senkte sogleich seinen Flug und schritt lange suchend am Meeresufer hin und her, wo bald die Wellen den armen Knaben an den Sand spülten.

Der verzweifelnbe Vater sorgte für die Bestattung auf der Insel, wo der Leichnam ans Land geschwemmt worden war, und nannte sie zum ewigen Gedächtnis an das jammervolle Geschick seines Sohnes Ikaros. So wurde der ermordete Talos vom Schicksal gerächt.

Als Dädalos seinen Sohn bestattet hatte, flog er von dem Eiland nach der großen Insel Sizilien. Hier fand er bei dem König Kofalos gastliche Aufnahme, und seine Kunst versetzte bald alles in Staunen.

Viele Menschenalter lang zeigte man einen künstlichen See, den er gemacht hatte, und aus dem ein breiter Fluß sich in das Meer ergoß. Auf der höchsten Klippe, wo kaum einige Bäume Raum hatten, baute er, jede Felsencke benützend, eine feste Burg und führte zu ihr einen so künstlich in das Gestein eingehauenen, gewundenen Weg empor, daß wenige Männer hinreichten, um die Feste zu verteidigen. Diese unbezwingliche Burg erkor sich Kofalos zum Aufenthalt und zur Aufbewahrung seiner Schätze.

Dädalos drittes Werk war eine tiefe Höhle. Hier fing er den unterirdischen Feuerdampf so geschickt auf, daß der Aufenthalt in der Grotte so angenehm war, wie der in einem Zimmer. Auch den Tempel Aphrodites erweiterte er und weihte der Göttin eine goldene Honigzelle, die einer wirklichen Honigwabe täuschend ähnlich sah.

Als König Minos erfuhr, daß sein Baumeister Dädalos sich nach Sizilien geflüchtet habe, beschloß er, ihn mit einem ganzen Kriegsheer zurückzuholen. Er fuhr übers Meer und schickte vom Gestade Botschafter aus, welche die Auslieferung des Flüchtlings verlangten. Kofalos ging scheinbar auf das Verlangen des Kreterkönigs ein und vereinbarte mit ihm eine Zusammenkunft in der Burg.

Minos kam und wurde mit großer Gastfreundschaft aufgenommen. Da er von dem steilen Wege sehr müde war, wurde ihm ein warmes Bad gerichtet. Als er nun in der Wanne saß, wurde diese so lange geheizt, bis Minos in dem engen Raum erstickte. Den Leichnam überließ der König dem Gefolge des Minos unter dem Vorgeben, der König sei ausgeglitten und in dem dampfenden Wasser ertrunken. Er ließ ihn mit großer Pracht bestatten und durch Dädalos über seinem Grabe bei Agrigent einen offenen Aphroditetempel erbauen.

Dädalos blieb bei Kofalos während seines ganzen Lebens, er wurde der Gründer der schönen Künste auf Sizilien und zog viele berühmte Meister heran. Glücklicherweise aber war er seit dem Tode seines Vaters nicht mehr, und durchlebte, während er durch seine kunstvollen Werke dem Land ein heiteres und prächtiges Aussehen verlieh, ein kummervolles Alter. Er liegt in Sizilien begraben.



Tantalos.

Wenn je einem sterblichen Manne die olympischen Götter Ehren erwiesen, so war es der Zeussohn Tantalos, der zu Sipylos in Lydien herrschte. Er wurde der vertrauten Freundschaft der Himmlischen gewürdigt, speiste an ihrer Tafel und durfte alles mit anhören, was die Unsterblichen besprachen. Aber sein Übermut vermochte das überirdische Glück nicht zu ertragen, und er begann, gegen die Götter zu freveln. Er verriet die Geheimnisse derselben den Menschen und stahl von ihrer Tafel Nektar und Ambrosia, die er unter seine irdischen Genossen verteilte. Ebenso verbarg er einen kostbaren goldenen Hund, den ein frecher Gefelle aus dem Zeustempel zu Krete gestohlen hatte; und als der Priester ihn zurückforderte, schwor er den Besitz ab. Eines Tages lud er in freilem Übermut die Götter zu Gast und setzte ihnen, um ihre Allwissenheit zu prüfen, das Fleisch seines eigenen Sohnes Pelops vor, den der Unmensch hatte schlachten lassen. Aber die Götter merkten den Greuel, nur Demeter, in trüben Gedanken an ihre geraubte Tochter Persephone versunken, aß ein Stück

von der Schulter. Die anderen warfen die zerstückelten Glieder des Knaben in einen Kessel, und die Parze Klotho zog ihn in erneuter Schönheit daraus hervor. Ein elfenbeinernes Schulterstück wurde für das verzehrte eingesetzt.

Tantalos hatte damit das Maß seiner Frevel erfüllt und wurde von den Göttern in den tiefsten Hades verstoßen, um hier mit quälenden Leiden gestraft zu werden. Er stand mitten in einem Teiche, und die Wasser spülten ihm um das Kinn, aber er konnte dennoch den ihm so nahen Trank niemals erreichen und litt den gräßlichsten Durst. Wenn er sich zum Trinken bückte, entschwand vor ihm die Flut, und der Teich schien ganz trocken zu sein. Dabei litt er den peinlichsten Hunger. Herrliche Fruchtbäume wölbten am Ufer des Teiches die Äste über seinem Haupte. Wenn er sich emporrichtete, lachten ihm saftige Birnen und Äpfel, Feigen und Granaten entgegen, aber sobald er sie mit der Hand fassen wollte, riß ein Sturmwind die Äste hinauf in unerreichbare Weite.

Zu diesen Qualen gesellte sich noch beständige Todesangst, denn ein großes Felsstück über seinem Haupte drohte unaufhörlich auf ihn herabzustürzen.

Also wurde Tantalos, der ruchlose Verächter der Götter, gestraft. Dreifache, niemals endende Qual war ihm für alle Ewigkeit beschieden.

Pelops.

So schwer sich Tantalos an den Göttern versündigt hatte, so fromm ehrte sie sein Sohn Pelops. Er war nach seines Vaters Verstoßung in die Unterwelt in einem Kriege mit dem benachbarten troischen König Ilos aus seinem Reiche vertrieben worden und wanderte nach Griechenland aus. Eben erst war er dem Jünglingsalter entwachsen, aber schon hatte er sich eine Gattin erkoren. Es war dies die schöne Hippodameia, die Tochter des Onomaos von Elis. Sie war aber nicht leicht zu erringen.

Ein Orakelspruch hatte nämlich ihrem Vater vorhergesagt, wenn

seine Tochter sich vermähle, würde er sterben. Deshalb wandte der erschrockene König alles an, um jeden Freier von ihr fernzuhalten. Er ließ in allen Landen verkünden, nur der sollte seine Tochter als Gattin erhalten, der ihn selbst im Wagenrennen überwinde. Wenn aber er, der König siege, so sei das Leben des Freiers verwirkt. Das Wettrennen geschah von Pisa aus nach dem Altar des Poseidon auf der Meerenge zu Korinth, und die Bedingungen setzte der König folgendermaßen fest:

Der Freier sollte mit einem Biergespann vorausfahren, er selber werde erst, wenn er ein Widderopfer beendet, auf seinem von dem Wagenlenker Myrtilos geleiteten Zweigespann mit einem Speer in der Hand den Fahrenden verfolgen. Gelingt ihm die Einholung, so habe er das Recht, den Erreichten mit dem Speere zu durchbohren.

Die vielen Jünglinge, welche um die schöne Hippodameia freiten, vernahmen diese Botschaft gern, denn sie hielten den König Onomaos für einen schwachen Greis, der seinen Gegnern absichtlich einen so großen Vorsprung bewillige, um mit dieser Großmut seine Niederlage beschönigen zu können. Einer nach dem anderen kam nach Elis und begehrte Hippodameia zur Gattin. Einen um den anderen empfing Onomaos höflich, überließ ihm ein schönes Biergespann zur Fahrt und ging hin, um dem Zeus gemächlich einen Widder zu opfern. Dann erst bestieg er den Wagen, aber seine beiden Renner Phylla und Harpinna liefen schneller als der Nordwind. Mit ihnen holte er den Freier jedesmal lang vor Ende der Bahn ein und durchbohrte ihn mitleidslos mit dem Speere von hinten. Auf diese Art hatte er schon ein Duzend Jünglinge erlegt, denn seine windschnellen Kasse blieben jedesmal Sieger.

Pelops war auf seiner Fahrt nach der Geliebten an der Halbinsel, die heute noch nach ihm ihren Namen, Peloponnes, führt, gelandet und vernahm bald, was sich zu Elis zutrug. Da rief er nächtlicherweise seinen Schutzgott, den hehren Poseidon, an, der, sein Flehen erhörend, aus der Meerflut emporrauschte. „Mächtiger Poseidon, Herrscher des Meeres,“ flehte Pelops, „wenn dir Geschenke willkommen sind, so lenke den Speer des Onomaos von mir ab! Spende mir den schnellsten Wagen und führe mich zum Siege! Erhabener Gott, um Aphrodites willen, laß mich den Kampf bestehen!“

Also betete Pelops, und sein Flehen war nicht vergeblich. In den Wogen schallte und brauste es wie Hufschlag und Rosssegewieher,

und ein goldschimmernder Wagen mit vier geflügelten Rossen stieg empor. Freudig dankend bestieg ihn Pelops und flog auf ihm wie der Wind nach Elis.

Onomaos erschraf bei seiner Ankunft, er erkannte auf den ersten Blick das Gespann des Meergotts, aber er konnte den Wettkampf unter den gewohnten Bedingungen nicht verweigern und verließ sich auf die bewährte Schnelle seiner Kenner, die es dem Winde zuvortaten.

Nach kurzer Rast betrat Pelops die Bahn und begann die Wettfahrt. Schon war er dem Ziele nahe, als der König, der das Widderopfer schneller als gewöhnlich verrichtet hatte, ihm mit seinen sturmwindschnellen Kennern auf den Nacken kam und schon den Speer schwang, dem kühnen Freier den Todesstoß zu versetzen. Da fügte es Poseidon, daß die Räder des Königswagens an einen Stein stießen und aus den Fugen gingen und das Gestell zusammenbrach. Onomaos gab infolge des Falles den Geist in demselben Augenblick auf, als Pelops mit seinem Göttergespann am Ziele hielt. Als er hinter sich sah, stand der Palast des Königs in Flammen. Ein Blitz hatte ihn entzündet. Pelops rettete mit seinen Flügelrossen Hippodameia, die schöne Braut, aus den Flammen und hielt mit ihr Hochzeit.

Er wurde ein berühmter König und erweiterte seine Herrschaft über das ganze Land Elis. Unter anderem gewann er auch Olympia, wo er die weltberühmten Spiele stiftete. Seine Söhne Atreus, Thyestes und Pittheus gründeten eigene Reiche.

Niobe.

Niobe, die Königin von Theben, war eine ausnehmend stolze Frau. Ihr Vater Tantalos war der Gast der Götter, ihr Gatte Amphion hatte von den Musen eine Zauberleier erhalten, auf deren Spiel hin sich die thebanischen Stadtmauern von selber zusammenfügten, und sie selbst war die Herrin eines gewaltigen Reiches, dabei voll Hoheit des Geistes und von majestätischer Schönheit. Auf keines ihrer Güter aber war sie so stolz, als auf ihre vierzehn blühenden

Kinder, und zwar sieben Söhne und sieben Töchter. Sie hieß die glücklichste aller Mütter, und sie wäre es gewesen, wenn sie nicht so überaus selbstbewußt sich dessen gerühmt hätte. So aber wurde der aus dem Bewußtsein ihres Glückes entsprossene Übermut ihr Verderben.

Die Seherin Manto, die Tochter des Teiresias, hatte eines Tages mitten in den Straßen Thebens die Frauen zur Verehrung Letos und ihrer Kinder, Apollo und Artemis, zusammengerufen und gebot, der Göttin unter frommem Gebete Weihrauchopfer darzubringen. Als nun alles versammelt war, kam auf einmal Niobe mit königlichem Gefolge prunkend dahergeschritten. Sie war in prächtigem Gewand und strahlte von Schönheit, aber oftmals hob sie ihr stolzes Haupt mit dem herabwallenden Lockenhaar unmutig empor. Sie trat in die Mitte der eben mit dem Opfer beschäftigten Frauen und rief mit stolzem Tone: „Ihr seid töricht, Fabelwesen als Götter zu verehren, während gottbegnadete Frauen mitten unter euch weilen! Mein Vater Tantalos sitzt am Tische der Himmlischen, meine Mutter Dione, die Schwester der Plejaden, glänzt als leuchtendes Gestirn am Himmel, mein Ahn, der gewaltige Atlas, trägt das Himmelsgewölbe auf seinem Rücken, mein Großvater ist Zeus. Mir und meinem Gatten ist die Stadt des Kadmos untertänig, und Phrygiens zahlreiche Völker gehorchen meinem Winke. Mir blühen Kinder wie keiner andern Mutter, sieben holde Töchter und sieben starke Söhne. Auf dieses alles kann ich mit Recht stolz sein, und ihr habet keinen Grund, Leto, die unbekannte Titanentochter, höher zu schätzen als mich. Sie ist nur die Mutter zweier Kinder, die Armselige! Wer leugnet oder zweifelt, daß ich mehr bin als sie? Darum fort mit euren Opfern für Leto, zerstreuet euch in eure Häuser und laßt ab von eurem törichten Beginnen!“

Die Frauen nahmen betroffen die Kränze vom Haupte, ließen die Opfer unvollendet und schlichen verzagt nach Hause zurück.

Leto stand auf dem Gipfel des Kynthos und schaute mit den Götteraugen, was in dem fernen Theben vorging. Tränen füllten ihre Wimpern. „Kinder,“ rief sie den letzteren zu, „ich, eure Mutter, die auf eure Geburt so stolz ist, die keiner Göttin weicht, werde von einer frechen Sterblichen geschmäht und von den Opferaltären verstoßen, wenn ihr mir nicht beisteht. Auch ihr werdet von Niobe beschimpft und ihrer Kinderschar nachgesetzt!“ Leto wollte ihrer Rede noch Weiteres beifügen, Phöbos Apollo aber rief: „Laß die Klage, o Mutter, sie hält die Strafe nur auf, die wir sogleich über die Stolge verhängen werden!“

Leto nickte beistimmend; die beiden hüllten sich in eine Wolkendecke und schwebten im Fluge nach der Stadt des Radmos.

Hier breitete sich vor den Mauern ein großes Blachfeld aus für die Kampfspiele und Übungen zu Roß und Wagen. Die sieben Söhne Niobes beschäftigten sich eben mit solchen Übungen; die einen tummelten schnelle Rösse, die anderen versuchten sich mit Ringen und Wettlauf. Der älteste, Ismenos, trieb just sein Tier im Kreise herum und bändigte kraftvoll das schäumende Roß, als er plötzlich den Zaum aus den erschlaffenden Händen ließ und langsam am Buge des Tieres herunter sank. Ein Pfeil hatte ihn mitten ins Herz getroffen. Sein Bruder Sipylos hatte das Rasseln des Köchers in den Lüften gehört und floh mit verhängten Zügeln, um dem unsichtbaren Schützen zu entrinnen. Aber das Todesgeschloß ereilte auch ihn; zitternd hastete ihm der Schaft im Genicke, und das scharfe Eisen ragte zum Halse heraus. Über die Mähne des Pferdes herab glitt der tödlich Getroffene und besprengte mit seinem Blute das Gefilde.

Zwei andere, Tantalos und Phädimos, lagen, miteinander ringend, in fester Umschlingung, Brust an Brust gepreßt. Da tönte der Bogen aufs neue, und die beiden Ringer durchbohrte ein Pfeil. Beide stöhnten zugleich auf, krümmten die Glieder im Todeskampf auf der Erde und verhauchten mit einem Atem die Seele. Alphenor, der fünfte Sohn Niobes, sah sie fallen, er flog wie ein Pfeil herbei und versuchte die erstarrenden Glieder durch seine Umarmungen zu beleben, aber unter diesem Bemühen sank auch er dahin, denn Apollo sandte ihm das tödliche Geschloß tief in die Herzkammer, und als er es herauszog, entwich mit dem herausströmenden Blute das Leben, so daß er erbleichend dahinsank.

Damastichon, den sechsten, traf ein Pfeil in das Kniegelenk, und während er das Eisen herausziehen wollte, drang ihm ein zweites Geschloß in den Hals, und ein Blutstrahl schoß hoch empor. Er sank sterbend neben dem letzten und jüngsten Sohn Klioneus zusammen. Dieser, noch ein Knabe, breitete die Arme aus und flehte: „O, ihr gnädigen Götter, verschonet mich!“

Der furchtbare Bogenschütze selbst wurde von dem Flehen gerührt, aber der schon entsandte Pfeil war nicht mehr zurückzurufen. Der Knabe sank zusammen in plötzlichem, schmerzlosem Tode. Der Pfeil war ihm mitten ins Herz gedrungen.

Die Schreckenskunde kam bald in die Stadt zu Amphion, dem

unglücklichen Vater. Als dieser die Botschaft vernahm, durchbohrte er sich, wahnsinnig vor Schmerz, die Brust mit dem Schwerte. Bald drang der Jammer auch in die Frauengemächer.

Niobe vermochte das Entsetzliche nicht zu fassen, sie wollte nicht glauben, daß die Himmlischen solches wagten, solches vermöchten. Aber bald konnte sie nicht mehr zweifeln. Wehfliegend stürzte sie hinaus auf das Feld, sie warf sich auf die toten Söhne und suchte sie mit ihren Küssen zu beleben, bald diesen und bald jenen. Dann hob sie die Arme zum Himmel und rief: „Weide dich an meinem Kummer, grausame Leto! Der Tod meiner sieben Söhne bringt auch mich in die Grube!“

Inzwischen waren auch ihre sieben Töchter herbeigeeilt und standen mit fliegenden Haaren weinend um die Brüder her. Bei ihrem Anblick rötete sich Niobes blaßes Antlitz und sie rief, einen trotzigen Blick zum Himmel werfend: „Auch in meinem Unglück bleibt mir mehr als dir in deinem Glücke, erbarmungslose Siegerin!“

Sie hatte es kaum gesprochen, als das Schwirren einer Sehne aus den Lüften herabtönte und plötzlich eine ihrer Töchter mit der Hand ans Herz, in dem ein Pfeil haftete, fuhr und zusammensank. Eine Schwester eilte ihr zu helfen, aber von einem unsichtbaren Geschosse getroffen, stürzte sie plötzlich auf die Hingefunkene. Eine dritte sank im Fliehen zu Boden, andere fielen, über die sterbenden Schwestern hingeneigt. Nur die Jüngste war noch übrig, die sich in den Schoß der Mutter geflüchtet hatte und von ihrem faltigen Gewande bedeckt wurde. „Nur die Jüngste laß mir,“ flehte die Unglückliche, „nur die eine von den vielen!“ Aber während sie flehte, sank das Kind tot zusammen, und einsam saß Niobe zwischen den Leichen. Da erstarrte sie vor Gram, aus ihrem Antlitz wich das Blut, die Augen standen regungslos, die Arme, die Füße bewegten sich nicht mehr. Ihre ganze Gestalt war zu starrem Steine geworden, nichts mehr lebte an ihr, als die Tränen, die unaufhörlich aus den Steinaugen rannen. Eine gewaltige Windsbraut erfaßte den Stein und führte ihn fort in das lydische Gebirge, die alte Heimat Niobes. Dort haftet sie als Fels am Berggipfel und zerfließt ewig in Tränen.



Sisyphos und Bellerophontes.

Der Sohn des Deukalionenkels Noios war Sisyphos, der Erbauer von Korinth, der listigste aller Sterblichen. Einst verriet er den Aufenthalt des Zeus dem Flusgott Asopos gegen dessen Versprechen, eine Quelle auf der Burg von Korinth entstehen zu lassen. Asopos hielt Wort und schlug die berühmte Quelle Pirene aus dem Felsen.

Zeus beschloß, den verräterischen Sisyphos zu strafen, und schickte den Thanatos (Tod) zu ihm, der listige König wußte aber diesen mit starken Banden zu fesseln, so daß niemand auf Erden sterben konnte, bis endlich Ares (der Kriegsgott) kam und den Tod befreite, der nun den Sisyphos in den Hades brachte.

Der schlaue Fürst jedoch hatte seinem Weibe vorher geboten, die Totenopfer für ihn zu unterlassen. Darüber war der ganze Hades empört, und Persephone gestattete dem Sisyphos, auf die Oberwelt zurückzukehren, damit er die säumige Gattin mahne.

Der so dem Schattenreich Entwichene dachte nicht mehr an die Rückkehr, sondern tat sich zu Hause gütlich. Während er aber beim üppigen Mahle saß, kam plötzlich der Tod und schleppte ihn unerbittlich zurück in die Unterwelt.

Dort traf ihn die Strafe, daß er einen schweren Marmorblock mit allen Kräften von der Ebene eine Anhöhe hinaufwälzen mußte. Wenn er aber vermeinte, ihn auf den Gipfel gebracht zu haben, so wandte sich die Last um, und der tückische Stein rollte in die Tiefe zurück. So mußte der gepeinigte Frevler immer von neuem vergeblich den Felsblock empormwälzen, und heute noch heißt man davon eine schwierige, vergebliche Arbeit — Sisyphosarbeit.

Sein Enkel war Bellerophontes, der Sohn des Korintherkönigs Glaukos. Wegen eines vorsätzlichen Mordes war er zur Flucht genötigt und wandte sich nach Tiryns, wo der König Prötos herrschte, und wo er gastfreundlich aufgenommen wurde. Bellerophontes hatte von den Göttern schöne Gestalt und ein edles, einnehmendes Wesen empfangen, so daß er von Männern und Frauen hoch verehrt wurde, und auch Anteia, die junge Königin, von ihm ganz entzückt war.

Dem bejahrten König deuchte diese Verehrung, die dem Jüngling von allen Seiten entgegengebracht wurde, ungeziemend, und er beschloß, der Sache ein Ende zu machen.

Er sandte deshalb den Bellerophontes zu seinem Schwiegervater Jobates, dem König von Lykien, und gab ihm ein zusammengefaltetes Täfelchen mit, das er bei seiner Ankunft vorzeigen sollte. Auf dieses waren gewisse Zeichen eingeritzt, die den Wink enthielten, den Überbringer recht gefährliche Abenteuer bestehen zu lassen und ihn so, wenn möglich, unschädlich zu machen.

Arglos wanderte Bellerophontes nach Lykien, aber die allwaltenden Götter nahmen ihn in Schutz; der König Jobates, ein gütiger, gastfreundlicher Fürst nach der alten Sitte, nahm den edlen Fremdling auf, ohne zu fragen, wer er sei und woher er komme. Des Jünglings edle Gestalt und fürstliches Benehmen genügten ihm zu der Überzeugung, daß er keinen Unwürdigen als Gast beherberge. Er erwies dem Gast auf jede Weise Aufmerksamkeiten und gab ihm zu Ehren alle Tage ein neues Fest. Erst, als die zehnte Morgenröthe am Himmel aufstieg, fragte er nach seiner Herkunft und dem Zwecke seiner Reise.

Da berichtete ihm Bellerophontes seine Fahrt und übergab ihm das Täfelchen des Königs Prötos. Als Jobates den Sinn der Zeichen erkannte, erschrak er, denn er hatte den Jüngling sehr lieb gewonnen. Er gedachte, ihm deshalb nur Kämpfe aufzutragen, aus denen er, wenn er sich durchaus tapfer erwies, als Sieger hervorzugehen hoffen konnte.

Zuerst ließ er ihn das Ungeheuer Chimära erlegen, dessen Eltern der Drache Typhon und die Schlange Echidna waren. Vorn war es ein Löwe, hinten ein Drache und in der Mitte eine Ziege; aus seinem Rachen sprühten Feuer und Gifthauch. Die Götter selbst hatten Mitleid mit dem schönen Jüngling und lenkten seinen Pfad zu dem Flügelroß Pegasos an den Quell Pirene. Vergeblich versuchte er, das Roß einzufangen, das noch nie einen sterblichen Reiter getragen hatte. Als er am Quell ermüdet eingeschlafen war, erschien ihm im Traume die Göttin Athene mit einem köstlichen, golddurchwirkten Zaum in der Hand und sprach: „Was schläfst du, Sprosse des Aolos, opfere dem Poseidon einen Stier und brauche diesen goldenen Zaum!“

Sie schüttelte ihren düsteren Agischild und verschwand; er aber erwachte aus dem Schlafe, sprang auf und griff nach dem Zaume.

Und, o Wunder! Der Zaum, von dem er geträumt hatte, war da! Er hielt ihn leibhaftig in der Hand.

Ein Seher, den Bellerophontes um Rat fragte, riet ihm, den Stier nach der Göttin Wort ungesäumt dem Poseidon zu schlachten und der Beschützerin Athene einen Altar zu erbauen.

Nachdem dies geschehen war, fing der Held das Flügelroß ohne jegliche Mühe, er legte ihm den Zaum an und bestieg es wohl gewappnet. Nun schoß er aus den Lüften herab die Chimära mit Pfeilen tot und brachte ihre Haut dem Iobates. Dieser sandte ihn nun mit Kriegern gegen das räuberische Solymervolk, das an den Grenzen von Lykien wohnte, und nachdem er den gefährvollen Kampf gegen die große Überzahl glücklich bestanden hatte, gegen die Männerfeindinnen, die Amazonen. Auch aus diesem Streite kam er siegreich zurück.

Nunmehr erkannte der König, daß der fremde Gast kein Übeltäter, sondern ein tapferer Held und ein Liebling der Götter sei. Er behielt ihn in seinem Königreich in einer hohen Stellung und gab ihm seine Tochter Philonoe zur Gemahlin, die dem Bellerophontes zwei Söhne und eine Tochter schenkte.

Die Lykier überließen ihm die schönsten Gefilde zum Bebauen, so daß sein Wohlstand außerordentlich wuchs. Den Pegasos behielt er als Roß bei und machte auf ihm viele Fahrten zum Nutzen des Landes, wodurch er sehr berühmt wurde.

Durch den Besitz des unsterblichen Flügelrosses, das ihm stets so willig gehorchte, allmählich übermütig gemacht, wollte er sich einst zum Olymp aufschwingen und in die Versammlung der Unsterblichen eindringen. Aber diesem frevelhaften Verlangen widersetzte sich das göttliche Tier, bäumte sich in der Luft und schleuderte den irdischen Reiter hinab in ein sumpfiges Moor. Bellerophontes erholte sich zwar von dem Falle, aber sein Stolz hatte einen großen Stoß erlitten. Er schämte sich vor Göttern und Menschen, irrte einsam umher und verzehrte sich in einem ruhmlosen, kummervollen Alter.



Salmoneus.

Der Bruder des Sisyphos, Salmoneus, der König von Elis, war ein ungerechter, in seinem Herzen übermütiger Fürst. Er hatte eine herrliche Stadt, Salmonia, gegründet und ging in seinem Stolge so weit, daß er von seinen Untertanen göttliche Ehren forderte und für Zeus gehalten sein wollte. Als Zeus durchzog er seine Lande auf einem Wagen gleich dem Wagen des Donnerers. Er ahmte dabei den Blitz des Himmelsvaters durch ausgeworfene Fackeln, seinen Donner durch den Hufschlag wilder Rosse nach, die er über eiserne Brücken trieb. Unschuldige Wanderer ließ er erschlagen unter dem Vorgeben, der Blitz habe sie getötet. Jedoch der Göttervater, der vom Olymp herab das Beginnen des Töten sah, ergriff einen Blitzstrahl und schleuderte ihn schmetternd herab auf den in wahnsinnigem Übermut dahinfahrenden König; der Donnerstrahl zerschmetterte den sterblichen Herrscher und zerstörte die von ihm gebaute Stadt samt allen ihren Bewohnern. Seine Tochter Tyro aber blieb am Leben. Sie vermählte sich mit ihrem Oheim Kretheus und ward die Mutter des Ison, des Vaters des nachmals hochberühmten Helden Jason.

Die Argonautensage.

1. Jason und Pelias.

Jason war, wie schon gesagt, der Enkel des Kretheus. Letzterer hatte im Lande Thessalien die Stadt und das Reich Iolkos gegründet und seinem ältesten Sohn Ison hinterlassen. Aber der jüngere Sohn Pelias bemächtigte sich des Thrones, Ison starb und Jason wurde zu dem Zentauren Chiron gebracht, wo er in guter Heldenzucht aufwuchs.

Als Pelias allmählich das Greisenalter erreicht hatte, wurde er durch einen Orakelspruch geängstigt, der ihn warnte, er möge sich vor dem

„Einschuhigen“ hüten. Zu dieser Zeit war Jason zwanzig Jahre alt geworden und machte sich nun heimlich auf, nach Iolkos zu wandern und das Thronrecht gegen Pelias geltend zu machen. Unterwegs kam er an einen angeschwollenen Strom, an dem eine alte Frau stand und flehentlich bat, ihr über das Wasser zu helfen. Es war die Göttermutter Here, die Feindin des Pelias. Jason erkannte sie nicht, er nahm sie mitleidig auf die Arme und watete mit ihr durch den Strom. Auf dem Weg aber blieb ihm ein Schuh in dem Schlamm stecken, er wanderte trotzdem weiter und kam in Iolkos gerade zu der Zeit an, da der König Pelias auf dem Marktplatz der Stadt dem Poseidon ein feierliches Opfer darbrachte. Alles Volk verwunderte sich über des Jünglings Schönheit und königliche Gestalt. Sie meinten, Ares oder Apollo sei in ihre Mitte gekommen, als er in seinem Wanderkleid mit wallenden Locken und geröteten Wangen herzutrat. Auch die Blicke des opfernden Königs fielen auf den schönen Fremdling, und mit Schrecken bemerkte er, daß nur ein Fuß desselben beschuht sei. Er trat nach Beendigung des Opfers dem Helden entgegen und fragte ihn nach Namen und Heimat. Jason entgegnete sanft: „Ich bin Isons Sohn, wurde bei Chiron erzogen und komme, nach dem Hause meines Vaters zu schauen.“

Auf diese Mitteilung empfing ihn der kluge Pelias mit großer Freundlichkeit und ließ ihn seinen Schrecken in keiner Weise merken. Er befahl ihn überall in dem großväterlichen Hause herumzuführen und feierte dem Neffen zu Ehren fünf Tage lang fröhliche Feste. Am sechsten Tag aber empfing er ihn zur Besprechung, bei der Jason sich also vernehmen ließ: „Ich bin, wie du weißt, der Sohn des rechtmäßigen Königs, und alles hier ist mein Eigentum. Dennoch überlasse ich dir alle Herden und alles Feld dahier zum Besitz und verlange nichts zurück, als meines Vaters Thron und Königszepter.“

Pelias erwiderte rasch besonnen: „Ich will dein Verlangen erfüllen, dafür sollst aber auch du mir eine Bitte gewähren und eine Tat für mich ausführen, deren mein Greisenalter nimmer fähig ist. Mir erscheint schon lange im Traume der Schatten des Phrixos und fordert von mir, ich solle nach Kolchis zum König Aetes fahren und von dort seine Gebeine und das Blies des goldenen Widders zurückholen. Diese rühmliche Tat habe ich dir zugebacht! Wenn du mit der Beute zurückkehrst, sollst du Zepher und Reich empfangen!“ —

Jason ließ sich bereitwillig finden. Er kannte die Gefahren des

Abentheuers nicht, das ihm nach der Absicht seines tückischen Oheims den Untergang bringen sollte.

Mit dem goldenen Blicse verhielt es sich nun folgendermaßen: Phrixos, der Sohn des Athamas, der Nefse des Kretheus, hatte von seiner bösen Stiefmutter Ino vieles zu erdulden. Um ihn vor ihren Nachstellungen zu bewahren, raubte ihn seine eigene Mutter Nephele mit Hilfe ihrer Tochter Helle. Sie setzte die Kinder auf einen geflügelten Widder, den sie von dem Gotte Hermes als Geschenk erhalten hatte, und dessen Fell von gesponnenem Golde war.

Auf diesem Flügeltier ritten Bruder und Schwester über Länder und Meere dahin. Unterwegs wurde Helle, das Mägdlein, von Schwindel befallen und fand ihren Tod in dem Meere, das von ihr den Namen Helles Meer oder Hellespont erhielt.

Phrixos aber kam glücklich nach Kolchis. Hier wurde er vom König Aetes freundlich aufgenommen und erhielt später eine seiner Töchter, Chalkiope, zur Gattin. Den Widder opferte er dem Zeus Kronion, sein Blics aber gab er dem Aetes zum Geschenke. Dieser weihte es dem Ares und verwahrte es in einem dem Gotte geheiligten Haine. Zur Bewachung des Blicses bestellte Aetes einen ungeheuren Drachen, denn ein Schicksalspruch hatte sein Leben von dem Besitze des Widderfells abhängig gemacht. Das goldene Fell wurde in der ganzen Welt als ein großer Schatz betrachtet, der als sehr begehrenswert galt. Gar manchen Helden gelüstete es danach, und so hatte Pelias nicht falsch gerechnet, wenn er hoffte, seinen Nefsen durch die Aussicht auf eine so herrliche Beute zu reizen. Die berühmtesten Helden Griechenlands nahmen an dem Unternehmen teil. Am Fuße des Pelion wurde unter Athenes Leitung von dem geschicktesten Baumeister Griechenlands, Argos, ein herrliches Schiff mit fünfzig Rudern erbaut und nach seinem Erbauer Argo genannt. Es war das erste Langschiff, auf welchem Griechen die See befuhren. Die Göttin Athene hatte dazu ein weissagendes Brett von einer redenden Eiche des Drakels zu Dodona gestiftet, das eine Stelle in dem Tafelwerk fand. Das zierliche Schiff war so leicht, daß es die Helden zwölf Tagereisen weit auf der Achsel tragen konnten. Als es fertig war, wurden die Plätze der Argoschiffer, der Argonauten, verlost.

Jason war Befehlshaber, Held Tiphys Steuermann, und der scharfblickende Lynkeus der Lotse des Schiffes. Im Vorderteil saß der gepriesene Held Herakles, im Hinterteil Peleus, des Achilleus, und

Telamon, des Hjar Vater. Im inneren Raume befanden sich die Zeusföhne Kastor und Pollux, Meleus, der Vater Nestors, Admetos, der Gemahl der Alkestis, der Sängers Orpheus, Menötios, der Vater des Patroklos, Theseus, der spätere König von Athen, und sein Freund Pirithoos, ferner Hylas, der Genosse des Herakles, Poseidons Sohn Euphemos und Dileus, der Vater des kleinen Hjar. Vor der Abfahrt wurde dem Poseidon und allen Meeresgöttern ein feierliches Opfer dargebracht und nun die Anker gelichtet. Die fünfzig Ruderer begannen ihren Taktschlag, ein günstiger Wind schwellte die Segel, und bald hatte das Schiff den Hafen von Iolkos hinter sich. Lustig fuhren sie an manchem Vorgebirge vorüber, aber am zweiten Tag erhob sich ein Sturm und trieb sie in den Hafen von Lemnos.

Auf dieser Insel hatten die Weiber alle Männer vertrieben und sich die Herrschaft angeeignet. Nur ihre Königin Hypsipyle hatte ihren Vater Thoas verschont und in einem Schiff übers Meer gerettet, sie empfing auch die vom Sturm ans Land getriebenen Seefahrer aufs beste und gab ihnen bereitwillig Kost und Herberge. Fröhliche Festmahle wurden zu Ehren der fremden Gäste veranstaltet, und die Helden hätten sich bei ihrer freundlichen Wirtin sicherlich allzulange verweilt, wenn nicht der als Wächter auf dem Schiffe zurückgebliebene Herakles herbeigekommen wäre und die Säumigen an die Abfahrt gemahnt hätte. Jetzt endlich entschloß sich Jason dazu. Er schied mit innigem Danke von der edlen Königin und bestieg mit seinen Genossen das Schiff. Die Ruderer lösten die Laue, mit welchen das Fahrzeug ans Land gebunden war, setzten sich in Bewegung, der Wind blies in die Segel, und bald hatten sie den Hellespont hinter sich.

2. Die Argonauten bei den Dolionen. Herakles und Hylas.

Thrakische Winde trieben das Schiff in die Nähe der phrygischen Küste, wo auf dem Eiland Kyzikos die friedlichen Dolionen und wilde ungeschlachte Riesen nebeneinander wohnten. Der König der Insel war der fromme Kyzikos. Dieser und das ganze Dolionenvolk gingen, als sie von der Ankunft des Schiffes gehört, den Argonauten entgegen, empfingen sie gastfreundlich und baten sie, ihr Schiff im Stadthafen vor Anker zu legen. Bei dem festlichen Mahle, das der König den Fremden zu Ehren gab, erzählten sie ihm von Ziel und Zweck ihrer Fahrt, und er unterrichtete sie über den Weg, den sie zu nehmen

hätten. Am andern Morgen bestiegen sie unter seiner Führung einen hohen Berg, um die Lage der Insel und das Meer zu überschauen.

Inzwischen waren aus einem Wald unversehens die Riesen hervorgebrochen und hatten den Hafen, in dem die Argo lag, mit Felsblöcken zu sperren versucht. Herakles aber, der als Wächter in dem Schiffe geblieben war, schoß viele von ihnen mit seinen Pfeilen tot. Zu gleicher Zeit kamen auch die übrigen Helden zurück und richteten mit Speeren und Wurfgeschossen eine furchtbare Niederlage unter den nur mit Knütteln bewaffneten Unholden an, so daß sie in dem engen Hafen wie ein ungeheurer Wald dalagen, den Fischen und Vögeln zur Beute. Nachdem die Argonauten diesen Sieg errungen hatten, lösten sie unter günstigem Winde die Anker und fuhren hinaus in die offene See. Nach einer langen, teilweise stürmischen Fahrt landeten sie in einem Meerbusen Bithyniens bei der Stadt Rios. Die hier hausenden Mysier empfingen sie freundlich und setzten ihnen Speisen und Wein zur Genüge vor. Herakles allein verschmähte das Mahl und schritt in den Wald, um sich aus einer jungen Fichte ein besseres Ruder zu schnitzen. Nachdem er einen passenden Stamm gefunden hatte, riß er ihn mit den Wurzeln aus und begann ihn zum Ruder herzurichten. Einer seiner Begleiter, der junge Hylas, war indessen zu einer nahen Quelle gegangen, um Wasser für seinen Freund und Gebieter zu schöpfen und alles zur Rückkehr vorzubereiten. Als der schöne Jüngling zum Wasser trat, beleuchtete der Vollmond mit hellem Scheine seine schlanke Gestalt, und die Nymphen des Quells gewahrten ihn, als er sich eben mit dem Krüge nach dem Wasserspiegel neigte. Von seiner Schönheit bezwungen, streckten sie die Arme nach ihm aus und zogen ihn hinunter in die kühle Flut. Ein andrer Fahrtgenosse, der Held Polyphemos, hörte seinen Hilferuf, kam aber zu spät, um ihn zu retten, und verkündete dem herbeieilenden Herakles die Trauerbotschaft. Zornig flog Herakles nach der Quelle und durchforschte diese und alle danebenliegenden Räume, aber er suchte vergeblich die ganze Nacht durch und war, als der Morgenstern über den Bergen emporstieg, noch an derselben Stelle.

Mit dem rothigen Frührot erhob sich plötzlich ein frischer, günstiger Fahrwind. Der Steuermann Tiphys ermahnte die Helden, denselben zu benutzen und das Schiff zu besteigen. Sie befolgten den Rat und fuhren im Morgenstrahl fröhlich dahin, als ihnen zu spät einfiel, daß Herakles mit seinen zwei Begleitern von ihnen am Lande zurückgelassen worden war.

Ein stürmischer Streit erhob sich nun unter den Helden, ob sie ohne die Genossen weiterfahren wollten. Jason sprach kein Wort, er ließ verdrießlich die anderen reden. Telamon aber rief, von Zorn übermannt: „Wie kannst du so still sitzen? Fürchtest du, Herakles möchte deinen Ruhm verdunkeln? Ich sage dir das eine, wenn auch alle anderen dagegen wären, so werde ich allein zu dem Verlassenen zurückkehren.“

Also redend faßte er mit funkelnden Augen den Steuermann an der Brust, und er hätte ihn zur Umkehr nach dem Gestade der Mysier gezwungen, wenn nicht die beiden Söhne des Boreas, Kalais und Zetes, ihn zurückgehalten hätten. Zugleich stieg aus der schäumenden Flut der Wassergott Glaukos empor, faßte mit starker Hand das Schiff und rief den Eifernden zu: „Wozu den Streit, ihr Helden? Was begehrt ihr wider den Willen des Zeus, den kühnen Herakles in das Land des Aetes zu führen? Ihm sind ganz andre Arbeiten vom Schicksal bestimmt. Aus Sehnsucht nach seinem Freunde Hylas, den begehrlüche Nymphen geraubt haben, ist er freiwillig zurückgeblieben.“

Nachdem er dieses geoffenbart, tauchte er wieder in die Tiefe nieder, Telamon aber legte beschämt seine Hand in Jasons Rechte und sprach: „Zürne mir nicht! Der Schmerz ließ mich unvernünftige Worte reden. Laß uns freundlich zusammen sein, wie früher!“ Jason gab dem Fahrtgenossen gern Gehör, und so fuhren sie versöhnt bei günstigem Winde weiter.

Polypheemos fand sich bei den Mysiern bald heimisch und baute ihnen eine Stadt. Herakles aber ging weiter, wohin ihn die Bestimmung des Zeus rief.

3. Pollux, Phineus, die Harpyien und die Symplegaden.

Die Argonauten legten am andern Morgen ihr Schiff an einer ins Meer hinausragenden Landzunge vor Anker. Dort befanden sich Behausung und Ställe des wilden Bebrüktenkönigs Amykos. Dieser hatte allen, die sein Gebiet betraten, das lästige Gebot auferlegt, sich mit ihm in einem Faustkampf zu messen. Auf diese Weise hatte er schon viele Nachbarn erschlagen. Auch jetzt näherte er sich dem gelandeten Schiff und rief: „Höret, ihr Meerabenteurer, was euch zu wissen not ist! Kein Fremdling darf mein Land verlassen, ohne

sich mit mir im Wettkampf gemessen zu haben. Suchet euren besten Faustkämpfer aus und stellet ihn mir gegenüber, sonst ergeht es euch übel!"

Unter den Argonauten befand sich der beste Faustkämpfer Griechenlands, Pollux, der Sohn der Leda. Diesen reizte die Herausforderung und er rief: „Poltere nicht so, in mir hast du deinen Mann gefunden!"

Der Behryke blickte den Sprecher mit grimmigen Blicken an, wie ein gereizter Berglöwe, Pollux aber sah unbesorgt und heiter aus, wie ein Stern des Himmels; er schwang seine Hände in die Luft, um zu versuchen, ob sie nicht von der langen Ruderarbeit erstarrt seien. Dann verließ er das Schiff mit seinen Freunden, und die beiden Gegner stellten sich im Ufersand auf. Ein Sklave des Königs warf ein doppeltes Paar von Fechthandschuhen zwischen sie auf den Boden. „Wähle, welche du willst!" sprach Amykos, „ich mag nicht lange losen lassen. Du wirst bald sagen können, daß ich ein guter Gerber bin und seine Backenstreiche zu spenden verstehe!"

Pollux nahm lachend das Handschuhpaar, das ihm zunächst lag, und ließ es sich von seinen Freunden an die Hände binden. Dasselbe that der Behrykenkönig, und jetzt begann der Kampf.

Der fremde Ringer stürzte sich mit Sturmesgewalt auf den Griechen und ließ ihm keine Ruhe. Dieser aber wich seinem Angriff kunstvoll aus und blieb unverletzt. Er hatte die schwache Seite des Gegners bald ausgekundschaftet und versetzte ihm manchen unvermuteten Streich, doch auch der König nahm seine Vorteile wahr, und nun krachten die Kinnbacken und knirschten die Zähne von gegenseitigen Schlägen, und sie ruhten nicht eher, als bis sie beide atemlos waren.

In dem nach kurzer Zeit erneuerten Kampfe verfehlte Amykos seines Gegners Haupt und berührte ihm nur die Schulter, Pollux aber traf den Gegner über dem Ohre, daß ihm die Knochen im Kopfe zerbrachen und er vor Schmerz in die Kniee sank.

Die Argonauten jauchzten laut, aber auch die Behryken sprangen ihrem König bei und führten ihre Keulen und Spieße gegen Pollux. Ein blutiges Treffen entspann sich, und bald waren die Behryken von den besser bewaffneten Griechen geschlagen und zerstoßen in wilder Flucht. Die Sieger warfen sich auf die Ställe und Herden des Königs und machten reiche Beute. Sie blieben beim Becher wach, befränzten

die Stirnen mit Lorbeer und sangen, von der Zither des Orpheus begleitet, einen brausenden Páan zu Ehren des Pollux, des siegreichen Zeussohns.

Am Morgen fuhren die Argonauten weiter und warfen abends nach langer Fahrt gegenüber dem bithynischen Land an einem Ufergebiet Anker, wo König Phineus, der Sohn Agenors, hauste, der von einem schlimmen Übel heimgesucht war. Weil er die ihm von Apollo verliehene Wahrsagergabe mißbraucht hatte, war er mit Blindheit geschlagen worden, und die dort hausenden gräßlichen Raubvögel, die Harpyien, ließen ihn keinen Bissen ruhig genießen. Sie raubten ihm alles, was sie konnten, und besudelten das Zurückgebliebene so, daß man es nimmer berühren, ja selbst es in der Nähe dieser Speisen nicht mehr aushalten konnte.

Ein Orakel des Zeus hatte ihm den Trostspruch gegeben, wenn die Boreassöhne mit den griechischen Schiffen kämen, werde er wieder Speise genießen können. So verließ denn der Greis auf die erste Nachricht von des Schiffes Ankunft sein Gemach. Wie ein Schatten war er anzuschauen, ein Stab unterstützte seinen schwankenden Schritt, und als er bei den Argonauten angekommen war, sank er erschöpft zu Boden. Alle waren erschüttert ob seines Aussehens.

Als er wieder zu sich gekommen war, brach er in flehende Bitten aus: „O, ihr teuren Helben, wenn ihr diejenigen seid, die mir der Orakelspruch bezeichnet hat, so helfet mir, denn die Rachegöttinnen haben mich nicht nur meines Augenlichts beraubt, sondern sie entziehen mir auch alle Nahrung durch die gräßlichen Vögel, welche sie mir senden. Kein unwürdiger Fremdling heißt eure Hilfe. Ich bin Phineus, der Sohn Agenors, ein Landsmann von euch. Einst war ich Herrscher der Thrakier, und die Söhne des Boreas, welche an eurer Fahrt teilnehmen, sind die jungen Brüder Kleopatras, meiner Gattin in Thrakien.“ Auf diese Rede hin warf sich ihm Zetes, des Boreas Sohn, in die Arme, und versprach ihm, ihn mit Hilfe seines Bruders von der Qual zu befreien. Auf der Stelle bereiteten sie ein Mahl, das der räuberischen Vögel letztes sein sollte. Raum hatte der König dieses berührt, als die Vögel wie ein Sturmwind aus den Lüften herabgestürzt kamen und sich über das Mahl hermachten. Die Anwesenden schrien laut auf, aber die Harpyien ließen sich nicht stören, sie blieben, bis sie alles verzehrt hatten, dann schwangen sie sich wieder in den Äther und ließen einen unerträglichen Gestank zurück. Doch



die geflügelten Boreasöhne, Zetes und Kalais, verfolgten sie mit gezücktem Schwerte. Zeus verlieh den beiden unermüdlige Kraft, die ihnen sehr vonnöten war, denn die Harpyien taten es in ihrem Fluge dem schnellsten Westwind zuvor. Endlich kamen aber die Verfolger so nahe, daß sie dieselben ohne Zweifel erlegt hätten, als plötzlich Iris, die Botin des Zeus, sich also redend aus dem Äther herabsenkte: „Hütet euch, ihr Boreasöhne, die Harpyien, die Meute des großen Zeus, mit dem Schwerte zu töten! Ich schwöre euch beim Styx, daß die Vögel den Sohn Agenors nicht mehr beunruhigen sollen.“

Auf dieses wichen die Söhne des Boreas und kehrten zu den Schiffen zurück.

Unterdessen pflegten die mitleidigen Griechen den greisen Phineus; sie hielten ein Opfermahl und luden den Ausgehungerten ein. Gierig verzehrte er die reichliche, reinliche Kost, es war ihm, als weidete sich sein Hunger im Traume.

Als er wieder etwas zu Kräften gekommen war, theilte ihnen der zukunftskundige Greis einiges von ihren künftigen Erlebnissen mit.

„Ihr werdet,“ begann er, „in einem Engpaß des Meeres den Symplegaden begegnen. Das sind zwei Felseninseln, deren unterste Wurzeln nicht bis zum Meeresboden reichen, sondern in der See schwimmen. Oft treiben sie einander entgegen, und dann schwillt die Meeresflut in der Mitte mit wildem Brausen an. Wollt ihr nicht mit Mann und Maus zerquetscht werden, so rudert zwischen ihnen hindurch so schnell, wie eine Taube fliegt! Dann werdet ihr ans Gestade der Mariandynner kommen, wo der Eingang zur Unterwelt ist. An vielen Vorgebirgen und Küsten fahrt ihr vorüber, bis ihr zum kolchischen Gestade gelanget, wo der Phasis seine breiten Strudel ins Meer sendet. Hier werdet ihr die türmereiche Burg des Königs Aetes erblicken, und hier hütet der schlaflose Drache das Vlies, das über dem Gipfel der Eiche hängt. Schwer ist euer Abenteuer, aber Aphrodite wird euch zu glücklicher Rückkehr helfen.“

Die Helden wollten eben noch Weiteres erfragen, als sich die beiden Boreasöhne aus den Lüften herniedersenkten und den König mit der tröstlichen Botschaft der Iris erfreuten. Phineus nahm dankbar Abschied von seinen Rettern, die nun wieder die Anker lösten und neuen Schicksalen entgegenfuhr.

Zuerst wurden die Helden durch vierzigtägige Nordwestwinde aufgehalten, bis reichliche Opfer und Gebete ihnen weiterhalfen. Sie waren

im besten Segeln begriffen, als plötzlich ein lautes Tosen an ihr Ohr schlug. Es war das Krachen der zusammenstoßenden und wieder zurückprallenden Symplegaden.

Der wachsame Tiphys stellte sich ans Steuerruder, und der Held Euphemos hielt in der Rechten eine Taube. Wenn diese — so hatte ihnen Phineus gekündet — zwischen den Felsen unverletzt durchkäme, so könnten sie auch die Durchfahrt wagen.

Eben öffneten sich die Felsen. Euphemos ließ die Taube fliegen, und alle sahen ihr erwartungsvoll nach. Die Taube flog mitten hindurch, aber schon näherten sich die Felsen, das schäumende Wasser wallte zischend auf, ein Brausen erfüllte Luft und Meer, und donnernd stießen die Felsen zusammen, der Taube die letzten Schwanzfedern quetschend, ohne sie zu verletzen. Der Flug war gelungen, und Tiphys ermunterte nun mit lauter Stimme die Ruderer, denn die Felsen öffneten sich eben wieder. Die einströmende Flut zog das Schiff mit rasender Gewalt hinein, und nun hing das Verderben über ihrem Haupte. Eine turmhohe Welle wälzte sich ihnen entgegen. Der erfahrene Tiphys aber hieß sie mit dem Rudern innehalten, und so rollte die Welle unschädlich unter dem Riele hin und hob das Schiff hoch über die zusammenschwimmenden Felsen empor. Die Männer ruderten, daß sich die Stangen bogen, aber jetzt riß der Strudel das Schiff mitten zwischen die Felsen hinab. Schon stießen diese zu beiden Seiten an den Bauch des Fahrzeugs, da gab ihm unsichtbar die schwimmende Athene einen Stoß, daß es glücklich hindurchflog und die Felsen beim Zusammenstoß nur noch die Bretter des Hinterteils zermalnten. Jetzt atmeten die Helden wieder auf, nachdem sie den Äther und die offene See vor sich sahen, und es war ihnen, als wären sie aus der Unterwelt emporgetaucht.

„Nichts haben wir jetzt mehr zu fürchten,“ rief freudig Tiphys, „alles andere hat uns Phineus als leicht geschildert.“ Jason aber schüttelte ernst das Haupt. „Ich habe die Götter versucht,“ sprach er traurig, „daß ich mir dieses Abenteuer von Pelias auferlegen ließ, das noch manchem von uns das Leben kosten wird.“ Tiphys und die anderen aber waren voll froher Tatenlust und verlangten vorwärts. Kaum waren sie jedoch einige Tage weiter gesegelt, als der treue Steuermann erkrankte und starb und nun am fremden Gestade begraben werden mußte. An seiner Stelle wählten sie den neben ihm im Steuern erfahrensten Mann, Ankäos. Lange weigerte er sich bis

ihm die Göttin Here Mut ins Herz gab. Nunmehr stellte er sich ans Ruder und lenkte das Schiff so gut, als wenn Tiphys selbst am Steuer geessen wäre.

Nach zwölf Tagen kamen sie zum Flusse Kallichoros, wo auf einem Hügel das Grabmal des Sthenelos stand, der mit Herakles in den Amazonenkrieg gezogen, in demselben gefallen und hier bestattet war. Sie wollten eben vorbeisegeln, als der klägliche Schatten des Helden, von Persephone aus dem Hades entlassen, sichtbar ward und den stammverwandten Männern winkte. Er stand oben auf dem Grabhügel in der Gestalt, in welcher er in die Schlacht gegangen war, ein purpurner Busch wehte ihm vom Helme. Nur wenige Augenblicke war er zu schauen, dann tauchte er wieder in die Tiefe nieder. Erschrocken ließen die Männer die Ruder sinken, der Seher Mopsos aber riet, den Geist des Erschlagenen mit einem Opfer zu sühlen.

Dieses taten die frommen Helden, fuhren dann weiter und gelangten zur Mündung des Flusses Thermodon. An dem breitesten seiner vielen Ausflüsse wohnten die von Ures abstammenden Amazonen. Ein günstiger Westwind hielt die Argonauten von diesem kriegerischen Weibervolk fern. Nach viertägiger Fahrt kamen sie hierauf in das Land der Chalyber, die weder ernteten, noch Herden weideten, sondern nur Erz und Eisen gruben und Lebensmittel gegen diese Metalle eintauschten.

Noch an mancherlei Völkern kamen sie vorüber. Als sie der Insel Aretia gegenüber sich befanden, flog ihnen mit kräftigem Flügelschlag ein Vogel dieses Eilands entgegen und ließ über dem Schiffe, die Schwingen schüttelnd, gleich einem Pfeil eine spitze Feder fallen, die in der Schulter des Helden Dileus stecken blieb. Der verwundete Held ließ das Ruder fahren, worauf der ihm zunächst sitzende die Feder herauszog und die Wunde verband. Bald erschien ein zweiter Vogel, den aber der Bogenschütze Klytios im Fluge schoß, so daß der Getroffene mitten in das Schiff herabfiel. „Hütet euch vor jenen Vögeln, den furchtbaren Stymphaliden,“ warnte der erfahrene Held Amphidamas. „Es sind ihrer so viele, daß wir nicht Pfeile genug hätten, um sie zu erlegen, wenn wir landen. Laßt uns auf ein Mittel finnen, diese heimtückischen Feinde zu vertreiben. Wir wollen uns waffnen und dann ein lautes Geschrei erheben. Wenn das die Vögel hören und zugleich unsere Helmbüsch, Schilde und Lanzen sehen, werden sie entsetzt davonsfliegen.“

Alles geschah nach seinem Vorschlag. So lange die Argonauten heranruderten, ließ sich kein Vogel mehr blicken, als sie aber näher gekommen, laut schrien und mit den Schilden klirrten, flogen unzählige Vögel auf und in jäher Flucht über das Schiff hin, wobei ein ganzer Hagel solcher Stachelfedern herabsauste. Aber die Helden hatten sich mit den Schilden gedeckt, so daß die Stachelfedern herabfielen, ohne sie zu verwunden. Die Stymphaliden selbst aber flogen weit übers Meer den jenseitigen Ufern zu, so daß die Argonauten unbehelligt auf der Insel landen konnten.

Sie sollten hier Begleiter finden, die sie nicht erwarteten. Kaum hatten sie am Ufer die ersten Schritte getan, als ihnen vier Jünglinge in dürrigstem Gewande begegneten. Einer von diesen eilte auf die Helden zu: „Gute Männer,“ rief er, „kommt armen Schiffbrüchigen zu Hilfe! Sendet uns Speisen und Kleider!“

Jason erkundigte sich, Hilfe versprechend, nach Namen und Geschlecht. „Ihr habt sicher von Phrixos gehört, dem Sohne des Athamas,“ berichtete der Jüngling, „der das Goldene Vlies nach Kolchis gebracht hat? König Aetes hat ihm seine Tochter Chalkiope zur Ehe gegeben. Wir sind seine Söhne, und ich heiße Argos. Unser Vater ist vor kurzem gestorben, und wir hatten uns seinem Willen gemäß auf die Fahrt begeben, um seine in der Stadt Orchomenos zurückgelassenen Schätze zu holen.“

Jason begrüßte sie hoch erfreut als Vettern, denn die Großväter Athamas und Kretheus waren Brüder gewesen. Die Jünglinge erzählten weiter, wie sie Schiffbruch erlitten und wie sie auf einer Planke an diese unwirtliche Insel gekommen seien.

Als ihnen die Helden ihr Vorhaben mitteilten und sie zur Teilnahme aufforderten, verbargen sie ihr Entsetzen nicht. „König Aetes ist ein grausamer Mann, er ist der Sohn des Sonnengotts und mit übermenschlicher Macht begabt; unzählige Kolcherstämme gehorchen ihm, das Vlies aber behütet ein entfesselicher Drache.“

Manche Männer wurden bleich bei dieser Kunde. Peleus aber, der Sohn des Akos, rief: „Glaube nicht, daß wir dem Kolcherkönig unterliegen! Auch wir sind Götter söhne! Gibt er uns das Vlies nicht gutwillig, so werden wir es ihm entreißen!“

Also sprachen sie miteinander, am andern Morgen aber schifften sich die Söhne des Phrixos frisch gekleidet mit ihnen ein, und die Fahrt ging vorwärts nach dem Kolcherland. Nachdem sie einen Tag

und eine Nacht gerudert, hörten sie ein Geräusch über ihren Häuptern; es war der Adler des Prometheus, der seinem Fraß entgegen hoch über dem Schiffe dem Kaukasus zuslog. Sein Flügelschlag war so mächtig, daß alle Segel sich vor ihm wie im Winde bewegten. Bald darauf hörten sie aus der Ferne das tiefe Stöhnen des Prometheus, in dessen Leber der Adler wühlte. Nach einiger Zeit verhallten die Seufzer, und sie sahen den Riesenvogel hoch in den Lüften zurückschweben.

Noch an demselben Abend gelangten sie an die Mündung des Flusses Phasis. Zur Linken hatten sie den hohen Kaukasus und Rytäa, die kolchische Hauptstadt, zur Rechten breitete sich das Feld und der Hain des Ares aus, wo der Drache das Goldene Vlies mit scharfem Auge bewachte. Das Schiff ging in einer schattigen Bucht vor Anker, und die fahrtmüden Helden legten sich alle zu erquickendem Schlummer nieder, der sie jedoch nur für kurze Rast erquickern sollte.

4. Jason bei Aetes.

Das Fröhrot vereinte die Helden zur Ratsversammlung. „Wenn euch meine Meinung gefällt, Freunde,“ hub Jason an, „so bleibt ihr alle ruhig im Schiffe, nur ich mit zweien aus eurer Mitte, Telamon und Augias, und den Söhnen des Phrixos, wollen uns nach dem Hause des Aetes aufmachen. Hier will ich es versuchen, ob er uns das Goldene Vlies in Güte überlassen will. Er wird wohl, auf seine Stärke trogend, uns abweisen, wir aber werden aus seinem Munde die Gewißheit erhalten, was zu tun ist. Vielleicht stimmen ihn auch unsere Bitten günstig, hat doch bittende Rede dereinst über ihn vermocht, daß er den Phrixos in den Schutz seiner Gastfreundschaft nahm.“

Die jungen Helden billigten diese Worte, und so griff Jason zum Friedensstab des Hermes und verließ mit Telamon, Augias und den Phrixosöhnen das Schiff. Sie betraten ein mit Weiden bewachsenes Feld, das kirkäische genannt, und sahen hier schauernd eine Menge aufgehängter Leichen. Es waren keine Verbrecher oder gemordeten Fremdlinge, sondern in Kolchis galt es für einen Frevel, die gestorbenen Männer zu verbrennen oder in der Erde zu begraben; man überließ sie der Luft zum Austrocknen. Nur die Weiber wurden, damit die Erde nicht zu kurz käme, in diese begraben.

Here, die Schirmerin der Argonauten, senkte eine dichte Nebelwolke über die kleine Schar, damit sie unterwegs keine Gefahr liefen,

und zerstreute den Nebel erst wieder, als sie glücklich im Königspalast angekommen waren. Den großen steinernen Bau umgürtete ein mit ehernen Dreischligen abgekantetes Gefimse. Mit staunendem Schweigen traten sie über die Schwelle des Vorhofs. Hohe Nebenlauben umgürteten denselben, darunter rauschten vier Springquelle, der eine sandte Milch empor, der andre Wein, der dritte Öl, und der vierte perlendes Wasser, das im Winter warm und im Sommer eiskalt war. Man sah auch eherne Stiere, aus deren Mund glühender Feueratem ging, und einen Pflug aus Eisen geschmiedet; dies alles hatte Hephästos dem Sonnengott, dem Vater des Aetes, der den Götterschmied in der Gigantenschlacht einst auf seinem Wagen gerettet hatte, aus Dank gefertigt.

Aus diesem Vorhof kam man zur Säulenhalle des Mittelhofs, der sich zur Rechten und Linken hinzog und hinter welchem viele Gemächer waren. Querüber standen zwei Hauptgelasse, in deren einem Aetes mit seiner Gattin, in dem anderen sein Sohn Absyrtos wohnte. Die übrigen Gemächer hatten Chalkiope und Medea, die Töchter des Königs, inne. Medea, die jüngere, war sonst wenig zu schauen, sie weilte immer im Tempel der Hekate, deren Priesterin sie war, heute aber hatte Here ihr ins Herz gegeben, im Palaste zu bleiben. Sie wollte eben das Gemach ihrer Schwester aufsuchen, als sie den dahervandelnden Helden begegnete. Bei ihrem Anblick schrie sie laut auf, so daß Chalkiope mit ihrem Gefinde aus dem Gemache hervorstürzte. Auch sie brach in lauten Jubelruf aus und streckte freudig die Hände gen Himmel, denn sie erkannte in vier der jungen Helden ihre eigenen Kinder, die Söhne des Phrigos. Diese sanken ihr in die Arme und lange nahm das Begrüßen und Küssen kein Ende.

Von dem Jubel herbeigeloct, trat jetzt auch Aetes mit seiner Gattin Idyia hervor, und nun füllte sich rasch der ganze Vorhof mit Menschen. Von allen aber ungesehen, schwebte hoch in den Lüften Eros, der Liebesgott; er senkte sich unsichtbar zur Erde nieder und schnellte, hinter Jason zusammengekauert, vom gespannten Bogen das Geschloß auf die Königstochter Medea, der bald der unsichtbare Pfeil unter der Brust wie eine Flamme brannte. Sie mußte wie eine Fieberkranke einmal über das andere schwer aufatmen, von Zeit zu Zeit warf sie heimliche Blicke auf den herrlichen Jason, und ein süßer Kummer bemächtigte sich ihrer Seele, auf ihrem Antlitz wechselte Blässe mit Purpurröte.

In der allgemeinen Verwirrung war niemand die Verwandlung aufgefallen, die mit der Jungfrau vorgegangen war. Die Diener trugen hurtig das Mahl auf, und die Gäste labten sich fröhlich an Speise und Trank. Während des Mahles erzählten des Phrixos Söhne ihrem Großvater Aetes ihre Abenteuer, und nun fragte er sie auch leise nach den Fremdlingen.

„Jason und diese Männer kommen,“ flüsterte ihm da Argos zu, „das Goldene Vlies unseres Vaters Phrixos von dir zu erlangen. Ein tückischer, nach Jasons Reich und Thron lüsterner König hat ihm diesen Auftrag erteilt. Dieser hofft, die Argonauten werden dem Zorne der Götter und deiner Rache nicht entgehen, bevor sie das Vlies in Besitz bekommen. Ihr Schiff hat ihnen aber Athene bauen helfen, es ist kein solches, wie wir sie herstellen, sondern es ist so fest gezimmert, daß alle Winde vergebens dagegen stürmen, und sie selbst sitzen unaufhörlich am Ruder. Die tapfersten Griechenhelden haben sich auf Heres Antrieb in diesem Schiffe versammelt.“ Und nun nannte er ihm alle ihre Namen und berichtete ihm auch von ihres Veters Jason Geschlecht.

Als der König dieses vernahm, ward er zornig auf seine Enkel, denn er glaubte, die Fremdlinge seien, durch sie veranlaßt, an seinen Hof gekommen. Seine Augen flammten, und er rief laut über den Tisch hin: „Geht mir aus den Augen, ihr tückischen Frevler! Nicht, das Vlies zu holen, seid ihr gekommen, sondern um mir Zepter und Krone zu entreißen. Sähet ihr nicht als Gäste hier an meinem Tische, so hätte ich euch längst die Zungen ausreißen und die Hände abhauen lassen und euch nur die Füße gelassen, um davonzulaufen.“

Als Telamon diese schlimmen Worte hörte, erhob er sich und wollte dem König mit gleicher Rede vergelten. Jason aber hielt ihn zurück und entgegnete in sanfter Weise. „Verzeih, o Herr! Wir sind nicht in deine Mauern gekommen, um dich zu berauben. Nur das Schicksal und das Gebot eines arglistigen Königs brachte mich zu diesem Entschlusse. Verleihe uns, den Götterentsprossenen, freiwillig das Goldene Vlies, wir sind bereit, dir sogleich unseren Dank abzustatten. Gibt es einen Krieg in der Nähe, oder willst du ein Volk unterjochen, so nimm uns zu Bundesgenossen an, wir wollen mit dir ziehen und dir Sieg erringen!“

Also sprach Jason, der König aber war unschlüssig in seinem Herzen, ob er sie sofort hinrichten oder ihre Kräfte vorher auf die Probe stellen sollte. Nach einigem Überlegen deuchte ihm das letztere

besser, und er erwiderte ruhiger als zuvor: „Was braucht es der ängstlichen Worte, o Fremdling! Seid ihr wirklich Götterjöhne und trachtet nach fremdem Gute, so möget ihr das Goldene Vlies fortnehmen! Tapferen Männern gönn' ich alles. Vorher aber müßet ihr eine Probe eurer Kraft geben und eine Arbeit verrichten, die ich selbst zu tun pflege, so gefährlich sie auch ist.

Es weiden auf dem Felde des Ares zwei erzfüßige Stiere, die Flammen speien. Mit diesen pflüge ich das Feld, und wenn ich alles umgeackert, säe ich in die Furchen die Zähne eines Drachen, aus denen sofort Männer wachsen, die mich von allen Seiten umringen, und die ich dann mit der Lanze erlege. Frühmorgens schirr' ich die Stiere, und abends ruhe ich vom Kampfe. Wenn du das Gleiche vollbracht hast, Gast, so kannst du noch an demselben Tage das Vlies mit dir fortnehmen für deines Königs Haus.“

Jason saß unschlüssig da, aber endlich faßte er sich und sprach: „Ich will die Aufgabe bestehen, so schwer sie ist, und wenn ich auch darüber umkommen sollte. Ich gehorche der Notwendigkeit, die mich hierher geführt hat. Schlimmeres als der Tod kann nicht auf mich warten!“

„Gut,“ entgegnete der König, „aber bedenke, daß es klüger ist, wenn du nicht alles ausführen kannst, es lieber mir zu überlassen und dich aus dem Staube zu machen!“

Jason und seine beiden Genossen erhoben sich nun von den Sigen und mit ihnen Argos, der seinen Brüdern zuwinkte, sitzen zu bleiben. Als jene den Palast verließen, leuchtete Jason in ihrer Mitte von Schönheit und Anmut, und Medea ließ vom Fenster aus ihre Augen durch den Schleier nach ihm schweifen, und ihr Sinn folgte seinen Schritten, wie im Traume. Als sie allein in ihrem Gemache war, fing sie zu weinen an. „Was verzehre ich mich in Schmerz!“ rief sie, „was geht mich jener Mann an? Mag er auch der herrlichste von allen Helden sein, wenn er ins Verderben rennen will, so soll er's! Und doch! O, möchte er dem Tod entrinnen! Laß ihn, hehre Hekate, nach Hause zurückkehren! Soll er aber von den Stieren überwältigt werden, so wisse er, daß ich wenigstens über sein trauriges Los mich nicht freue!“

Zu eben dieser Zeit sagte Argos zu Jason: „Du wirst meinen Rat vielleicht schelten, dennoch will ich ihn dir mitteilen. Ich kenne eine Jungfrau, die mit Zaubertränken der Hekate umzugehen versteht. Können wir diese für uns gewinnen, so zweifle ich nicht, daß du

siegreich aus dem Kampfe hervorgehen wirst. Wenn du willst, so gehe ich zu ihr."

"Wenn es dir gut dünkt," entgegnete Jason, "so widerstrebe ich nicht, doch schlimm steht es um uns, wenn unsere Heimfahrt von Weibern abhängt."

Unter solchen Reden waren sie beim Schiff angekommen, wo Jason berichtete, was er mit Aetes gesprochen hatte. Alle blickten einander stumm an, bis sich endlich Peleus erhob und sprach: "Wenn du dein Versprechen erfüllen zu können glaubst, Jason, so rüste dich! Hast du aber nicht die volle Zuversicht, so bleibe der Sache fern und sieh dich auch nach keinem von uns um, denn was hätten wir hier anderes zu erwarten als den Tod!"

Bei diesen zagen Worten sprangen Telamon und vier andre Helden voller Kampfeslust unwillig empor, Argos aber beruhigte sie und sprach: "Laßt mich zu meiner Mutter gehen und sie bereden, daß sie uns ihre Schwester, die Hekatepriesterin, mit ihren Zaubertränken geneigt mache! Dann erst kann von dem Abenteuer Jasons ernstlich die Rede sein."

Raum hatte er gesprochen, so geschah ein Zeichen in den Lüften: Eine von einem Habicht gejagte Taube flüchtete in Jasons Schoß, der nachstürzende Raubvogel aber fiel auf das Hinterdeck nieder. Auf dieses hin erinnerte einer der Helden daran, daß auch der alte Phineus ihnen geweißsagt, Aphrodite würde ihnen zur Rückkehr verhelfen. Alle Helden stimmten dem Argos bei, nur Idas, der Sohn des Aphareus, rief unwillig: "Sind wir denn als Weiberknechte hierher gekommen und rufen, statt uns an Ares zu wenden, die Aphrodite an? Sollen Habichte und Tauben uns vom Kampf abhalten?"

Aber Jason entschied für Argos, der sofort aufbrach. Das Schiff ward am Ufer angebunden, und die Helden harrten der Rückkehr ihres Boten.

Aetes hatte unterdessen eine geheime Versammlung der Kolchier abgehalten. Er berichtete von dem Begehren der Fremdlinge und dem Untergang, den er ihnen bereiten wolle. Sobald die Stiere den Führer vernichtet hätten, wolle er einen ganzen Wald ausreißen und das Schiff samt den Männern verbrennen. Auch seinen Enkeln habe er eine strenge Strafe zugebracht.

Mittlerweile ging Argos seine Mutter an, daß sie ihre Schwester Medea zur Hilfe bewegen möge. Chalkiope hatte Mitleid mit den

Fremdlingen gefühlt, aber nicht gewagt, dem Zorn ihres Vaters entgegenzutreten. So kam ihr die Bitte ihres Sohnes nicht unerwünscht, und sie versprach Beistand.

Medea hatte einen schweren Traum. Es war ihr, als ob sie selbst den Kampf mit den Stieren bestände. Die Eltern aber wollten dem Jason den Kampfspreis nicht geben, weil nicht ihr, sondern ihm aufgegeben war, die Stiere anzuschirren. Darüber war heftiger Streit entbrannt, und sie sollte Schiedsrichterin sein. Da wählte sie im Traume den Fremdling. Bitterer Schmerz bemächtigte sich der Eltern, sie schrien laut auf, — und von diesem Schrei erwachte Medea.

Sie wollte zu ihrer Schwester eilen und machte sich auf den Weg, aber unschlüssig blieb sie in ihrem Gemache zurück und warf sich weinend dort nieder. So fand sie eine ihrer vertrauten jungen Dienerinnen. Diese eilte voll Mitleid zu Chalkiope und meldete es dieser. Chalkiope schritt sofort zu der erregten Schwester und fand sie in Tränen gebadet. „Was ist dir geschehen?“ sprach sie mitleidig, „hat der Himmel dir eine plötzliche Krankheit gesendet? Ründe mir dein Leiden!“

Die Jungfrau errötete bei diesen Worten, und die Scham verhinderte sie zu antworten. Endlich machte sie Aphrodite kühn, und sie sprach in schlauer Weise: „Mir verkündete ein Traum, der Vater werde deine Söhne mit den Fremdlingen töten. Möge dieser Traum sich nicht erfüllen!“

Unerträgliche Angst bemächtigte sich der Chalkiope. Sie umfaßte mit beiden Händen Medeas Kniee und rief: „Ich beschwöre dich, mir gegen unseren Vater beizustehen. Hilf mir, ich flehe dich an!“

Beide Schwestern weinten bitterlich, endlich aber raffte sich Chalkiope auf und sprach: „Um meiner Kinder willen gib dem Fremdling irgend einen Trug an die Hand, den furchtbaren Kampf zu bestehen, denn eben hat mich mein Sohn Argos angefleht, deinen Beistand für den Gast zu erbitten. So schütze ich am besten auch meine Kinder.“

Medeas Antlitz errötete vor freudiger Überraschung, und sie brach in die Worte aus: „Das Morgenrot soll meinen Blicken nicht mehr leuchten, Chalkiope, wenn dein und deiner Söhne Leben nicht mein erstes ist. Morgen in aller Frühe will ich zum Tempel der Hefate gehen und dort den Fremdling erwarten, um ihm die Zauber zu geben, welche die Stiere besänftigen.“ Unter inniger Dankesbezeugung

verließ Chalkiope das Gemach und meldete den Söhnen die erwünschte Botschaft.

Die ganze Nacht war Medea in schwerem Streite mit sich selbst. „Habe ich nicht zu viel versprochen,“ erwog sie in ihrem Innern, „darf ich dieses für den fremden Mann tun? Ja, ich will ihn retten, doch an dem Tage, wo der Strauß von ihm glücklich vollbracht ist, will ich sterben. Aber wird mich dies retten? Wird mich nicht üble Nachrede durchs ganze Kolcherland verfolgen?“ Als aber die Morgenröte erschien, hatte sie ihren Sinn schon wieder geändert.

5. Jason und Medea.

Während Argos frühmorgens mit der freudigen Kunde zu dem Schiffe der Helden kam, war die Jungfrau schon vom Lager gesprungen, hatte ihr blondes Haar aufgebunden und sich mit duftigem Nektaröl gesalbt. Alle Schmerzen waren vergessen, in köstlichem Festgewand durcheilte sie leichtfüßig das Haus und befahl den Dienerinnen, schnell die Maultiere an den Wagen zu spannen, der sie nach dem Tempel der Hekate bringen sollte. Inzwischen barg Medea in ihrem Kästchen eine Salbe, Prometheusöl genannt. Wer, nachdem er die Götter der Unterwelt angefleht, seinen Leib damit salbte, konnte an jenem Tage von keinem Stoß und Schlag verwundet, von keinem Feuer verfehrt werden und war während dieser Zeit jedem Gegner überlegen. Die Salbe war aus dem Saft einer Wurzel bereitet, die aus dem Blute keimte, das von der zerfressenen Leber des Prometheus auf die Heiden des Kaukasus geträufelt war.

Der Wagen war gerüstet, zwei Mägde bestiegen ihn mit der Herrin, sie selbst ergriff die Zügel und fuhr zum Tempel. Als sie dort angekommen war, sprach sie zu ihren Dienerinnen die listigen Worte: „Freundinnen, meine Schwester und ihr Sohn Argos verlangen, ich solle Geschenke von dem Führer der Fremdlinge, die in unser Land gekommen sind, annehmen, um ihn mit Zaubermitteln unverwundbar zu machen. Ich habe zum Scheine zugesagt und ihn hierher in den Tempel bestellt. Da will ich die Geschenke nehmen und ihm eine verderbliche Arznei dafür reichen, an der er sicher zugrunde geht. Entfernt euch, wenn er kommt, damit ich ihn ohne Verdacht allein empfangen kann!“

Den Mägden gefiel dieser schlaue Plan. Während sie in einem Nebenraum des Tempels verweilten, machte sich Argos mit Jason und

dem Bogelschauer Mopsos auf den Weg. So schön war kein Sterblicher je zuvor gewesen, wie Here heute ihren Schützling Jason mit allen Gaben der Huldgöttinnen ausgerüstet hatte. Seine Genossen selbst mußten seine herrliche Erscheinung bewundern.

Medea war unterdessen mit ihren Mägden im Tempel, und obwohl sie sich die Zeit mit Singen verkürzten, bewegten doch der Jungfrau Geist andre Gedanken, und ihre Augen schweiften erwartungsvoll durch die Pforten hinaus ins Freie.

Es dauerte nicht lange, so trat Jason mit seinen Begleitern in den Tempel, licht und hehr wie ein Stern des Himmels. Als er ihr näher kam, war es Medea, als fiele ihr das Herz aus der Brust, und ihre Wangen bedeckten sich mit glühendem Rot. Ihre Dienerinnen hatten sie beim Erscheinen der Fremdlinge verlassen, und sie war allein, als der Held vor sie trat. Lange standen Jason und die Königstochter einander schweigend gegenüber, schlanken, tiefgewurzelten Stämmen vergleichbar, die in Windstille regungslos beieinander stehen. Plötzlich aber kommt ein Windhauch, und alle Blätter zittern in rauschender Bewegung. So sollten, vom Windhauch gegenseitiger Zuneigung bewegt, sie bald vielsagende Worte tauschen.

„Warum scheuest du mich?“ brach Jason das Schweigen. „Fürchte dich nicht, zu fragen und zu reden, was dir beliebt, aber vergiß nicht, daß wir an heiliger Stätte weilen, wo Lüge ein Frevel wäre. Darum täusche mich nicht mit süßen Worten. Ich komme als ein Schutzflehender und bitte dich um die Heilmittel, die du deiner Schwester für mich versprochen hast.“

Die Jungfrau senkte die Augen mit einem holden Lächeln und löste die duftende Binde von dem Kästchen, über dessen Gebrauch sie den Jüngling mit freundlichen Worten belehrte. Freudig dankend nahm es Jason aus ihren Händen, sie aber hätte ihm willig auch die Seele aus ihrer Brust gegeben, wenn er sie verlangt hätte. Beide richteten die Augen aufeinander, und innige Blicke quollen unter den Wimpern hervor. Endlich brach die Jungfrau das Schweigen: „Höre zu, wie ich dir Hilfe verschaffen will: Wenn dir mein Vater die Drachenzähne zum Säen überliefert hat, dann bade dich im Wasser des Flusses, bekleide dich mit einem schwarzen Gewand und schlachte und verbrenne ein Lamm. Darauf träufle der Hekate ein Trankopfer von Honig aus der Schale und entferne dich rasch von dem Scheiterhaufen! Auf keinen Fußtritt und kein Hundegebell kehre dich um, sonst

ist das Opfer umsonst. Am andern Morgen aber salbe dich mit dem Zaubermittel, das ich dir gereicht habe. In ihm wohnt unermessliche Stärke, du wirst dich nicht nur den Menschen, sondern den unsterblichen Göttern gewachsen fühlen. Auch deine Waffen und deine Rüstung mußt du salben, dann wird kein Eisen und kein Feuer dir schaden. Doch wirst du so nicht lange sein, sondern nur an jenem einen Tage, deshalb entziehe dich auf keine Weise dem Streite! Ich will dir noch ein andres Hilfsmittel an die Hand geben. Wenn du nämlich die Stiere eingespannt hast, so wirf, nachdem einstweilen die ausgesäte Drachenzahnsaat aufgegangen ist, einen mächtigen Stein unter die wilden Erdentsprossenen; um diesen werden die Rasenden kämpfen wie Hunde um ein Stück Fleisch, indessen kannst du sie niedermachen. Dann magst du dir das Goldene Vlies unangefochten nehmen und wieder gehen, wohin es dir beliebt."

Also sprach sie, und heimliche Tränen rollten ihr über die Wangen, denn sie dachte, daß der Held weit über die Meere ziehen werde.

"Wenn du nach Hause kommst," setzte sie flüsternd hinzu, so vergiß nicht des Namens Medea! Auch ich will deiner in der Ferne gedenken!"

Bei diesen Worten der Jungfrau flammte freudig Jasons Herz auf, und er sprach mit innigem Tone: „Glaube mir, holde Fürstin, daß ich, wenn ich dem Tod entrinne, keine Stunde bei Tag und bei Nacht dein vergessen werde. Meine Heimat ist Iolkos, wo der Prometheussohn Deukalion Städte gegründet und Tempel gebaut hat. Wenn du in mein Land kämest, o, wie würdest du von allen wie eine Gottheit verehrt werden, weil wir durch deinen Rat dem Tod entronnen und fröhlich der Heimat wiedergegeben sind! Glaube mir, nichts sollte da uns beide trennen, als der Tod."

Also sprach er, ihr aber zerfloß die Seele, als sie solches hörte. Vor ihrem Geiste stand der Abschied von Haus und Heimat, aber dennoch zog es sie mit unwiderstehlicher Gewalt nach Griechenland, denn die Göttermutter Here hatte es ihr ins Herz gegeben. Diese wollte, daß Medea ihr Vaterland verlasse und zu des Pelias Verderben nach Iolkos komme.

Die Sonne war bereits im Sinken, als sie schieden. Jason kehrte zu seinen Genossen auf das Schiff zurück, und die Jungfrau begab sich zu ihren Dienerinnen. Mit flinken Füßen bestieg sie den Wagen und fuhr zum Palaste zurück. Hier hatte Chalkiope sorgen-

voll längst auf sie gewartet und begab sich nun mit der Schwester in das Gemach, um alles, was geschehen, zu vernehmen.

Indessen berichtete Jason seinen Genossen, wie ihm die Jungfrau das Zaubermittel gereicht habe, und zeigte ihnen die Salbe. Alle freuten sich und beschloßen, zwei Männer um den Drachensamen zu Aetes zu senden. Der König weigerte sich nicht und gab ihnen Drachenzähne in genügender Anzahl. Er tat es ganz getrost, denn er hielt es für unmöglich, daß Jason es nur bis zum Säen der Zähne bringen könnte.

In der auf diesen Tag folgenden Nacht badete sich Jason und opferte nach Medeas Geheiß der Hekate. Die Göttin vernahm sein Gebet und kam aus ihrer tiefen Höhle hervor. Drachen der Unterwelt und Hunde schwärmten fauchend und bellend um sie her. Der Ager zitterte unter ihrem Tritte, und die Nymphen des Flusses heulten vor Schrecken. Jason selbst wurde von Entsetzen erfaßt, als er heimkehrte, aber dem Gebote Medeas getreu, schaute er sich nicht um, bis er wieder mit Anbruch des Morgens bei den Genossen war.

Als die Sonne über die Schneegipfel des Kaukasus schien, warf Aetes seinen Panzer über, den er im Kampfe mit den Giganten getragen, seinen Kopf bedeckte er mit dem Goldhelm und griff nach dem schweren vierhäutigen Schilde, den außer ihm kein andrer Mann tragen konnte. Dann bestieg er den Wagen und flog, von seinem Sohne, dem jungen Helden Absyrtos, und unzähliger Volks begleitet, aus der Stadt, denn er wollte, zum Kampfe gerüstet, dem Pflügen Jasons beimohnen. Dieser hatte sich nach Medeas Anleitung mit dem Zauberöl Schwert und Speer, Schild und Panzer gesalbt. Die Genossen versuchten es, die Waffen zu krümmen, aber sie vermochten es nicht, sie waren von dem Öle fest wie Stein geworden. Nunmehr salbte sich Jason auch den Leib. Da fühlte er unermessliche Stärke in allen Gliedern, seine beiden Hände quollen auf von Kraft und verlangten nach Kampf. Wie ein Schlachtroß wiehernd den Boden stampft, so streckte sich der Aionide im Gefühle seiner Streitbarkeit und schwang Erzschild und Lanze.

Die Helden ruderten nun mit ihrem Führer bis zum Aresfeld, wo sie den König Aetes mit seinen Kolchiern schon antrafen.

Als das Schiff angebunden war, sprang der gerüstete Jason sogleich aus demselben mit einem funkelnden Erzhelm, gefüllt mit spitzen Drachenzähnen. Herrlich schritt er einher, wie Ares und Apollo zugleich. Auf dem Feld umherblickend, sah er die Joche der Stiere,

dabei Pflug und Pflugchar, alles aus Eisen gehämmert. Er schritt nun, von seinem Schilde gedeckt, weiter, nach den Fußtapfen der Stiere forschend. Diese aber brachen unvermutet aus einem unterirdischen Gewölbe hervor, wo ihre Ställe waren, flammend und schnaubend und in dichten Rauch gehüllt. Jasons Freunde erschrafen, als ihr Blick auf die Ungeheuer fiel, er aber stand aufrecht mit vorgehaltenem Schild und erwartete den Anlauf, wie ein Meerfels die Fluten.

Sie kamen mit gesenkten Hörnern auf ihn losgestürzt, aber ihr Anstürmen vermochte ihm nicht ein Glied zu verlegen. Brüllend und flammenpeinend wiederholten sie die Stöße, daß den Helden die Glut wie Blitzstrahlen umzuckte. Ihn aber schirmte das Zaubermittel der Medea. Kühn Mutes ergriff er den einen Stier am Horn und schleppte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu der Stelle, wo das eiserne Joch lag. Hier gab er dessen ehernen Füßen einen Tritt und warf ihn zu Boden. Auf dieselbe Weise zwang er auch den zweiten nieder. Dann warf er seinen Schild weg und hielt die beiden feuerschnaubenden Tiere mit den Händen fest.

Mutes mußte die ungeheure Stärke des Mannes bewundern, der die eiserne Deichsel wie eine Gerte erhob und sie in den Ring des Joches fügte. Dann nahm Jason seinen Schild wieder auf, warf ihn am Riemen hinter den Rücken, faßte seine Lanze und zwang mit ihren Stichen die zornigen, flammensprühenden Stiere, den Pflug zu ziehen.

Durch ihre Kraft und den mächtigen Pflüger wurde der Boden tief aufgerissen, und die gewaltigen Erdschollen krachten in den Furchen. Jason selbst folgte mit festem Tritt und säte die Zähne in den aufgepflügten Boden, vorsichtig rückwärtsblickend, ob die aufkeimende Gigantensaat sich gegen ihn erhebe, während die Stiere rüstig vorwärtsschritten.

Als noch die Hälfte des Tages übrig war, war das ganze vier Fucherte umfassende Feld von dem unermüdblichen Pflüger umgeackert, und nun wurden die Stiere vom Pfluge gelöst, und er selbst kehrte zu den Freunden zurück und löschte seinen brennenden Durst. Dann prüfte er seine Waffen und die Gelenke seiner Kniee und erfüllte sein Herz mit neuer Streitlust, indem er sich an kräftiger Kost labte, wie der gereizte Eber seine Zähne wegt, denn schon war die Drachensaat aufgegangen, und der ganze Aresshain starrte von Schilden und

Speeren und erglänzte von Helmen bewaffneter streitlustiger Männer. Da gedachte Jason an das Wort der schlauen Medea, erfaßte einen großen Feldstein und warf ihn mitten hinein unter die bodenentsprossenen Krieger. Er selbst barg sich, ins Knie geworfen, vorsichtig unter seinem Schilde.

Voll Verwunderung stierten Aetes und die Kolchier den Sprüngen des so kraftvoll geworfenen Steines nach, um den die Erdgeborenen wie junge Hunde herumhüpften. Plötzlich begannen sie aufeinander loszugehen und schlugen sich gegenseitig nieder; unter ihren eigenen Speeren sanken sie zusammen, wie vom Sturm umgerissene Baumstämme.

Als sie miteinander im wildesten Handgemenge waren, stürzte Jason wie ein Blitz unter sie. Er zog sein Schwert und mähte die erdentsprossenen Kämpfer wie Grashalme dahin. Manche, die schon im Kampfe standen, schlug er nieder, andere, die erst bis zu den Schultern herangewachsen waren, mähte er wie Ahrenstoppeln ab und anderen spaltete er das Haupt, als sie gegen ihn rannten.

Die Verwundeten und Toten stürzten nach allen Seiten hin, und die Furchen des Gefildes strömten von Blut über, der kühne Jason aber stand hochherrlich als Sieger da.

An der Seele des Aetes aber nagten Groll und Ärger; ohne ein Wort zu sprechen, kehrte er zur Stadt zurück, die Griechen jedoch umarmten den heldenkühnen Jason und hießen ihn jubelnd und glückwünschend von der Arbeit ruhen.

6. Der Raub des Vlieses und der Mord des Ablyrtos.

Der König Aetes hielt die ganze Nacht hindurch die Häupter seines Volkes um sich versammelt und ratschlagte, wie die Argonauten wohl zu überlisten wären, denn er ahnte, daß alles, was sich ereignet hatte, nicht ohne Mitwirkung seiner Töchter geschehen war, was er streng zu strafen schwur.

Die Göttin Here sah die Gefahr, deshalb erfüllte sie das Herz Medeas mit bangender Furcht; die Jungfrau ahnte, daß ihre Mit Hilfe dem Vater nicht verborgen geblieben sei. Sie hatte schon eine gefüllte Schale mit einem Giftrank in der Hand, als Here ihren Müt aufs neue beflügelte und sie befähigte, alle ihre Tatkraft zusammenzuraffen.

Sie beschloß zu fliehen und brachte diesen Entschluß sofort zur Ausführung. Die Pforten des Palastes taten sich vor ihren Zaubersprüchen auf, und bald war sie, unerkannt von den Wächtern, draußen vor der Stadt und schlug einen Fußpfad nach dem Ufer ein, wo das Freudenfeuer, das die Helden dem Sieger Jason zu Ehren die ganze Nacht hindurch auflobern ließen, ihr zum Leitstern diente. Dem Schiffe gegenüber angekommen, rief sie laut nach Phrontis, ihrem jüngsten Schwestersohn, und dieser, der neben Jason saß und ihre Stimme erkannte, erwiderte dreimal den Ruf. Sofort ruderten die Helden ihr entgegen, und Jason, Phrontis und Argos sprangen schon vom Verdeck ans Land.

„Rettet mich,“ rief ihnen Medea entgegen, indem sie die Kniee ihres Neffen umfaßte, „entreißt mich und euch dem Grimm eures Oheims! Laßt uns entfliehen, ehe er seine Rachepläne ausführt! Das Goldene Blies will ich euch verschaffen, indem ich den Drachen einschläfere, wenn du mir, o Jason, bei den Göttern schwörst, daß du mich Verwaisste in der Fremde nicht beschimpfen willst.“

Also sprach sie traurig, er aber hob die Kniende auf und gelobte: „Geliebte, Zeus und Here seien mir Zeugen, daß ich dich in Griechenland als meine rechtmäßige Gattin in mein Haus einführen und stets in Treuen ehren will!“ Medea nahm freudig sein Gelöbniß entgegen und gebot ihm, schleunig mit dem Schiffe nach dem heiligen Haine zu fahren und dort das Blies in der Nacht noch zu rauben.

Die Helden ruderten sofort nach dem Haine, und Jason und Medea gingen der hohen Eiche zu, an welcher das Goldene Blies im Mondlicht strahlend hing. Gegenüber aber rechte der schlaflose Drache seinen furchtbaren Rachen den Nahenden entgegen und zischte fürchterlich, daß die Ufer und die Gefilde des Haines widerhallten. Die Jungfrau aber ging ihm feck entgegen, sie rief mit süßer Stimme den Schlafgott an, das Ungeheuer einzulullen, und flehte zur düsteren Hekate, ihr Vorhaben zu segnen. Durch den Zaubersang der Jungfrau eingeschläfert, senkte der Drache den mächtigen Nacken, und sein geringelter Leib dehnte sich in wohliger Schlaftrunkenheit. Da sprengte ihm Medea mit einem Wacholderstengel einen Zaubersaft in die noch offenen Augen, dessen Duft ihn in vollständigen Schummer brachte. Sein Rachen schloß sich, und schlafend dehnte er sich mit seinem Riesenleib durch das Gras hin.

Während die vorsichtige Medea den Kopf des Drachen fortwährend

mit dem Saft besprengte, zog auf ihre Mahnung hin Jason leise das Blies von der Eiche, und nun verließen beide den Areshain, und Jason trug freudigen Herzens das große Wibdervlies in den Händen, von dessen Widerschein seine Stirn und sein blondes Haar in goldenem Schimmer glänzten. Mit der Morgenröthe betraten sie das Schiff, die Genossen umringten den Helden und starrten das wie des Donnerers Blitz funkelnde Fell an. Jeder wollte es mit den Händen betasten, aber Jason litt es nicht, sondern warf einen Mantel darüber. Medea setzte er auf das Hinterdeck und sprach zu seinen Freunden: „Laßt uns, ihr Lieben, jetzt ins Vaterland heimkehren! Durch dieser Jungfrau Rat ist alles wohl vollbracht, zum Lohne führe ich sie als meine rechtmäßige Gattin nach Hause, ihr aber helfet mir sie beschirmen, denn ich zweifle nicht, daß Aetes mit all seinem Volk unsere Fahrt zu hindern suchen wird. In unserer Hand steht jetzt die Heimkehr und die Ehre oder Schande Griechenlands!“

Mit diesen Worten hieb er die Taue ab, stellte sich in voller Rüstung neben Medea, dem Steuermann Ankäus zur Seite, während das Schiff wie ein Pfeil der Mündung des Flusses zuslog.

Binnen kurzem hatten Aetes und seine Genossen die Flucht Medeas und den Raub des Blieses erkundet. Sie traten auf dem Markte zusammen, und bald sah man sie lärmend das Ufer des Flusses hinabziehen. Als Aetes und sein tatenlustiger Sohn Absyrtos an die Flußmündung kamen, sahen sie das Schiff, von hurtigen Rudern getrieben, schon auf hoher See. Schild und Speer ent sanken dem König vor Zorn und Schrecken, er rief Zeus und Helios zu Zeugen der Übeltaten an und erklärte den Seinen wütend, wenn sie ihm seine Tochter nicht zur Bestrafung wieder herbeischaffen würden, müßten sie es alle mit dem Leben büßen.

Die erschrockenen Kolchier fuhren noch denselben Tag hinaus ins Meer; ihre leichten Schiffe, welche der kühne Absyrtos befehligte, glichen einer unübersehbaren über die See dahinschwirrenden Vogelschar.

In die Segel der Argonauten blies auf Heres Gebot der günstigste Wind, und schon am dritten Morgen brachten sie am Ufer der Baphlagonen der Retterin Hefate auf Medeas Geheiß ein Opfer dar. Der Wasserwege waren die Argonauten wenig kundig, nur Argos, des Phrixos Sohn, wußte sie zu belehren, daß sie nach dem Istrosfluß steuern müßten, der seine Wasser zur Hälfte ins jonische, zur Hälfte ins sizilische Meer ergießt. Als Argos dieses geraten, erschien ein

Regenbogen in eben dieser Richtung, und das Himmelszeichen hörte nicht auf zu leuchten, bis sie glücklich an die jonische Mündung des Ästros gelangt waren.

Die Kolchier aber waren mit ihren leichten flinken Schiffen schon vorher hier angekommen. Sie legten sich in verborgenen Buchten in Hinterhalt und verstellten den Helden, die sich in der Mündung des Flusses vor Anker gelegt hatten, den Ausweg. Die Argonauten, die zahlreichen Feinde fürchtend, landeten auf einer Flußinsel, die Kolchier folgten, und es bereitete sich ein Treffen vor.

Da wurden in letzter Stunde Unterhandlungen gepflogen und verabredet, daß die Griechen das Goldene Blies behalten, Medea aber auf einer Nebeninsel im Tempel der Artemis aussetzen sollten, bis ein Nachbarkönig als Schiedsrichter bestimmt hätte, ob sie den Kolchiern oder den Griechen folgen sollte.

Bittere Sorge bemächtigte sich da der Jungfrau, und sie sprach zu Jason: „Hast du vergessen, was du mir mit heiligem Eide gelobtest? Mein Rat und mein Mut haben dir das Blies verschafft, dir zuliebe treibe ich hier auf dem Meer und folge dir ins ferne Land. Darum beschütze mich und überlaß mich nicht dem fremden König zum Urteil! Wenn mich jener Richter meinem Vater zuspricht, so bin ich verloren!“

Also rief sie jammernd. Dem Jason schlug das Herz in der Brust bei ihrem Flehen, und er sprach: „Fasse dich, Geliebte! Uns selbst ist es nicht Ernst mit diesem Vertrage. Alle die Völker hier sind den Kolchiern befreundet und wollen deinem Bruder Absyrtos helfen. Jener Vertrag soll deshalb nur eine List sein, die den Absyrtos ins Verderben stürzt, denn wenn der Führer tot ist, werden die Völker wenig mehr sich um dich und uns kümmern. Ich hoffe auf dein Einverständnis, teure Medea,“ setzte er schmeichelnd hinzu.

Da sprach Medea zu ihm die verzweiflungsvollen, gräßlichen Worte: „Rückwärts kann ich nimmer, so muß ich denn vorwärtschreiten im Frevel. Wehre du den Speeren der Kolchier! Ich will den Bruder betören, daß er sich in deine Hände gibt. Wenn sie ihn zum Zwiesgespräch mit mir allein lassen, dann magst du ihn überfallen und töten.“

Auf diese Weise ward dem Absyrtos ein tückischer Hinterhalt gelegt. Die Helden sandten ihm reiche Geschenke und baten ihn, zu einer Zwiesprache zu kommen. Den Herolden redete Medea vor, Absyrtos solle im Dunkel der Nacht auf die Artemisinsel kommen, dort wollten sie miteinander eine List ausdenken, wie sie das Blies wiederbekämen

und es dem Vater zurückbringen könnten, denn auch sie selbst sei mit Gewalt von den Phrygiern den Fremden überliefert worden. Absyrtos, durch die Worte der Schwester betrogen, schiffte in dunkler Nacht mit geringer Mannschaft nach der heiligen Insel. Dort versuchte er mit der Schwester einen Entführungsplan zu bereden, aber als sie mitten im Gespräche waren, stürzte plötzlich Jason mit gezücktem Schwerte hervor. Medea schrie, das Antlitz mit dem Schleier verhüllend, laut auf und wandte sich ab, um die Ermordung des Bruders nicht mit ansehen zu müssen, der wie ein Opfertier unter Jasons Streichen zusammenstürzte. Auf ein gegebenes Zeichen hin fielen darauf die mit Jason gekommenen Argonauten über die ihres Führers beraubten Begleiter des Absyrtos her und schlugen sie nieder, so daß keiner von der Insel entkam.

Die nichts übersehende Rachegöttin aber schaute mit finsterem Auge die schreckliche Freveltat.

Auf den Rat des Peleus fuhren nun die Argonauten schleunig davon, ehe die zurückbleibenden Kolchier zur Besinnung gekommen waren. Diese gedachten, als sie des Geschehenen inne wurden, den Feind zu verfolgen, aber Here schreckte sie mit warnenden Blitzen, und da sie zu Hause den Zorn des Königs fürchteten, so blieben sie auf den Inseln des Isthos und fiedelten sich hier an.

7. Der Helden fernere Heimfahrt. Jasons Ende.

Die Argonauten schifften an mancherlei Gestaden und Inseln vorüber und sahen schon in der Ferne die Bergspitzen des heimischen Festlands aufsteigen, als Here, welche die Rache des erzürnten Zeus fürchtete, einen Sturm erregte, der das Schiff an die unwirtliche Insel Elektris trieb. Jetzt begann auch das weissagende Holz, das einst in den Mast eingefügt worden war, zu sprechen, und Angst und Grauen ergriff die Helden. „Ihr werdet dem Zorne des Zeus und den Gewalten des Meeres nicht entgehen,“ kündete das Brett, „bevor nicht die Schwester des Aetes, die Zaubergöttin Kirke, euch den Mord des Absyrtos abgewaschen hat.“

Furchtgelähmt vernahmen die Männer die Worte des prophetischen Holzes. Die Zwillinge Rastor und Pollux allein hatten den Mut, zu den unsterblichen Göttern zu beten, indessen das Schiff in die Gewässer des Eridanos hineinschoß. Von dort aus kamen sie zu der Mündung

des Rhodanus und wären hineingeschifft, wenn nicht Here von einer Klippe aus abgemahnt hätte. Sie hüllte das Schiff in Nebel, und so fuhren sie viele Tage lang an unzähligen Rastenvölkern vorbei, bis sie endlich das tyrrenische Ufer erblickten und in den Hafen der Insel Kirkes einliefen.

Jason hieß die ganze Mannschaft im Schiffe bleiben, er selbst sprang mit Medea ans Land und zog die Widerstrebende mit sich fort zu Kirkes Palast. Kirke wußte nicht, was die Fremden bei ihr suchten, die still und traurig sich am Herde niederließen. Medea legte das Haupt in beide Hände, und Jason stieß das Schwert, mit dem er den Absyrtos getödet hatte, in den Boden und stützte sein Knie darauf, ohne die Augen aufzuschlagen. Da merkte Kirke, daß es sich um den Jammer der Verbannung und die Sühnung eines Mordes handle. Sie trug Scheu vor Zeus, dem Schirmer der Flehenden, und brachte das verlangte Opfer dar, indem sie eine Hündin schlachtete und den reinigenden Zeus dazu anrief. Sie stellte sich darauf an den Herd und verbrannte heilige Opferkuchen, um den Zorn der Erinyen zu besänftigen und die Verzeihung des Göttervaters für die Mordbefleckten anzurufen. Als alles vorüber war, ließ sie die Fremdlinge auf glänzende Sessel niedersitzen und setzte sich ihnen gegenüber, damit sie ihre Geschichte berichten könnten.

Als Medea ihr alles der Wahrheit gemäß verkündet hatte, sprach Kirke ernst: „Von mir sollst du kein weiteres Übel erleiden, weil du eine Schutzlehende und dazu meine Verwandte bist. Nur verlange auch keine weitere Hilfe von mir! Entferne dich mit dem fremden Manne, wer es auch sein mag!“ Ein tiefer Schmerz ergriff Medea bei diesen Worten. Sie warf den Schleier über ihr Haupt und weinte bitterlich, bis der Held sie an der Hand erfaßte und die Wankende mit sich aus Kirkes Palast führte.

Die Göttermutter Here erbarmte sich ihrer reuigen Schützlinge. Sie sandte ihre Botin Iris zur Meeresgöttin Thetis und empfahl das Argonautenschiff ihrem Schutz und Schirm. Und siehe da, mit der Ankunft der beiden an Bord fingen sanfte Zephyre zu wehen an, und das Schiff wogte mit leichtem Winde weiter bis zu der Insel der trügerischen Sirenen, welche die Vorübergehenden durch ihre Gesänge zu locken und zu verderben pfl egten. Auch jetzt sangen sie ihre schönsten Lieder, und die Argonauten wollten eben ans Ufer fahren, als Orpheus sich erhob und seine göttliche Leier so mächtig zu schlagen begann,

daß sie die Stimmen der Jungfrauen übertönte. So kamen die Argonauten hier ungefährdet davon, aber sie schifften neuen Gefahren entgegen. Sie kamen an eine Meerenge, wo auf der einen Seite der gefährliche Fels der Skylla in die Flut hinausragte, und auf der andern Seite der Strudel der Charybdis das Schiff zu verschlingen drohte. Von allen Seiten begegneten ihnen hilfreiche Meernymphen, die Töchter des Nereus, und umgaukelten das Schiff. Wenn es sich den schwimmenden Felsen näherte, so stieß es eine Nymphe der anderen gleich einem Ball zu, daß es bald mit den Wellen zu den Wolken, bald wieder hinab in die Tiefe flog. Endlich waren sie glücklich entkommen und fuhren weiter auf der offenen See, bis sie zu der Insel Scheria kamen, wo die Phäaken und ihr frommer König Alkinoos wohnten. Auf's gastlichste aufgenommen, wollten sie sich eben recht gütlich tun, als plötzlich ein gewaltiges Heer der Kolchier erschien, deren Flotte auf einem andern Wege bis hierher vorgedrungen war. Sie verlangten die Auslieferung Medeas oder bedrohten die Griechen mit Kampf auf Leben und Tod.

Medea aber umfaßte die Kniee der Gattin des Alkinoos, Arete, und diese hielt die Helden, die schon zum Streite sich rüsteten, zurück. Am Abend beratschlagte der König mit seiner Frau über das kolchische Mädchen. Arete erzählte ihm, daß Jason die Königstochter zu seiner ehelichen Gattin machen wolle. „Gern würd' ich,“ entgegnete Alkinoos, „die Kolchier mit den Waffen vertreiben, aber ich fürchte, das Gastrecht des Zeus zu verletzen. Höre aber, was ich tun will! Ist das Mädchen noch eine freie Jungfrau, so soll sie dem Vater zurückgegeben, ist sie aber Jasons Gemahlin, so soll sie dem Gatten nicht geraubt werden, denn diesem gehört sie vor dem Vater.“ Arete sandte auf dieses hin noch in der Nacht einen Herold zu Jason, der ihm raten mußte, sich noch vor Anbruch des nächsten Tages mit Medea zu vermählen.

Die Helden, welchen Jason diesen Rat mittheilte, waren damit einverstanden, und so wurde die Jungfrau in einer heiligen Grotte unter den Liedern des Orpheus feierlich zu Jasons Gattin geweiht.

Als Alkinoos am andern Tage dieses gehört und auch Zeugen der Vermählung vernommen hatte, tat er mit einem feierlichen Schwure den Ausspruch, daß Medea nicht ausgeliefert werden solle. Vergebens widersetzten sich die Kolchier; der König gebot ihnen, entweder als Gäste den Frieden zu wahren, oder mit ihren Schiffen den Hafen zu verlassen. Sie aber, ohne Medea die Rückkehr zu Aetes fürchtend, wählten das erstere und blieben friedlich im Lande.

Nach kurzer Zeit brachen die Argonauten, da günstiger Wind wehte, zur Weiterfahrt auf, aber bald änderte sich das Wetter, und ein grauser Nordsturm jagte das Schiff mitten durch das libysche Meer neun Tage auf ungewissem Pfade dahin. Sie wurden an das Sandwüstenufer der afrikanischen Syrten verschlagen, und das Schiff wurde so dicht ans Gestade getrieben, daß der Kiel ganz auf dem Sand aufsaß. Kein Wasserquell, kein Pfad, kein Hof zeigte sich in der unendlichen Wüste. Alles ruhte in totem Schweigen. Sicherlich wären alle zusammen in der unwirtlichen Einöde verkommen und untergegangen, wenn nicht drei Halbgöttinnen, die Beherrscherinnen Libyens, sich ihrer erbarmt hätten. Diese erschienen, in Ziegenfelle gehüllt, um die heiße Mittagsstunde dem Jason und zogen ihm den Mantel, mit dem er sein Haupt bedeckt hatte, leise von den Schläfen. „Unglücklicher,“ sprachen sie zu dem erschrocken Aufspringenden, „wir kennen alle deine Mühsale, aber traure nicht länger! Wenn die Meeresgöttin den Wagen Poseidons losgeschirrt hat, so zollet eurer Mutter Dank, die euch lange im Leibe getragen hat! Dann möget ihr ins Vaterland heimkehren!“ Darauf verschwanden sie.

Während Jason und die Helden sich über das räthelhafte Wort besannen, ereignete sich vor ihren Augen ein seltsames Wunderzeichen. Ein ungeheures Meerpferd mit wallender goldener Mähne sprang aus dem Meer ans Land und schüttelte den Wasserichaum, der von ihm in großen Tropfen fiel, ab.

Freudig rief da der Held Peleus: „Die eine Hälfte des Räthels ist erfüllt, denn die Meeresgöttin hat den von diesem Rosse gezogenen Wagen losgeschirrt; die Mutter aber, die uns lange im Leibe getragen, ist unser Schiff Argo. Dem sollen wir den schuldigen Dank bezahlen. Laßt es uns auf die Schultern nehmen und über den Sand hintragen, den Spuren des Meerpferds nach.“ Sie thaten so und trugen das Schiff zwölf Tage und zwölf Nächte lang über die Sandwüste hin. Sie wären unterlegen auf dem heißen öden Wege, wenn sie nicht Here gestärkt hätte, und so kamen sie glücklich an die tritonische Meerbucht. Hier ließen sie die Last von den Schultern gleiten und suchten alsbald nach einem Quelle, denn sie waren von verzehrendem Durste gepeinigt.

Unterwegs begegnete da der Sänger Orpheus den Hesperiden, welche auf dem Felde saßen. Diese flehte der Durstige an, ihnen einen Wasserquell zu zeigen. Die Nymphen wiesen nach einem naheliegenden Felsen, und eine von ihnen, Agle genannt, fing also zu reden an:

„Gewiß ist der kühne Räuber, der gestern dem Drachen Ladon das Leben und uns die goldenen Äpfel genommen hat, euch zum Heile gekommen, ihr Fremdlinge. Es war ein gewaltiger Mann mit funkelnden Augen; eine Löwenhaut hing ihm über die Schultern, in der Hand trug er eine Keule und Pfeil und Bogen. Auch er kam durstig von der Wüste. Da er nirgends Wasser fand, stieß er mit der Keule an einen Felsen. Diesem entfloß wie von einem Zauberschlag sofort reichliches Wasser, und der schreckliche Mann legte sich bis an die Brust auf den Boden und trank nach Herzenslust. Ich will dir die Stelle weisen.“

So sprach Agle und schritt mit ihnen zum Felsenquell, um den bald alle Hellenen sich drängten. „Wahrlich,“ rief mancher von ihnen, nachdem er die vertrockneten Lippen noch einmal genekt hatte. „Herakles war der Quellenfinder, er hat, auch getrennt von uns, unser Leben gerettet. Möchten wir ihm doch noch begegnen!“

Sie suchten nach ihm, aber umsonst, und bestiegen darauf wieder ihr ins Wasser gebrachtes Schiff, aber der Wind blies ihnen entgegen, und sie suchten vergebens aus der tritonischen Bucht in die offene See zu gelangen. Auf den Rat des Orpheus stiegen sie daher nochmals ans Land und weihten den einheimischen Göttern den größten Opferdreifuß, den sie besaßen. Auf dem Rückweg begegnete ihnen der Meergott Triton und reichte ihnen eine Erdscholle als Zeichen der Gastfreundschaft. „Mich hat der Vater Poseidon,“ sprach er, „zum Schirmer dieser Gegend bestellt. Sehet, dort wo das Wasser schwarz aus der Tiefe sprudelt, dort ist der Ausweg aus der Bucht in das Meer, dorthin rudert! Ich will euch als Dank für das Opfer guten Wind schicken.“

Er nahm den Dreifuß auf die Schulter und verschwand in den Fluten, die Helden aber stiegen hurtig ins Schiff und kamen durch das schwarze Wasser nach wenigen Tagen zu dem herrlichen Eiland Kreta. Der Wächter dieser Insel war der schreckliche Riese Talos. Er war allein noch übrig aus dem ehernen Geschlechte der Menschen, und Zeus hatte ihn zum Schwellenhüter von Europa bestellt. Dreimal täglich machte er mit seinen ehernen Füßen die Runde auf der Insel. Er war am ganzen Leibe von Erz und deshalb unverwundbar, nur an einem Knöchel hatte er eine fleischerne Sehne und eine Blutader. Wer diese Stelle verwunden konnte, war sicher, ihn zu töten, denn er war nicht unsterblich.

Als er die auf die Insel zurudernden Helden erblickte, begann er Felsblöcke gegen das herannahende Schiff zu schleudern. Die erschrockenen Argonauten wären wieder davongerubert, wenn sich nicht Medea beschützt hätte. „Haltet das Schiff nur außer der Steinwurfweite, ihr Männer,“ rief sie, „ich will den Unhold schon bändigen!“ Sie beschwor mit schauerlicher Zauberformel die lebensraubenden Parzen und verzauberte die Augenlider des Riesen, daß sie sich im Schummer schlossen. Er sank plötzlich in schwerer Schlafrunkenheit zusammen und stieß dabei den fleischernen Knöchel an eine spitze Felsenkante, daß sofort das Blut aus der Wunde quoll. Vom Schmerz aufgeweckt, versuchte er sich aufzurichten, aber gleich einer angehaunenen Fichte stürzte er mit ungeheurem Dröhnen von der schroffen Klippe hinunter in die Meerestiefe.

Jetzt konnten die Helden landen und sich auf dem gesegneten Eiland einige Tage erholen. Kaum waren sie aber wieder weggefahren, so erschreckte sie ein neues Abenteuer. Entsetzliche Nacht war plötzlich ringsum, kein Mondstrahl und kein Stern leuchtete, schwarz erschien Luft und Wasser, und sie wußten nicht, ob sie auf dem Meer oder in den Fluten des Tartarus schifften. Mit aufgehobenen Händen flehte Jason zu Apollo um Befreiung und versprach ihm die herrlichsten Weihgeschenke. Der Gott, sein Flehen hörend, schwebte vom Olymp hernieder und, den Bogen hoch in den Händen haltend, schoß er silberne Lichtpfeile über das Meer hin. In dem plötzlichen Lichtglanz zeigte sich ihnen eine kleine Insel, auf welche sie zusteuerten und wo sie die tröstliche Morgenröthe erwarteten.

Dies war das letzte Abenteuer, das die Helden in Not brachte. Bald darauf nahm sie die Insel Agina auf, und von dort lief ohne weiteres Unheil das Schiff mit den Helden in den Hafen von Iolkos ein. Jason weihte das Schiff dem Poseidon, und als es längst in Staub zerfallen war, glänzte es, an den Himmel erhoben, am südlichen Firmament als leuchtendes Gestirn.

Jason traf den König Pelias und seinen Vater Ason noch am Leben an. Dem Pelias übergab er das Goldene Vlies, den Ason aber machte Medea durch ein Zaubermittel wieder jung. Sie hatte ihre Kraft an einem Widder versucht, den sie samt allerlei Kräutern in siedendes Wasser warf, worauf ein schneeweißes Lamm dem Kessel entsprang. Gleicherweise tat sie mit Ason. Sie setzte ihn in ein siedend heißes Bad und warf erlesene Zauberkräuter hinein. Plötzlich wurden seine weißen Haare wieder schwarz, die Zähne kamen ihm wieder, und

er ward kräftig, wie ein Mann in den besten Jahren. Als Pelias dieses gewahrte, bat er, auch ihn zu verjüngen. Medea versprach es, tat aber nur gleichgültige Kräuter in das Bad, so daß Pelias in dem siedend heißen, dampfenden Wasser erstickte. Sein Sohn Acastos ließ ihm zu Ehren großartige Leichenspiele anstellen, und Ason ward nun König an seiner Statt.

Jason selbst gelangte nicht auf den Thron von Iolkos, um dessentwillen er die schwere Fahrt bestanden hatte. Er mußte nach Asons Tod das Königreich Acastos überlassen und sich mit Medea nach Korinth zurückziehen. Hier wohnte er zehn Jahre, und hier schenkte ihm Medea drei Söhne. Während jener Zeit war Medea nicht nur um ihrer Schönheit willen, sondern auch wegen ihres edlen Sinnes von ihrem Gatten geliebt und geehrt. Später aber wurde Jason von der Schönheit einer Jungfrau, der Tochter des Korintherkönigs Kreon, mit Namen Glauke, betört. Der unbeständige Mann versicherte der bekümmerten Gattin heuchlerisch, daß er nur aus Fürsorge für seine Kinder mit dem hohen Königshaus in Beziehungen treten wolle. Medea aber rief zürnend die Götter als Zeugen seiner früheren Schwüre an. Trotzdem vermählte sich Jason mit der Königstochter. Verzweifelt irrte Medea in dem Palast ihres Gatten umher. „Wehe mir,“ rief sie, „möge der Tod sich meiner erbarmen! O Vater, den ich verlassen, o Bruder, den ich ermordet habe! Eure Rache kommt jetzt über mich. Aber nicht an Jason war es, mich zu strafen, möge auch er samt seinem jungen Weibe verderben!“

Noch jammerte sie so, als Kreon, Jasons Schwiegervater, ihr begegnete. „Du finster blickende Zauberin,“ redete er sie an, „nimm deine Söhne zur Hand und verlasse mein Land auf der Stelle!“

Medea, ihren Born unterdrückend, sprach mit gefasster Stimme: „Warum fürchtest du ein Übel von mir, Kreon? Das Üble ist schon geschehen, mögen die beiden als Gatten zusammen leben! Mich aber laß in diesem Lande wohnen, denn obwohl ich tief gekränkt bin, will ich doch schweigen und mich unterwerfen!“

Kreon traute ihr nicht und wiederholte sein Gebot. Da bat sie nur um einen einzigen Tag Aufschub, um ihr Haus bestellen und ein Asyl für ihre Kinder wählen zu können.

„Schon viele törichte Nachgiebigkeit habe ich geübt,“ entgegnete Kreon, „aber meine Seele ist nicht tyrannisch. Der Aufschub sei dir gestattet, Weib!“

Als Medea die gewünschte Frist erhalten hatte, schritt sie zur Ausführung einer That, die ihr bisher nur dunkel im Geiste vorschwebt hatte. Sie ließ um eine Unterredung mit Jason bitten und sprach zu ihm mit demüthiger Miene: „Jason, ich sehe ein, daß alles, was du gethan hast, zu unserem eigenen Besten reichen soll. Arm sind wir hierher gekommen, du willst durch deine neue Heirat für dich, deine Kinder und zuletzt auch für mich sorgen. Du wirst deine jetzt in Noth von dir scheidenden Söhne sicherlich bald wieder zurückrufen und sie an deinem Glücke theilnehmen lassen. Umarmet, ihr Kinder,“ setzte sie hinzu, „euren Vater und versöhnet euch mit ihm, wie ich mich mit ihm versöhnt habe!“

Jason, hoch erfreut über diese Sinnesänderung, versprach ihr und seinen Söhnen das Beste, und Medea begann, ihn noch sicherer zu machen. Sie bat ihn, die Kinder bei sich zu behalten und sie allein ziehen zu lassen. Damit die neue Gattin dieses gestatte, reichte sie dem Jason köstliche Prachtgewänder als Brautgeschenk für die eitle Königstochter. Aber die Kleider waren mit Zaubergift getränkt und mußten demjenigen, der sie trug, den Tod bringen.

Medea nahm nun heuchlerischen Abschied von ihrem Gatten und harrete, in einem Dienergemach verborgen, eines vertrauten Boten, der ihr Nachricht über den Empfang des Geschenkes bringen sollte. Dieser kam bald atemlos wieder und rief: „Steig in ein Schiff, Medea, und fliehe, deine Nebenbuhlerin und ihr Vater sind tot. Als Glauke die herrlichen Gewänder sah, wurde sie von der Pracht gereizt und versprach, deine Kinder in Gulden aufzunehmen. Sobald Jason sie verlassen hatte, legte sie sofort das schönste Gewand an, setzte einen der Goldkränze ins Haar und betrachtete sich vergnügt im Spiegel. Bald aber wankte sie zitternd rückwärts, und bevor sie den Sessel erreicht hatte, stürzte sie zu Boden. Sie verdrehte die Augen, Schaum trat ihr vor den Mund, und ehe der auf die Schreckenskunde herbeieilende Vater eintraf, war sie tot. Nur den Leichnam seiner Tochter fand er; er warf sich in Verzweiflung auf denselben, aber von dem starken Gifte des Gewandes ergriffen, hat auch er das Leben ausgehaucht. Von Jason weiß ich nichts.“

Die Erzählung dieser Greuel entflammte die Mordwut Medeas, statt sie zu dämpfen, noch mehr, und sie eilte nach der Kammer, wo ihre Söhne schliefen, denn die Nacht war herbeigekommen. „Vergift, Unglückliche,“ sprach sie unterwegs zu sich, „daß es deine Kinder sind! Tötest du sie nicht, so sterben sie von Hentfers Hand!“

Als Jason in sein Haus kam, die Mörderin seiner jungen Gattin aufzufuchen, scholl ihm das letzte Jammergeschrei seiner Kinder entgegen; er trat in die Kammer und fand seine Söhne wie Opfertiere hingeschlachtet, Medea aber war nicht zu erblicken. Als er in Verzweiflung das Haus verließ, hörte er in der Luft ein Geräusch. Emporschauend ward er die Frevlerin gewahr, wie sie auf einem mit Drachen bespannten Wagen, den ihre Zauberei herbeigerufen hatte, durch die Lüfte davonfuhr. Er verlor die Hoffnung, sie zu bestrafen. Verzweiflung überkam ihn. Der Mord des Absyrtos wachte wieder auf in seiner Seele, er stürzte sich selbst in das Schwert, das er einst mit dem Blute seines Schwagers getränkt hatte, und sank auf der Schwelle seines Hauses tot nieder. Von Medea aber ward nie mehr etwas vernommen. So schließt die Sage von Jason und dem Goldenen Vliese.



Herakles.

1. Die Jugend und die ersten acht Arbeiten des Helden.

Herakles war ein Sohn des Zeus und der Alkmene. Sein Stiefvater Amphitryon, ein Enkel des Perseus, war König von Tiryns, hatte aber diese Stadt verlassen, um in Theben zu wohnen.

Hier, die Gattin des Zeus, haßte Alkmene und gönnte ihr den Sohn nicht, von dessen Zukunft Zeus den Göttern Großes verkündet hatte. Sie sandte deshalb zwei entseßliche Schlangen aus, die in das Schlafgemach der Nebenbuhlerin gekrochen kamen, und ehe die schlummernde Mutter und die Dienerinnen es inne wurden, den Hals des Knaben umringelten. Der Knabe erwachte schreiend und gab die erste Probe seiner Götterkraft, er ergriff mit jeder Hand eine Schlange und erstickte beide mit einem einzigen Drucke seiner kleinen Fäuste.

Alkmene war auf den Schrei des Kindes erwacht, sie stürzte mit bloßen Füßen aus dem Bette, und auch der König Amphitryon trat mit dem blanken Schwert in der Hand in das Gemach. Da stand er nun vor der Wiege und sah und hörte, was geschehen war. Er betrachtete die That als ein göttliches Wunder und rief deshalb den Seher

Teiresias herbei. Dieser Weissagte das Schicksal des Knaben, der viele Ungeheuer auf dem Land und im Meere hinwegräumen, der alles, was ihm Widerstand leiste, besiegen werde, und den am Ende seines mühevollen Daseins ewiges Leben und ewige Jugend bei den Göttern erwarteten.

Als Amphitryon dieses vernommen, beschloß er, dem Knaben eine würdige Erziehung geben zu lassen, und rief Heroen aus allen Gegenden zusammen, die ihn in den Heldentugenden unterrichten sollten. Amphitryon selbst unterwies ihn in der Kunst des Wagenlenkens, den Bogen zu spannen lehrte ihn Eurytos, den Ring- und Faustkampf Harpalchos. Der Zentaur Chiron lehrte ihn die Kräuter und Gewächse kennen und unterrichtete ihn in der Sternkunde. Eumolpos unterwies ihn im Gesang, Rastor in der Kunst, bewaffnet zu Feld zu ziehen, und Linos in der Buchstabenschrift und im Zitherspiel.

Herakles zeigte sich als gelehrigen Knaben, aber Härte konnte er nicht ertragen. Als der alte grämliche Linos ihn einst mit ungerechten Schlägen zurechtwies, warf ihm Herakles seine Zither mit solcher Gewalt an den Kopf, daß derselbe tot zu Boden fiel. Der reuige Knabe wurde vor Gericht gefordert, aber der berühmte Richter Rhadamanthys sprach ihn frei; trotzdem schickte ihn Amphitryon aufs Land zu den Herden, damit sein überkräftiger Sohn sich nicht wieder Ähnliches zuschulden kommen lasse.

Hier wuchs er auf und tat sich durch seine Stärke vor allen hervor. Als ein Sohn des Zeus war er furchtbar anzuschauen, er war vier Ellen lang, und Feuerglanz entströmte seinen Augen. Nie fehlte er im Pfeilschuß oder im Speerwurf. Als er achtzehn Jahre alt geworden, war er der schönste und stärkste Mann Griechenlands, und es sollte sich jetzt entscheiden, ob er diese Kraft zum Guten oder zum Schlimmen verwenden werde.

Der Jüngling begab sich um diese Zeit von Hirten und Herden weg in eine einsame Gegend und überlegte bei sich, welche Lebensbahn er einschlagen solle. Als er so dasaß, sah er auf einmal zwei hohe Frauen auf sich zukommen. Die eine zeigte in ihrem ganzen Wesen Anstand und Adel, ihren schlanken Leib schmückte ein schneeweißes Gewand, ihr Blick war sittsam und bescheiden, ihre Haltung edel. Die andere war von schwellender Fülle, die natürliche Farbe ihrer Haut war durch Schminke gehoben, ihr Auge war weit geöffnet, und ihr gewählter Anzug überaus prächtig. Sie warf feurige Blicke um sich,

ob nicht auch andere sie erblickten, und oft schaute sie nach ihrem eigenen Schatten.

Als beide näher kamen, ging die erste ruhig ihren Weg weiter, die andere aber, um ihr zuvorzukommen, redete den Jüngling sofort an: „Heraclès, du bist unschlüssig, welchen Lebensweg du einschlagen sollst. Wählst du mich zur Freundin, so werde ich dich die angenehmste Straße führen, keine Lust sollst du ungekostet lassen. Um Krieg und Geschäfte hast du dich nicht zu kümmern, du darfst nur darauf bedacht sein, dich mit den köstlichsten Speisen zu laben, deine Sinne durch die angenehmsten Empfindungen zu ergötzen, auf einem weichen Lager zu schlafen und den Genuß von allem diesem dir ohne Mühe und Arbeit zu verschaffen. Fürchte nicht, daß ich dir geistige oder körperliche Anstrengungen aufbürden werde, im Gegenteil, du wirst nur die Früchte fremden Fleißes zu genießen haben, denn meinen Freunden gebe ich das Recht, alles zu benützen.“

Als Heraclès diese lockenden Anerbietungen hörte, sprach er verwundert: „Weib, das du so vieles versprichst, wie ist dein Name?“ „Meine Freunde,“ antwortete sie, „nennen mich die Glückseligkeit, meine Feinde aber die Sinnenlust und das Vergnügen.“

Mittlerweile war auch die andre Frau herzugetreten. „Auch ich,“ sagte sie, „komme zu dir, lieber Heraclès, denn ich kenne deine Eltern und deine Erziehung. Meine Freunde nennen mich die Tugend. Wenn du meine Bahn einschlagen wolltest, so würdest du ein Meister in allem Guten und Großen werden; aber wisse, daß von allem, was gut und wünschenswert ist, die Unsterblichen den Menschen nichts ohne Arbeit und Mühe gewähren. Wünschest du, daß die Götter dir gnädig seien, so mußt du die Götter ehren, willst du, daß deine Freunde dich lieben, so mußt du ihnen nützlich sein; strebst du, von deinem Lande geehrt und gepriesen zu werden, so mußt du ihm Dienste leisten. Deshalb merke dir, wenn du ernten willst, so mußt du vorher säen, wenn du siegen willst, mußt du die Kriegskunst erlernt haben, wenn du deinen Körper in der Gewalt haben willst, so mußt du ihn durch Arbeit und Schweiß abhärten.“

„Siehst du jetzt, Heraclès,“ fiel ihr da das Vergnügen in die Rede, „welchen mühseligen Weg dich dieses Weib führen will, ich hingegen werde dich auf kurzem bequemen Pfade zur Glückseligkeit leiten.“

„Elende,“ entgegnete die Tugend, „welche wahre Glückseligkeit kennst denn du, die du jedem echten Glück und Vergnügen durch Über-

sättigung zuvorkommt? Du issest, ehe dich hungert, und trinkst, ehe dich dürstet. Um mit Lust zu trinken, schaffst du dir die kostbarsten Weine an; des Sommers gehst du nach Eis und Schnee umher. Kein Bett will dir und deinen Freunden weich genug sein, die die Nacht durchprassen und den besten Teil des Tages verschlafen. Du selbst bist bei den Göttern verachtet und den guten Menschen verhaßt. Ich hingegen habe mit den Göttern und mit allen edlen Menschen Verkehr. An mir besitzen die Künstler eine Gehilfin, die Hausväter eine Wächterin, das Gesinde einen Beistand. Ich bin eine treue Teilnehmerin an den Geschäften des Friedens, eine Mitkämpferin im Kriege, die bewährte Genossin der Freundschaft. Speise und Trank, Rast und Schlaf schmecken meinen fleißigen Freunden besser, als den trägen Genossen des Vergnügens. Die Jungen freuen sich des Beifalls der Alten, die Alten der Ehre bei den Jungen, durch mich sind sie geachtet von den Freunden, geehrt vom Vaterland und beliebt bei den Göttern. Zu solchem Leben entschliefst dich, Herakles, und vor dir liegt das beste Los!"

Die Gestalten waren verschwunden, und Herakles stand allein. Er nahm sich fest vor, den Weg der Tugend zu gehen, und bald fand sich Gelegenheit, diesen Entschluß zu betätigen: Griechenland war damals voll von Wäldern und Sümpfen, die nicht bloß von Löwen, Ebern und andern Ungeheuern, sondern auch von Räubern und Mördern durchstreift wurden. Das Land von ihnen zu befreien, war der alten Heroen größtes Verdienst; auch dem Herakles sollte es beschieden sein.

Auf dem Heimweg begegneten ihm Abgesandte des Minyerkönigs Erginos, die einen ungerechten Jahrestribut von den Thebanern einreiben wollten. Herakles, der sich zum Anwalt aller Unterdrückten bestimmt fühlte, schickte die unverschämten Boten, mit Stricken gefesselt, an ihren König zurück. Dieser ließ in Theben die Auslieferung des Täters verlangen, und der ängstliche Thebanerkönig Kreon war geneigt, sein Verlangen zu erfüllen. Da beredeten Herakles mutige Jünglinge, mit ihm dem Feinde Widerstand zu leisten, aber in keinem Bürgerhaus war eine Waffe zu finden, weil die räuberischen Minyer der Stadt alle Wehr genommen hatten. Da griffen die Jünglinge zu den im Tempel der Athene aufgehängten Waffenrüstungen, welche die Vorfahren erbeutet und den Göttern geweiht hatten. Also gerüstet zog Herakles mit seiner Schar den Minyern bis zu einem Engpaß entgegen, wo denselben die Größe ihrer Kriegsmacht nichts helfen konnte. In der Schlacht fiel Erginos, und sein ganzes Heer wurde aufgerieben,

aber auch Amphitryon, der wacker mitgekämpft hatte, wurde erschlagen. Herakles rückte nach dem Siege schnell gegen Orchomenos, die Hauptstadt der Minner, vor und zerstörte Königsburg und Stadt.

Ganz Griechenland bewunderte die That des Herakles, und der Thebanerkönig Kreon gab ihm zum Danke seine einzige Tochter Megara zur Ehe, die dem Helden drei Söhne schenkte. Seine Mutter aber vermählte sich zum zweitenmal mit dem als Schiedsrichter berühmten Rhadamanthys. Die Götter selbst beschenkten den Helden, Hermes gab ihm ein Schwert, Apollo Pfeile, Hephästos einen Köcher und Athene einen Waffenrock.

Der Göttervater Zeus hatte schon vor der Geburt des Herakles im Räte der Himmlischen erklärt, der erste Perseusenknecht, welcher das Licht der Welt erblicke, sollte der Beherrscher aller Nachkommen des Perseus werden. Diese Ehre war Alkmenes Sohn zugebacht, aber Heres Hinterlist, welche dieses Glück dem Sprossen der Alkmenen nicht gönnte, kam ihm zuvor und ließ den Eurystheus, der auch ein Enkel des Perseus war, früher zur Welt kommen. Dadurch ward Eurystheus König zu Mykene im Argiverland, und der später geborene Herakles ihm unterworfen. Jener sah den steigenden Ruhm seines Verwandten ungern und berief ihn als seinen Untertanen zu sich, um ihm verschiedene Arbeiten aufzutragen. Da Herakles nicht gehorchte, ließ Zeus selbst ihm befehlen, dem Argiverkönig seine Dienste zu widmen. Der Held entschloß sich ungern dazu, der Diener eines Sterblichen zu sein, und fragte das Orakel von Delphi. Dieses ließ ihn wissen, das von Eurystheus erlassene Gebot sei dahin gemildert, daß Herakles zehn ihm von Eurystheus aufgetragene Arbeiten zu vollbringen habe. Wenn solches geschehen sei, werde er der Unsterblichkeit theilhaftig werden.

Herakles verfiel über diesen Spruch in tiefe Schwermut, und die rachsüchtige Here verwandelte seinen Trübsinn in wilde Raserei. Er kam so von Sinnen, daß er seine eigenen geliebten Kinder tötete, und es währte lange Zeit, bis er von diesem Wahnsinn wieder frei wurde. Als endlich die Zeit seinen Kummer milderte, entschloß er sich, die Aufträge des Eurystheus zu übernehmen, und begab sich zu diesem Zwecke nach Tiryns, ebenfalls einer Argiverstadt.

Die erste Arbeit, welche ihm der König auftrug, bestand darin, daß Herakles ihm das Fell des nemeischen Löwen herbeibringen sollte. Dieses Untier hauste in den Wäldern zwischen Kleonä und Nemea in Argolis und konnte mit keinen menschlichen Waffen verwundet werden.



Heraclès stellte sich in der Nähe seiner Höhle auf. Endlich kam der Löwe des Abends von Jagd und Raub zurück, Kopf, Mähne und Brust trocken von Blut, mit der Zunge leckte er sich das Kinn. Der Held wartete, bis der Löwe näher kam, und schoß ihm einen Pfeil in die Flanken, aber das Geschloß drang nicht ins Fleisch, und Heraclès schoß noch einmal, doch wiederum vergeblich. Als er jetzt eben zum dritten Pfeile griff, erblickte ihn der Löwe, zog seinen langen Schweif an sich, und sein Rücken wurde krumm wie ein Bogen. Mit einem gewaltigen Sprunge stürzte er sich auf den Feind, Heraclès aber versetzte ihm blitzschnell mit seiner Keule einen Schlag auf den Nacken, daß er mitten im Sprung auf den Boden stürzte und kaum wieder auf die wankenden Füße kam.

Ehe er sich wieder erholt hatte, schlang ihm der Held die Arme um den Nacken und schnürte ihm die Kehle zu, bis er erstickte. Als das Tier tot war, zog ihm der junge Held das Fell ab und hing es um, den Rachen des Löwen setzte er gleich einem Helm auf das Haupt, und das Fell knotete er um seinen Hals zusammen.

Als der feige Eurystheus ihn in der Haut des Ungeheuers daherkommen sah, geriet er in solche Angst, daß er sich in ein ehernes Faß verkroch. Auch ließ er ihn fernerhin nicht mehr vor sein Antlitz, sondern sandte ihm seine Befehle durch den Pelopsproffen Kopeus zu.

Die zweite Arbeit des Helden war die Erlegung der Hydra von Lerne. Dies war eine riesengroße Schlange mit neun Häuptern, von denen das in der Mitte stehende Haupt unsterblich war. Heraclès bestieg sofort einen Wagen, den sein Neffe Iolaos lenkte, und nun ging es dem Sumpfe von Lerne in Argolis zu. Als sie die Hydra bei den Quellen der Amymone entdeckt hatten, zwang Heraclès sie durch Schüsse mit brennenden Pfeilen, ihren Schlupfwinkel zu verlassen. Sie kam zischend hervor, und ihre neun emporgerichteten Hälse schwankten wie die Äste eines Baumes im Sturme. Heraclès packte sie kräftig und hielt sie fest, sie aber umschlang im Verein mit einem riesigen Krebs einen seiner Füße, ohne sich weiter zu wehren. Jedoch der Zeussohn tötete mit seiner Keule den Krebs und fing an, der Schlange die Köpfe abzuschlagen. Aber er konnte nicht zum Ziele kommen, denn war ein Haupt abgeschlagen, so wuchsen an dessen Stelle zwei neue hervor. Rasch entschlossen rief er den Iolaos zu Hilfe. Dieser zündete mit einer Fackel den nahen Wald an und überfuhr nun mit den Bränden die frisch emporkeimenden Häupter der Schlange. Auf diese

Weise wurde der Held der neuwachsenden Köpfe Meister und schlug nun der Hydra auch das unsterbliche Haupt ab; hierauf begrub er es am Weg und wälzte einen schweren Stein darauf. Den Rumpf spaltete er in zwei Teile und tauchte seine Pfeile in das hervorströmende Blut, das sehr giftig war und die Wunden der Geschosse tödlich machte.

Der dritte Auftrag des Eurystheus war, die kerynitische Hirschkuh lebendig zu fangen, ein herrliches Tier mit goldenem Geweih und ehernen Füßen. Sie war eine der fünf Hindinnen, an welchen Artemis ihre erste Jagdprobe abgelegt hatte und die sie allein von den fünfzehn wieder aus Mitleid in die Wälder hatte entlaufen lassen.

Herakles verfolgte sie ein ganzes Jahr und holte sie endlich am artemisischen Berg in Arkadien am Flusse Ladon ein. Er mußte aber des Tieres nur dadurch Meister zu werden, daß er es durch einen Pfeilschuß lähmte und dann auf seinen Schultern forttrug. Da begegnete ihm Artemis und schalt ihn, daß er das ihr heilige Tier habe töten wollen. Herakles aber rechtfertigte sich, indem er sprach: „Nicht Mutwille hat mich bewogen, hehre Göttin, sondern die Not. Wie könnte ich sonst vor Eurystheus bestehen?“ Also besänftigte er den Zorn der Göttin und brachte das Tier lebendig nach Mykene.

Sofort ging es an die vierte Arbeit. Sie bestand darin, den Eber, der den Berg Erymanthos verwüstete und der gleichfalls der Artemis heilig war, lebendig nach Mykene zu liefern. Auf seiner Wanderung nach dem Berg Erymanthos kehrte er bei dem Zentauren Pholos ein und wollte bei ihm Nachtherberge nehmen. Es wohnten viele Zentauren dort auf dem Berge, die ein großes Weinsäß in der Höhle des Pholos verwahrt hatten und von diesem Weine nur tranken, wenn sie in der Höhle zusammentamen. Als nun Herakles nach dem Mahl auch einen guten Trunk begehrte, sprach Pholos: „Das in meinem Keller liegende Faß mit Wein gehört allen Zentauren gemeinschaftlich, und ich wage nicht, es zu öffnen.“ — „Öffne es immerhin,“ sprach Herakles, „ich werde dich gegen alle Anfälle verteidigen, mich dürstet unäglich!“

Es hatte aber dieses Faß der Weingott Bacchus selbst den Zentauren übergeben, mit dem Befehle, dasselbe nicht eher zu öffnen, als bis Herakles hier eintreffen würde. So holte denn Pholos von dem Weine, kaum aber hatte er den Spund geöffnet, so rochen die Zentauren den Duft des firnen starken Trankes und umringten, mit Fichtenstämmen bewaffnet, die Höhle. Die ersten Eindringlinge jagte Herakles mit

Feuerbränden zurück, und die anderen verwundete er mit seinen in das Hydrablut getauchten Pfeilen, so daß sie sterbend hinsanken. Die übrigen flohen. Da wunderte sich Pholos, daß ein so kleiner Pfeil einen so großen Mann töten könne, und zog das Geschöß aus einem Toten heraus, um es zu besehen. Er war aber unvorsichtig und ließ den Pfeil fallen, der mit der Spitze tief in seinen Fuß drang, so daß er sofort starb. Als Herakles von der Verfolgung der Feinde zurückkam, fand er den armen Pholos tot. Er war darüber sehr betrübt und bestattete ihn ehrenvoll. Dann ging er daran, den Eber zu fangen; er trieb ihn aus dem Dickicht heraus und jagte ihn in eine tiefe Schneeschlucht, fesselte hier das erschöpfte Tier mit einem Strick und brachte es lebendig nach Mykene.

Jetzt befahl ihm Eurystheus, als fünfte Arbeit, den Stall des Augias in einem Tag auszumisten. Augias, der König von Elis, hatte dreitausend Rinder, die in einem großen ummauerten Stalle vor seinem Palaste lange Jahre gestanden waren, so daß sich eine unendliche Masse Mist angehäuft hatte.

Als der Held mit seinem Anerbieten vor den König Augias trat, sprach dieser lachend: „Wenn du mir an einem Tage den Mist hinaus-schaffst, so will ich dir den zehnten Teil meines Viehstands als Lohn geben.“ Denn er glaubte sicher, daß Herakles nie und nimmer den hoch aufgehäuften Mist an einem Tage hinauszuschaukeln imstande wäre. Herakles aber riß die Mauer des Viehhofs auf und leitete die ganz in der Nähe fließenden Ströme Alpheios und Peneios herein, ließ den Mist wegspülen und die trüben Fluten durch eines der Tore wieder ausströmen. So vollzog er einen schmachvollen Auftrag, ohne sich zu einer Handlung zu erniedrigen, die eines Unsterblichen unwürdig gewesen wäre.

Er kehrte zu Eurystheus zurück, der aber die so klug und würdig vollbrachte Arbeit nicht gelten lassen wollte, weil Herakles sie gegen Lohn geleistet habe. Er schickte ihn dafür auf ein anderes, sechstes Abenteuer aus, indem er ihm aufgab, die Stymphaliden zu verjagen. Das waren Raubvögel mit eisernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen versehen, so groß wie Kraniche, die um den See Stymphalos in Arkadien herum hausten. Sie konnten ihre Federn wie Pfeile abdrücken und mit ihren Schnäbeln starke eiserne Panzer durchbrechen und richteten unter Menschen und Vieh schwere Verheerungen an. Herakles gelangte nach kurzer Fahrt an einen von einem Gehölz umschatteten See, wohin

sich eben eine unermessliche Schar jener Vögel vor raubgierigen Wölfen geflüchtet hatte. Heralles stand ratlos, plötzlich aber ward er Pallas Athene gewahr, die ihm zwei ehernen Klappern gab und ihn bedeutete, sie gegen die Stymphaliden anzuwenden. Als bald schlug Heralles die Klappern kräftig zusammen, die Vögel scheuten das gellende Getöse und flogen furchtsam aus dem Walde hervor. Darauf griff Heralles zu Bogen und Pfeil und schoß eine Masse der Tiere im Fluge hinweg. Die anderen verließen die Gegend und kamen nicht wieder.

Nunmehr gebot Eurystheus, daß Heralles den wilden Stier aus Kreta, eine Gabe Poseidons an Minos, herbringen solle. Diesen, der rasend geworden war, zu bändigen, wurde dem Heralles als siebente Arbeit aufgetragen. Als er mit seinem Ansinnen vor Minos kam, war dieser sehr erfreut und unterstützte ihn beim Einfangen des Stieres. Heralles packte ihn bei den Hörnern, zog ihn mit gewaltiger Kraft fort und führte ihn auf das Schiff, das den Sieger samt dem Gefangenen wieder nach Tiryns brachte. Poseidon verbot, den ihm werthen Stier zu töten, und so ließ ihn Eurystheus wieder frei, worauf das Tier, wie vordem auf Kreta, hier das ganze Land verheerte und erst später von Theseus gebändigt wurde.

Als achte Arbeit wurde nun dem Helden aufgetragen, die Stuten des Thrakerkönigs Diomedes zu bringen. Diese waren so wild, daß man sie mit Eisenketten an ehernen Krippen band. Als Futter wurden ihnen die Fremden vorgeworfen, welche in das Land des Königs kamen. Als nun Heralles kam, war sein erstes, den unmenschlichen Diomedes selbst den Rossen vorzuwerfen, nachdem er die Wächter verjagt hatte. Merkwürdigerweise wurden die Tiere durch diese Speise zahm, und Heralles brachte sie leicht bis ans Gestade des Meeres. Als er sich hier umwenden und gegen die verfolgenden Thraker kämpfen mußte, wurde sein Freund Abderos, der Sohn des Hermes, von den bössartigen Stuten, die ihm einstweilen zur Bewachung übergeben worden waren, zerrissen. Heralles bändigte die rasenden Tiere durch grimmige Schläge wieder und kam glücklich zu Eurystheus, der die Rosse der Here weihte. Der Held aber, in tiefer Trauer ob dem Tode seines Freundes, schiffte sich mit Jason nach Kolchis ein, um das Goldene Vlies zu holen, wie in der Argonautensage des weiteren berichtet ist.



2. Die weiteren Abenteuer des Herakles.

Von dieser Fahrt zurückgekehrt, unternahm Herakles als neunte Arbeit den Zug gegen die Amazonen, um dem Eurystheus das Wehrgehennk der Amazonenkönigin Hippolyta zu holen, das diese von dem Kriegsgott selbst zum Geschenk erhalten hatte. Herakles fuhr auf einem Schiffe mit vielen freiwilligen Kampfgenossen durchs Schwarze Meer zu dem Flusse Thermodon und der Stadt Themiscyra, wo die Amazonen hausten.

Das herrliche Aussehen des Helden löste der Königin Hochachtung ein, und als sie seine Herkunft und den Zweck seines Kommens vernommen, versprach sie ihm das Wehrgehennk als freiwillige Gabe.

Die Amazonen aber waren nicht damit einverstanden und griffen die Fremdlinge an. Es kam zu einem gewaltigen Handgemenge. Die Amazonen stritten zu Pferd, Herakles und seine Genossen zu Fuß. Die Helden mußten sich gewaltig wehren, und wenn der götterstarke Herakles nicht gewesen wäre, wären sie besiegt worden. Nach langem Kampfe nahm er Melanippa, die Anführerin der Amazonen, gefangen, und Hippolyta gab das Wehrgehennk heraus, wie sie dies schon vorher versprochen hatte. Herakles nahm das Geschenk des Ures und segelte mit seinem Schiffe wieder nach Griechenland. Auf der Rückfahrt bestand er ein neues Abenteuer an der trojanischen Küste. Hier war Hesiene, die Tochter des Königs Laomedon, an einen Felsen gebunden, einem Ungeheuer zum Fraß ausgesetzt worden. Ihrem Vater hatte vorher Poseidon die Mauer Trojas gebaut und dafür keinen Lohn erhalten, deshalb verwüstete ein Seeungeheuer Trojas Gebiet so lange, bis der verzweifelte Laomedon ihm die Tochter preisgab. Der bekümmerte Vater rief den vorüberfahrenden Herakles um Hilfe an und versprach, ihm dafür die herrlichen Rosse zu geben, die ihm dereinst Zeus geschenkt hatte. Herakles tötete das Untier, indem er ihm in den Rachen sprang und von da aus alle Eingeweide zerschnitt, aber Laomedon hielt ihm sein Wort nicht, und Herakles mußte ohne die Rosse abfahren, da es ihm an Zeit mangelte, einen Krieg darob anzufangen. Er drohte aber dem König Rache an, die er auch dereinst zum Vollzug brachte.

Als der Held das Wehrgehennk dem Eurystheus übergeben hatte, gönnte dieser ihm keine Rast, sondern schickte ihn sofort wieder zur zehnten Arbeit aus, die Rinder des Riesen Geryones herbeizu-

schaffen, die von einem wilden, zweiköpfigen Hunde bewacht wurden. Der König Geryones selbst hatte drei Leiber, sechs Arme und sechs Füße, und kein Erdensohn hatte sich je an ihn gewagt, denn er besaß noch drei tapfere Söhne mit zahllosen streitbaren Kriegeren. Deshalb hoffte Eurystheus, daß Herakles bei diesem Kriegszug sicher sein ihm verhaßtes Leben werde lassen müssen. Der Held aber ging der Gefahr unerschrocken entgegen. Er sammelte auf der Insel Kreta ein starkes Heer und landete zuerst in Libyen. Hier rang er mit dem starken Riesen Antäos, einem Sohne der Gaea, der Erde, die ihm immer neue Kräfte verlieh, wenn er besiegt zu Boden fiel und sie berührte. Aber Herakles umschlang ihn mit gewaltigen Armen, hielt ihn in die Luft empor und drückte ihn zu Tod. Nach einer langen Wanderung gelangte er endlich an den Atlantischen Ozean gegenüber von Gadir, wobei er die beiden jetzt noch berühmten Säulen des Herakles aufstellte. Die Sonne brannte sehr heiß, weshalb der gepeinigte Held seine Blicke gen Himmel richtete und ärgerlich den Sonnengott niederzuschießen drohte. Dieser bewunderte seine Kühnheit und ließ ihm sein schalenförmiges Goldschiff, auf dem er selbst seinen nächtlichen Weg vom Niedergang bis zum Aufgang zurücklegte. Auf dieser Goldschale fuhr Herakles nach Iberien und sodann nach der Insel Erythia, wo Geryones mit seinen Herden von wunderschönen rotbraunen Rindern hauste. Sobald der doppelköpfige Hund den Fremdling sah, fuhr er auf ihn los, allein Herakles erschlug ihn mit seinem Knüttel und darauf auch den riesigen Rinderhirten, der dem Hunde zu Hilfe gekommen war. Dann eilte er mit den Rindern davon, aber Geryones holte ihn ein, und es kam zu einem schweren Kampfe, an dem sich selbst Here beteiligte, die aber, durch einen Pfeilschuß verwundet, wieder entfliehen mußte. Auch der König Geryones mit seinem dreifachen Riesenleib wurde tödlich verwundet und mußte erliegen.

Herakles trieb nun die Herde durch Iberien oder Hispanien und Ligurien, und da strömten viele Tausende von Liguern zusammen, um ihm die Rinder wegzunehmen, und schossen mit Pfeilen und Steinen. Da sie sehr zahlreich waren, hatte Herakles bald alle seine Pfeile verschossen, und die gewandten Ligner würden ihn totgeschossen haben, wenn ihm sein Vater Zeus nicht geholfen hätte. Der Göttervater aber ließ große Steine regnen, durch die viele Ligner erschlagen wurden. Die Steinblöcke sammelte Herakles und warf damit auf die Gegner, und noch bis auf den heutigen Tag sieht man das ganz von

Steinen förmlich übersäte Feld in der Provence in Frankreich, und dieses Feld heißt Crau.

Unter mancherlei andern Taten kam der Held endlich glücklich nach Griechenland zurück und bei dem Isthmos von Korinth an. Als er nun nicht mehr weit von Tiryns war, griff ihn ein wilder Riese zwischen steilen Bergen in einem schmalen Paß an und warf einen schweren Stein auf ihn, den vierundzwanzig Büffel kaum hätten ziehen können, aber Herakles fing den Stein mit seiner Keule auf, und der Felsblock liegt heute noch dort, wo er damals hingefallen ist.

Am Tage darauf kam er nach Tiryns und hatte nunmehr zehn Arbeiten vollbracht, weil aber Gurystheus zwei nicht gelten ließ, mußte er sich bequemen, noch zwei weitere zu verrichten. Bei der Hochzeit des Zeus mit der Here, schenkte Gää dem Götterpaar goldene Äpfel, die sie in dem „Garten der Hesperiden“ genannten Haine niederlegte. Aus diesen Goldäpfeln sproßten Bäume, die wieder goldene Äpfel trugen. Die Hesperiden waren Nymphen und die Wärterinnen dieses heiligen Gartens, den außerdem noch Ladon, ein hundertköpfiger Drache, bewachte. Kein Schlaf kam je über seine Augen, und ein fürchterliches Geziß verkündete seine Nähe, denn eine jede seiner hundert Kehlen ließ eine andre Stimme vernehmen. Diesem Ungeheuer sollte Herakles auf Befehl des Gurystheus die goldenen Äpfel entreißen.

Herakles machte sich guten Mutes auf den Weg, obgleich er nicht wußte, wo die Hesperiden hausten. Zuerst gelangte er nach Thessalien, wo der Riese Termeros sich herumtrieb, der alle Wanderer, denen er begegnete, mit seinem harten Hirnkasten zu Tod rannte, aber an des göttlichen Herakles Schädel zerplitterte sein Haupt. Am Flusse Echedoros kam dem Helden ein andrer Unhold in den Weg: Kynos, der Sohn des Ares. Dieser, nach den Gärten der Hesperiden befragt, forderte den Wanderer zum Zweikampf heraus und wurde dabei von Herakles erschlagen. Da erschien Ares selbst, um den Toten zu rächen, und Herakles war genötigt, mit ihm zu kämpfen. Aber Zeus wollte diesen Kampf nicht, und ein zwischen beide geschleudelter Blitz trennte die Gegner. Der Held kam nun zu den Nymphen des Zeus und der Themis, die am Strom Eridanos wohnten. „Geh zum Stromgott Nereus,“ war ihre Antwort auf seine Frage nach den Hesperiden, „der weiß alle Dinge. Überfall ihn im Schlaf und binde ihn, so muß er dir den rechten Weg angeben.“ Herakles tat so und ließ den in verschiedene Gestalten sich verwandelnden Flußgott nicht eher

los, als bis er die Gegend der Hesperiden von ihm erkundet hatte. Er zog nun seine Straße weiter durch Libyen und Agypten. Über das letztere Land herrschte der Poseidonssohn Busiris. Ihm war anlässlich einer neunjährigen Teurung das Drakel geworden, daß die Unfruchtbarkeit aufhören solle, wenn dem Zeus jährlich ein fremder Mann geschlachtet würde. Der Barbar fand Gefallen an dieser Gewohnheit und schlachtete alle Fremdlinge, welche nach Agypten kamen. So wurde auch Heralles ergriffen und zu den Altären der Götter geschleppt. Er aber riß die Banden entzwei und erschlug den Busiris samt seinem Sohn und den Priestern. Unter mancherlei Abenteuern zog er weiter, befreite den an den Kaukasus gefesselten Titanen Prometheus, indem er den zum Fraße herbeisiegenden Adler mit sicherem Pfeil erlegte, und gelangte endlich nach dessen Anweisung in das Land, wo der Riese Atlas den Himmel trug und die goldenen Äpfel von den Hesperiden gehütet wurden. Prometheus hatte dem Helden geraten, den Atlas nach den goldenen Äpfeln auszusenden, und Heralles folgte dem Räte. Atlas zeigte sich willig, und Heralles stemmte deshalb die mächtigen Schultern einstweilen unter das Himmelsgewölbe. Jener dagegen schläfernte den an dem Baume befindlichen Drachen ein, tötete ihn und kam mit drei Äpfeln, die er gepflückt, glücklich wieder zu Heralles. „Aber,“ sprach er, „meine Schultern haben empfunden, wie es schmeckt, wenn der Himmel nicht auf ihnen lastet, ich mag ihn fürder nicht wieder tragen.“ — Heralles mußte deshalb auf eine List sinnen und sprach: „Laß mich nur einen Bausch von Stricken um den Kopf winden, damit die Last mir nicht die Hirnschale zersprengt.“ Atlas fand das Verlangen billig und stellte sich wieder unter den Himmel, aber er konnte lange warten, bis er abgelöst wurde, denn Heralles machte sich mit den vom Rasen aufgelesenen Äpfeln rasch aus dem Staube. Er wanderte zu Eurystheus zurück und übergab ihm die goldenen Äpfel, dieser aber legte sie am Altar Athenes nieder, und die Göttin trug die Äpfel wieder in den Garten der Hesperiden zurück, da es der heiligen Bestimmung dieser Früchte zuwider war, irgendwo anders aufbewahrt zu werden.

Die bisherigen Arbeiten hatten den Heralles, statt ihn zu verderben, nur in dem Berufe verherrlicht, der ihm vom Schicksal angewiesen war, sie hatten ihn als den Vertilger der Ungeheuer und Unholde auf Erden und als Wohltäter der Sterblichen dargestellt.

Das letzte Abenteuer aber sollte er an einem Orte bestehen, wo

ihn — so hoffte der arglistige König Eurystheus — seine Heldenkraft im Stiche lassen würde. Er sollte den Höllenhund Kerberos aus dem Hades heraufbringen. Dieses Ungeheuer hatte drei Hundsköpfe mit giftträufendem Rachen, ein Drachenschwanz hing ihm vom Leibe, und das Haar des Rückens bildeten geringelte Schlangen. Um sich für diese Fahrt vorzubereiten, ging Herakles nach Eleusis und ließ sich von dem Priester Eumolpos in die dortigen Mysterien einweihen, wodurch er über die Geheimnisse der Ober- und Unterwelt unterrichtet wurde. So mit den nötigen Kenntnissen ausgerüstet, wanderte er nach der lakonischen Stadt Tanaros, wo sich der Eingang zur Unterwelt befand. Hier stieg er, von Hermes, dem Seelenführer, geleitet, in das düstere Reich des Königs Pluton hinab. Die ihnen begegnenden Schatten ergriffen die Flucht bis auf Meleager und Gorgo. Herakles aber fürchtete sich nicht, sondern hieb mit dem Schwerte nach der letzteren, bis sie floh. Der Held wollte nun ein Opfer bringen und schlachtete eines der Kinder des Pluton, um die Seelen mit Blut zu tränken. Dies wollte der Hirte dieser Kinder, Menötios, nicht leiden und forderte den Helden zum Ringkampf. Herakles aber faßte ihn mitten um den Leib, zerbrach ihm die Rippen und gab ihn nur auf die Bitten Persephones, der Gattin Plutons, wieder frei. Als er sich in die Totenstadt hineinbegeben wollte, stand Pluton abwehrend am Eingang, aber der Pfeil des Helden, der ihn an der Schulter verwundete, brachte ihn rasch zur Nachgiebigkeit, und als Herakles bescheidenlich um die Herausgabe des Höllenhunds bat, widersetzte sich Pluton nicht länger. Er forderte nur als Bedingung, daß Herakles sich seiner bemächtigen sollte, ohne seine tödlichen Waffen zu gebrauchen.

So ging der Held, einzig mit dem Brustharnisch und seiner Löwenhaut bekleidet, aus, um das Untier zu fangen. Er fand dasselbe am Fluß Acheron, erfaßte seinen Nacken und schnürte ihn mit eherner Faust so lange zu, bis er über den wütend sich Wehrenden Meister ward, ihn aufhob und durch eine andre Mündung des Hades, bei Trözen in Argos an die Oberwelt brachte. Als der Höllenhund das Tageslicht erblickte, fing er an, Geißer auszuspeien, von dem der giftige Eisenhut entsproßte, der jetzt noch auf der Erde wächst. Herakles brachte den Hund nach Tiryns und hielt ihn dem erschreckten Eurystheus entgegen, der nun daran verzweifelte, jemals des verhassten Zeussohns ledig zu werden, und dem Helden befahl, den Kerberos wieder in die Unterwelt zurückzubringen.

Herales tat es und kehrte, jetzt endlich vom Dienste des Eurytheus befreit, nach Theben zurück. Seine Gattin Megara war mit seinem Willen schon früher die Frau seines Veters Zolaos geworden, und er bewarb sich deshalb um die schöne Zola, die Tochter des Königs Eurytos zu Ochia auf der Insel Euböa, der den Helden einst im Bogenschießen unterrichtet hatte. Eurytos hatte seine Tochter demjenigen versprochen, der ihn und seine Söhne im Bogenschießen übertreffen würde. Auf dieses hin trat Herales sofort in die Schar der Bewerber und besiegte den König und alle seine Söhne. Der König erschrak über den Sieg, denn er fürchtete für seine Tochter ein gleiches Los, wie es Megara erlitten hatte, und erklärte, sich wegen der Zeit der Vermählung noch bedenken zu wollen. Gefränkt verließ Herales das Königshaus und ging weg nach Thessalien zum König Admetos von Pherä, der ein Gastfreund des Helden war. Dort traf er alles in tiefer Kimmernis. Die Königin Alkestis war dahingeshieden. Dies war so zugegangen: Admetos war sehr krank und würde gestorben sein, wenn nicht seine blühende Gattin Alkestis durch Apollos Verwendung von den Göttern das Vorrecht erhalten hätte, für ihren heißgeliebten Mann in den Tod zu gehen. Sie war also gestorben, und Admetos dafür gesund geworden. Als der König nun vernahm, daß seine Frau für ihn in den Hades gestiegen sei, war er tief bekümmert und wäre lieber selbst gestorben, wenn nur Alkestis gelebt hätte. Da traf eben zur rechten Zeit, ehe noch die Tote verbrannt war, Herales ein. Er stieg sofort in die Unterwelt hinab und bat Pluton auf das dringendste, die Alkestis wieder freizugeben. Diesen Bitten konnte Pluton nicht widerstehen, er ließ die Seele der Königin wieder in den Körper zurückkehren, der plötzlich wieder warm und lebendig ward und zu wandeln begann. Herales führte nun die Wiedererstandene dem Admetos zu, der übergücklich war. Alkestis lebte noch lange Zeit mit ihrem Gatten glücklich zusammen, und beide waren gegen Herales, als ihren allergrößten Wohltäter, für immer dankbar.

In dieser Zeit kam Iphitos, einer der Söhne des Eurytos, nach Pherä, um Herales, der früher sehr befreundet mit ihm gewesen, zu bitten, ihm die Kinder seines Vaters suchen zu helfen, welche der freche Dieb Autolykos gestohlen hatte. Dieser konnte alles Gestohlene in eine andre Gestalt verwandeln, so daß der Eigentümer es selbst nimmer erkannte. Herales war sehr erzürnt darüber, daß der gegen ihn so rücksichtslose Eurytos solches von ihm verlange. Er kam mit

seinem Freund Iphitos in einen Wortwechsel und warf ihn dabei im Zorn über die hohe Stadtmauer hinab, daß er das Genick brach.

Zeus war sehr erzürnt, daß sich Herakles abermals von seinem Jähzorn hinreißen lassen und vergessen hatte, seine Götterkräfte nur anzuwenden, um Nothleidenden zu helfen, er strafte ihn deshalb mit einem schweren Fieberanfall. Herakles wurde durch die Fieberglut ganz rasend, er rannte ruhelos umher und lief zuletzt nach Delphi, um dort das Orakel des Apollo über seine Krankheit zu befragen. Aber die Priesterin verweigerte ihm als einem Mörder den Spruch. Da raubte er im Zorne den Dreifuß und errichtete draußen auf dem freien Felde sein eigenes Orakel. Erboßt über diesen kühnen Eingriff in seine Rechte, forderte Apollo den Frevler zum Kampfe heraus. Aber Zeus verhinderte den Zweikampf, indem er einen Donnerkeil zwischen die Streitenden warf. Zugleich erhielt Herakles einen Orakelspruch, demzufolge seine Krankheit ein Ende nehmen würde, wenn er sich zu dreißigjährigem Knechtsdienst verkaufen ließe und das Geld als Sühne dafür dem Vater gäbe, dem er den Sohn erschlagen habe.

Von der Krankheit gepeinigt, fügte sich Herakles dem herben Spruche. Er schiffte sich mit einigen Freunden nach Asien ein und ließ sich dort von einem derselben als Sklaven verkaufen. Die lydische Königin Omphale erstand den kräftigen Sklaven, und den Kaufpreis brachte der Verkäufer dem Orakel gemäß dem Eurytos, und als dieser denselben zurückwies, gab er ihn den Kindern des toten Iphitos.

Jetzt wurde Herakles wieder gesund. Er zeigte sich auch als Sklave heldenkräftig und fuhr fort, in seinem Berufe als Wohltäter der Menschheit zu wirken. Er züchtigte alle Räuber, welche das Gebiet seiner Herrin beunruhigten; die türkischen Zyklopen, welche durch Blinderung viel Schaden anrichteten, wurden von ihm gebunden der Omphale überliefert. Den gewaltthätigen König Syleus, der die Fremden zwang, in glühender Sommerhitze seine Weinberge zu behacken, erschlug er mit dem Spaten und grub die Weinstöcke mit den Wurzeln aus. Den wiederholt eingefallenen Itonen zerstörte er ihre Stadt und machte sämtliche Einwohner zu Sklaven.

Ähnlicher Thaten verrichtete er noch viele, Omphale selbst bewunderte die Tapferkeit ihres Knechtes und mochte wohl ahnen, daß ein herrlicher Held ihr Sklave sei. Nachdem sie erfahren, daß er der berühmte Herakles sei, gab sie ihm nicht nur die Freiheit wieder, sondern sie vermählte sich auch mit ihm.

Leider vergaß jetzt Herakles in dem üppigen Haushalt der asiatischen Fürstin der Lehren, die ihm die Tugend dereinst gegeben, und versank in weibische Weichlichkeit. Dadurch geriet er bei seiner Gattin selbst in Verachtung, sie hüllte sich stolz in seine Löwenhaut, ihn selbst aber ließ sie in lydischem Weiberkleid Wolle spinnen. Sein Haar quoll gescheitelt unter einer Mitra hervor, die nervigen Arme umspannten Perlen und Goldbänder, und so saß er, den Rocken vor sich, unter den Mägden und spann mit seinen knöchigen Fingern den Faden ab, den scheltenden Worten der Herrin sich fügend. Wenn sie guter Laune war, so mußte der Mann im Weiberkreis die Taten seiner Jugend erzählen, wie er die Schlangen mit der Hand erdrückt, wie er den Riesen Geryones erlegt und der Hydra den Kopf abgeschlagen, und wie er den Höllenhund aus dem Hades gezogen. An diesen Berichten ergözten sich nun die Weiber wie an lustigen Ammenmärchen.

Als endlich seine Dienstjahre bei Omphale vorüber waren, erwachte Herakles aus seiner Verblendung, er schüttelte die Weiberkleider ab, und es kostete ihn nur das Wollen eines Augenblicks, so war er wieder der krafterfüllte Zeussohn, voll von Tatenlust.

3. Die späteren Heldentaten des Herakles.

Vor allem machte er sich nunmehr daran, den gewalttätigen, lügnerischen Laomedon von Troja zu züchtigen, der ihm den für die Errettung Hesiones versprochenen Lohn, die hurtigen Götterrosse, zurückgehalten hatte. Herakles nahm nur sechs Schiffe und wenige Mannschaft mit sich, aber unter diesen waren die ersten Helden Griechenlands. Zerstören konnte er die Mauern der Stadt nicht, weil Apollo und Poseidon sie gebaut hatten, aber er und seine Genossen erstiegen sie mit Leitern. Laomedon ward erschlagen, und Herakles gab dessen Tochter Hesione seinem Freunde Telamon zur Frau. Herakles zerstörte Troja nicht, sondern überließ es einem Bruder der Hesione, dem nachmals so hochberühmten König Priamos.

Here mißgönnte dem Helden seinen Triumph; auf der Heimfahrt überfiel sie ihn mit schweren Ungewittern, bis der erzürnte Göttervater ihrer Tücke Einhalt tat. Nach mancherlei Abenteuern beschloß darauf der Held, an König Augias Rache zu nehmen, der ihm einst auch den versprochenen Lohn vorenthalten hatte. Er bewältigte seine Stadt Elis und tötete ihn samt seinen Söhnen. Dem einst wegen seiner

Freundschaft für Herakles vertriebenen Phyleus übergab er das Königreich Elis.

Nach diesem Siege setzte Herakles die olympischen Spiele wieder ein und weihte ihrem ersten Stifter Pelops einen Altar und ebenso den zwölf Göttern, je zweien einen.

Nachdem der Heros noch mancherlei Taten im Peloponnes verrichtet hatte, kam er nach Atolien zum König Dneus, der eine schöne Tochter, Deianeira mit Namen, hatte. Diese erlitt bittere Not durch eine sehr lästige Brautwerbung. Sie war zu Pleuron, einer andern Stadt ihres väterlichen Reiches, erzogen worden, dort hatte sie ein Flußgott, Acheloos genannt, gesehen und war in Liebe zu ihr entbrannt. In drei Gestalten warb er um sie bei ihrem Vater. Das eine Mal kam er als Stier, das andere Mal als schillernder Drache, und endlich auch in Menschengestalt, aber mit einem Stierhaupt, dem am zottigen Kinne Wasserbäche niederflossen. Lange hatte sie dem Freier widerstrebt, aber ihr Vater schien nicht abgeneigt, sie dem Stromgott von uraltem Götteradel zu überlassen. Da erschien denn gerade zu rechter Zeit als zweiter Freier Herakles, der schon mit der Vorahnung kam, daß er die liebliche Jungfrau nicht ohne heißen Kampf erringen werde.

Er war streitbar ausgerüstet, die Löwenhaut flatterte ihm vom Rücken, während er auf den Palast zuwandelte; sein Köcher hallte von Wurfspießen und er schwang prüfend die Keule in der Luft.

Der König wollte keinen der mächtigen Bewerber durch eine abschlägige Antwort beleidigen und versprach seine Tochter demjenigen, der den anderen im Kampf überwände.

Bald begann hierauf ein wütender Zweikampf. Von der Bogensehne des Herakles flog Pfeil um Pfeil gegen den Stromgott, seine gewaltige Keule fuhr dumpfdröhnend auf des Gegners Schädel nieder, aber mitten durch Schuß und Streich drang das gewaltige Stierhaupt des Halbgotts mit wilden Stößen auf den Gegner ein. Endlich wurde das Gefecht zum Ringkampf. Arm verschlang sich mit Arm, Fuß mit Fuß, und der Schweiß strömte den Ringern von Haupt und Gliedern. Zuletzt bekam Herakles die Oberhand und warf den Stromgott zu Boden. Dieser verwandelte sich nun in eine Schlange, aber der Held faßte sie und hätte sie erdrückt, wenn nicht Acheloos plötzlich die Gestalt eines Stieres angenommen hätte. Doch Herakles ergriff das riesige Tier am Horn und warf es mit solcher Wucht zu Boden, daß

das ergriffene Horn abbrach. Nun bekannte sich Achelooß für überwunden und überließ die Braut dem Gegner.

Die Hochzeit wurde sogleich gefeiert, aber die Vermählung des Helden brachte keine Veränderung in seiner Lebensweise hervor; er eilte wie seither von Abenteuer zu Abenteuer und begab sich, nachdem ihm Deianeira einen Sohn namens Hyllos geboren, samt seiner Gattin nach Kalydon zu Këyr, einem alten Freunde. Diese Fahrt sollte die verhängnisvollste werden, die Heraclès je unternommen hatte. An dem Fluß Euenos fand er den Zentauren Nessos, der für Lohn die Wanderer auf seinem Rücken über den Fluß zu bringen pflegte. Heraclès bedurfte seiner nicht, aber er übergab ihm Deianeira, die der Zentaur sofort auf den Rücken nahm. Durch die Schönheit der jungen Frau betört, wollte sie der Unhold entführen und mit ihr in die Berge entfliehen. Als Heraclès dies merkte, schoß er einen mit dem Blute der Hydra vergifteten Pfeil auf den Flüchtling, und der Bösewicht wurde tödlich getroffen. Ehe er aber seinen Atem verhauchte, rief er der Deianeira zu: „Höre mich, Tochter des Oneus, weil du so schön bist, so will ich dir im Tode noch nützlich sein! Fasse das Blut auf, das aus meiner Wunde quillt! Es wird dir — das Herz deines Mannes ist veränderlich — als Liebeszauber für deinen Gatten dienen. Wenn du damit sein Unterkleid färbst, so wird er niemals ein andres Weib mehr lieben, als dich.“ Deianeira glaubte seinen Worten und sammelte das Blut in ein Gefäß, das sie heimlich ohne Wissen ihres Mannes aufbewahrte. Sie kamen nun glücklich zu Këyr, dem gastlichen König von Trachis, und verweilten dort längere Zeit.

Hierauf bestand Heraclès nochmals eine Fahrt, die seine letzte werden sollte. Es war der Zug gegen Eurpyos, den König von Ochalía, gegen welchen er einen alten Groll hegte, weil er ihm einst seine Tochter Iola verweigert hatte. Er zog mit einem großen Heere nach Euböa und belagerte den König in seiner Hauptstadt Ochalía. Der Sieg folgte ihm, die Burg ward erobert, der König mit seinen drei Söhnen erschlagen und die Stadt in Asche gelegt. Iola, noch immer liebreizend, wurde die Gefangene des Siegers.

Deianeira hatte derweilen in Sorgen auf Nachrichten von Heraclès geharrt. Endlich erschien im Palaste der Abgesandte des Helden, Lichas, und in seinem Geleite die Gefangenen. „Heil dir, Herrin,“ sprach er, „die Himmlischen lieben den Frevel nicht! Der Feind mit den Seinen ist im Hades, die Stadt ist in Knechtschaft. Doch die

Gefangenen sollst du schonen, vor allem dies arme, trauernde Mägdlein von liebreizender Gestalt."

Deianeira heftete einen Blick voll Mitleids auf die liebliche Jungfrau, erhob sie vom Boden und sprach: „Wer bist du, armes Mägdlein, du scheinst von edler Abkunft?“ Da die Gefangene aber fortwährend seufzte und weinte, so forschte Deianeira nicht weiter und befahl, sie ins Haus zu führen und auf das schonendste zu behandeln.

Während Lichas diesem Gebote Folge leistete, trat ein andrer Mann zur Königin heran und flüsterte ihr zu: „Weißt du, daß dein Gatte Herakles ganz allein um dieser Jungfrau willen die Stadt und Burg Ochiaia zerstört hat? Es ist Iola, die Tochter des Eurytos, zu der Herakles schon in Liebe entbrannt war, ehe er dich nur kannte. Nicht als deine Dienerin, sondern als deine Nebenbuhlerin kommt sie in dein Haus!“

Im lichtlosen Gemölbe hatte Deianeira der Vorschrift des Zentauren Nessos gemäß den Saft, den sie vom giftigen Blute der Pfeilwunde gesammelt, an verborgenem Ort aufbewahrt. An dieses Zaubermittel, das sie für ganz unschädlich hielt und das ihr nur das Herz ihres Gatten wiedergewinnen sollte, dachte die Fürstin heute zum erstenmal wieder, seit sie es in dem geheimen Schranke verborgen hatte. Sie schloß den Schrank auf und färbte mit einer weißen in den Blutsaft getauchten Wollflocke ein neues prächtiges Untergewand, das für Herakles bestimmt war, und überreichte es dem Herold Lichas als Begrüßungsgeschenk für ihren Gatten. Lichas eilte mit der Gabe nach Euböa, um den opfernden Helden nicht länger ohne Kunde von der Heimat zu lassen.

Einige Tage vergingen, und Hyllos war seinem Vater entgegengeeilt, um sich wegen der verzögerten Heimkehr zu erkundigen und ihm die Ungeduld der harrenden Deianeira zu schildern. Endlich kam Hyllos zurück, aber ohne den Vater. „Ich komme vom Vorgebirge Renuäm, Mutter,“ rief er schluchzend, „deine Gabe hat den Vater dahingerafft. Er legte, deinem Wunsche folgend, das Unterkleid an und begann, festlich geschmückt, das Opfer. Plötzlich, als das Feuer schon gen Himmel flammte, fuhr ein Zucken durch sein ganzes Gebein. Er schrie laut auf, als fräße eine Natter an seinem Leibe, und wälzte sich stöhnend am Boden, daß Fels und Wald widerhallten. Endlich rief er mir zu: „Das Kleid Deianeiras versengt mir Fleisch und Bein. Sohn, wenn du nicht willst, daß ich am fremden Strande sterbe, so schiffe mit mir ohne Zögern fort!“ Wir brachten ihn auf dies hin sofort in ein

Schiff, und bald wirfst du ihn lebendig oder tot wiedersehen. Und dies ist dein Werk, o Mutter! Du hast den hehren Helden gemordet!"

Deianeira stürzte totenbleich, ohne ein Wort zu erwidern, mit wirren Augen hinaus, Hyllos eilte, als er Hilferufe vernahm, der Unglücklichen nach, aber er kam zu spät, sie lag in ihrem Gemache tot, die Brust mit einem Schwerte durchbohrt. Jammernd warf er sich über die Leiche und befeuerte seine Unbedachtsamkeit.

Inzwischen war Herakles in den Palast getragen worden und erfüllte alle Räume mit seinem wilden Jammer. „Kein Heldensteech," rief er, „kein Ungeheuer der Wildnis, kein Gigantenheer hat mich überwältigt. Die Hand meines eigenen Weibes hat mich so elend gemacht. Darum, Sohn, töte mich und strafe deine Mutter!"

Als er aber von Hyllos vernahm, daß Deianeira sich in Verzweiflung ob ihres Unbedachts selbst den Tod gegeben habe, wandte sich sein Sinn zur Wehmut. Er verlobte seinen Sohn mit der gefangenen Iola und ließ sich, da ein Orakelspruch verkündet hatte, er solle auf dem Berg Ota sein Leben beschließen, auf den Gipfel dieses Berges tragen. Hier ward ein Scheiterhaufen errichtet, auf welchen er sich niederlegen ließ. Niemand von den Seinen aber wollte den Scheiterhaufen anzünden, bis sich endlich sein Freund Philoktetes dazu entschloß, weshalb ihm der sterbende Held seinen Bogen und seine tödlichen Pfeile schenkte. Sobald die Scheiter angezündet waren, fuhren Blitze herab, eine lichte Wolke senkte sich auf den Holzstoß und trug den Helden unter Donnereschlägen zum Olymp empor, die Freunde aber suchten in der Asche des Scheiterhaufens vergebens nach den Spuren seiner Gebeine und konnten nun nicht zweifeln, daß er in den Kreis der Unsterblichen aufgenommen sei. Dort empfing ihn Pallas Athene und führte ihn in den himmlischen Saal. Here selbst versöhnte sich mit ihm, nachdem er sein sterbliches Geschick erfüllt hatte, und gab ihm ihre Tochter Hebe, die Göttin ewiger Jugend, zur Gemahlin. In allen Landen und bei allen Völkern, wo Herakles Räuber und Ungeheuer vertilgt hatte und dadurch zum Wohltäter der Bewohner geworden war, brachte man ihm Totenopfer dar und weihte ihn so zu einer von ganz Griechenland verehrten Gottheit, und jetzt noch nach Jahrtausenden spricht man mit Ruhm von ihm und preist seine Tapferkeit und Stärke.



Theseus.

Der König von Athen, Aegeus, von den uralten Landesfürsten Erichthonios und Pelops stammend, der älteste der vier Söhne des Königs Pandion, war in schwerer Sorge, weil seine Ehe mit keiner Nachkommenschaft gesegnet war, denn er fürchtete gar sehr die fünfzig Söhne seines Bruders Pallas, welche den Kinderlosen verachteten und feindliche Absichten gegen ihn hegten. Deshalb kam er auf den Gedanken, sich heimlich noch einmal zu vermählen, in der Hoffnung, er werde so einen Sohn erhalten, welcher die Stütze seines Alters und Reiches werden könnte. Er vertraute sich seinem Freunde, dem König Pittheus von Trözen, an, und ein gutes Geschick wollte, daß diesem gerade ein seltsames Orakel zuteil geworden war, das ihm verkündete, seine Tochter werde kein berühmtes Ehebündnis eingehen, aber einem berühmten Sohne das Leben schenken. Dies machte den König von Trözen geneigt, dem kinderlosen Aegeus, der zu Hause schon eine Frau hatte, seine Tochter Athra heimlich zu vermählen. Nachdem dies geschehen war, blieb Aegeus nur noch kurze Zeit in Trözen und reiste wieder nach Athen zurück. Als er am Strand Abschied von seiner jungen Gattin nahm, hob er, stark wie er war, eine Felsplatte auf, legte Schwert und Sandalen darunter und sprach: „Wenn die Götter mir hold sind und unseren Bund, den ich in der Hoffnung geschlossen habe, einen Erben zu erhalten und so unserem Haus und Land eine Stütze zu gewähren, mit einem Sohne segnen, so ziehe ihn sorgfältig auf und sage keinem Menschen den Namen seines Vaters! Wenn er so weit herangewachsen ist, daß er die Kraft besitzt, das Felsstück abzuwälzen, so führe ihn hierher, laß ihn Sandalen und Schwert hervorholen und sende ihn zu mir nach Athen!“

Athra gab in der That einem Sohne das Leben und ließ durch ihren Vater Pittheus dem Volke verkünden, daß es ein Sprosse des Poseidon sei. Er ward Theseus genannt, und als der Jüngling nicht bloß herrliche Körperstärke, sondern auch Mut, Einsicht und festen Sinn zeigte, führte ihn seine Mutter zu der Felsenspalte am Meer und ließ ihn die Erkennungszeichen seines Vaters Aegeus hervorholen. Theseus hob den Stein mit Leichtigkeit, band die Sandalen unter die

Füße und gürtete das Schwert um. Seine Mutter zeigte ihm die Richtung des Seewegs nach Athen, aber Theseus weigerte sich, die Fahrt zu Schiff zu machen, obgleich Mutter und Großvater es ihm dringend rieten. Der kühne Jüngling wollte den durch Räuber sehr gefährdeten Landweg nach Athen einschlagen, weil er sich, unerschrocken, gleich dem gepriesenen Helden Herakles, das Verdienst erwerben wollte, das Land von schlimmen Plagen zu befreien. Er wanderte also todesmutig durch den Peloponnes nach Athen und fand bald Gelegenheit zu kühnen Abenteuern.

Im Walde von Epidauros wohnte nahe der Straße der Räuber Periphetes, der mit einer eisenbeschlagenen Keule alle Vorüberwandernden niederschlug. Als Theseus in die Gegend kam, stürzte der Unhold hervor. „Du kommst mir eben recht, du Schuft,“ rief ihm da der Jüngling entgegen, „deine Keule wird mir wohl anstehen, mir, der gleich Herakles die Welt von euch Bösewichtern zu säubern gesonnen ist.“ Er erschlug ihn nach kurzem Kampfe, entriß ihm die Keule und trug sie als Siegeszeichen von dannen.

Einem andern Frevler, Sinnis (dem Fichtenbeuger), begegnete er auf der Landenge von Korinth. Sinnis pflegte die gefangenen Wanderer an zwei Fichtenwipfel zu binden, die er mit riesenstarken Händen herunterbeugte. Er band sie an diese fest und ließ die Armen von den zurückschnellenden Bäumen zerreißen. Mit der Erlegung dieses Ungeheuers weihte Theseus seine Keule ein.

Auch gegen schädliche Tiere nahm er den Kampf auf. So erlegte er unter anderem die Phäa, das frommyonische Schwein, welches sehr streitbar und schwer zu besiegen war.

An der Grenze von Megara stieß er auf den Straßenräuber Skiron, der auf steilem, hohem Felsen zwischen Megara und Attika hauste. Dieser pflegte den ahnungslosen Wanderern zu gebieten, ihm die Füße zu waschen, und stürzte sie dann mit einem Tritte hinterrücks vom Felsen ins Meer hinab. Der riesenstarke Theseus überwand ihn und stieß nun den Unhold selber mit einem Tritte hinab in die Tiefe.

Bei der Stadt Eleusis begegnete er darauf dem Wegelagerer Kerkhon, der jeden Wanderer tötete, den er im Ringen überwand. Theseus nahm die Herausforderung an, blieb beim Ringkampf Sieger und zerschmetterte den Unhold mit der Keule.

Nachdem er noch eine Strecke weiter gewandert war, kam er zu dem grausamsten jener Straßenräuber, Damastes, einem Riesen, der

unter dem Namen Prokrustes (Gliederausrenker) bekannt war. Kam ein Fremder, der klein von Gestalt war, in sein Gehege, so führte ihn der Räuber zu einer langen Bettstelle. „Laß dir das Bett anpassen, Freund,“ höhnte er und reckte ihm die Glieder so lange auseinander, bis jener den Geist aufgab. Kam aber ein langgewachsener Gast, so brachte ihn Damastes zu einer kurzen Bettstelle und sprach: „Mein Lager ist für dich viel zu klein, dem soll aber bald abgeholfen werden,“ und hieb ihm mit rohem Gelächter die Beine ab, soweit sie über das Bett hinausragten. Diesen grausamen Unhold drückte der götterstarke Theseus in die kleine Bettstelle und schnitt ihm den großen Leib so jämmerlich zusammen, daß er elend umkam.

So widerfuhr den meisten dieser Verbrecher von der Hand des Theseus ihr Recht ganz nach der Weise des von ihnen so lange geübten Unrechts.

Zu Athen fand der Jüngling nicht die Zustände, die er erwartet hatte. In der Bürgerschaft herrschte Verwirrung und Zwietracht, und sein Vater war zum schwachen Greise geworden, der allen Kränkungen der Söhne des Pallas, seiner trotzigen Nessen, preisgegeben war, die schon bei seinen Lebzeiten in eigenmächtiger Weise die Herrschaft an sich zu reißen bestrebt waren. Theseus ließ den König um eine Unterredung bitten, der, als er sein wohlbekanntes Schwert und die Sandalen an dem Jüngling erblickte, ihn stürmisch in die Arme schloß und mit Beweisen seiner Zuneigung überhäufte. Er stellte ihn sofort seinen Getreuen vor, denen Theseus die Abenteuer seiner Reise erzählen mußte, und die den tatkräftigen Helden mit Jauchzen begrüßten und von ihm eine baldige Änderung der seitherigen traurigen Verhältnisse erhofften.

Die erste Tat, die Theseus in Athen verrichtete, war die Aufreibung der fünfzig Söhne des Pallas, welche sicher gehofft hatten, den Thron zu erlangen, und nun ergrimmt waren, daß ein hergelaufener Fremdling die Herrschaft über sie und das Land führen sollte. Sie bewaffneten sich und legten sich in einen Hinterhalt, um den Theseus zu ermorden. Dieses wurde dem Helden verraten, der nun, rasch entschlossen, ihr Versteck in der Nacht überfiel und alle fünfzig niedermachte.

Um durch diese blutige Gewalttat die Gemüter des Volkes nicht von sich abzuwenden, zog der jugendliche Held sofort aus, um ein gemeinnütziges Abenteuer auszuführen und den marathonischen Stier unschädlich zu machen.

Dieses wilde Tier war einst von Herakles auf Kreta eingefangen,

aber von Eurystheus wieder freigelassen worden, und verwüsthete seitdem die Gesilde der attischen Gemeinden auf grauenhafte Weise, denn niemand war kühn und stark genug, um es zu bewältigen. Theseus begann in Gegenwart vieler hundert Zuschauer den Kampf mit dem rasenden Stiere, und es gelang ihm, einen Strick um seine Hörner und Füße zu werfen und ihn so gefesselt zur Stadt zu bringen.

Diese That war so überraschend, daß sie dem heldenkühnen Jüngling sofort alle Herzen gewann und ihm hohe Achtung verschaffte.

Um diese Zeit kamen von der Insel Kreta her zum drittenmal Gesandte des Königs Minos, um den gebräuchlichen Tribut zu holen. Der Sohn des Minos, Androgeos, nämlich war im attischen Gebirge ermordet worden, und dafür hatte sein Vater die Einwohner mit Krieg überzogen. Da tat das Orakel Apollon den Spruch, die Leiden der Athener würden aufhören, wenn sie den Minos besänftigen könnten. Hierauf hatten sich die Athener an den König gewandt und Frieden erhalten unter der Bedingung, daß sie alle neun Jahre sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen als Tribut nach Kreta zu schicken hätten. Diese, die durch das Los bestimmt zu werden pflegten, wurden nun von Minos in sein berühmtes, unzählige Gemächer enthaltendes Labyrinth eingeschlossen und dort — so lautet die Sage — von dem gräßlichen Minotaurus, einem schrecklichen Geschöpfe, das halb Mensch und halb Stier war, getötet, denn man hörte niemals mehr von ihnen.

Als nun diese Zeit wieder herbeigekommen war, erneute sich der allgemeine Unwille der Bürger gegen Aegeus, und sie murrten darüber, daß er allein seinen Teil an dieser Strafe nicht zu leiden habe. Den jungen Theseus ärgerten diese Klagen, er stand in der Volksversammlung auf und erklärte sich bereit, ohne Losziehung mit nach Kreta zu gehen. Der kühne Jüngling wurde allgemein bewundert, und sein sorglicher Vater wurde durch die Versicherung beruhigt, daß seine Heldenkraft sicherlich den Minotaurus besiegen werde.

Bisher war das Schiff mit den unglücklichen Opfern stets mit schwarzem Segel abgesendet worden, diesmal aber gab Aegeus dem Steuermann auch ein weißes Segel mit und befahl ihm, dieses aufzuspannen, wenn Theseus unverfehrt zurückkehre, anderenfalls aber wieder das schwarze Segel aufzuziehen. Als Theseus mit den durchs Los bestimmten Knaben und Mädchen auf Kreta gelandet war, zog seine Heldenschönheit die Augen der reizenden Ariadne, der ältesten Tochter des Königs, auf sich. Sie gestand ihm insgeheim ihre Zuneigung und

händigte ihm einen Knäuel Faden ein, dessen Ende er am Eingang des Labyrinths festknüpfen und den er beim Weiterschreiten ablaufen lassen sollte, bis er zu dem Minotaurus gelangt wäre. Zugleich übergab sie ihm ein gefeiertes Schwert, um das Ungeheuer zu töten.

Der mutige Theseus machte den Führer der Schar, er erlegte mit seiner Zauberwaffe den Minotaurus und geleitete mit Hilfe des abgewickelten Zwirns alle unverfehrt aus den Höhlengängen des Labyrinths heraus. Darauf entfloh er samt seinen Gefährten mit Hilfe und in Begleitung Ariadnes nach der Insel Dia, die später Naxos genannt wurde. Dort erschien ihm der Gott Bacchus im Traum und bedrohte ihn mit Verderben, wenn er nicht die ihm, dem Gotte, vom Schicksal bestimmte Ariadne ihm als Gattin überlasse. Der Held scheute den Zorn des Gottes und ließ die Königstochter trotz ihres Wehklagens auf der einsamen Insel zurück.

Theseus und seine Gefährten waren ob des Verlustes der Jungfrau sehr betrübt und vergaßen in ihrem Kummer, dem Gebote des Aegeus Folge zu leisten und das weiße Segel aufzuziehen, weshalb das Schiff in seiner schwarzen Trauertracht der Heimatküste entgegenfuhr. Als Aegeus, der jeden Tag von einem Felsenvorsprung aus nach dem Schiff ausschaute, die schwarzen Segel erblickte, stürzte er sich in wildem Schmerze hinab in die dunkle Tiefe und wurde von den Wogen verschlungen.

Indessen war Theseus gelandet und vernahm das Unglück, das ihn durch den jähen Tod seines Vaters getroffen hatte. Unter vielen Klagen bestattete er den unglücklichen König, dessen Leichnam gefunden worden war, und nannte das Meer nach ihm das Agäische Meer, wie es heute noch heißt. Das Schiff aber, in welchem er mit den Geretteten zurückgekommen war, weihte er dem Apollo. Die Athener bewahrten es in dem Heiligtum zum ewigen Andenken auf, und so wurde dieser Überrest alter Heldenzeit noch geraume Zeit nach Alexander dem Großen den Freunden des Altertums gezeigt.

Der Jüngling, der nun König geworden war, bewies bald, daß er nicht nur ein Held im Kampfe sei, sondern auch ein Mann, fähig, ein Volk im Frieden zu beglücken. Er unternahm, nachdem er noch verschiedene Abenteuer glücklich vollendet hatte, ein bewundernswürdiges Werk. Er vereinigte alle Bürger des attischen Gebietes in einer Stadt und bildete aus den zerstreuten Gemeinden einen Staat. Damit die zusammengeströmte Menge nicht gleich Unordnung in den neuen Volks-

staat brächte, theilte er das Volk in Edle, Landbauern und Handwerker, und wies jedem Stande seine Rechte und Pflichten zu. Seine eigene Gewalt als König beschränkte er und machte sie von dem Räte der Edeln und der Versammlung des Volkes abhängig.

Während der Held damit beschäftigt war, diese Einrichtungen zu befestigen, und deshalb auch den Dienst der Athene als Schutzgöttin des Landes begründete und dem Poseidon zu Ehren die Kampfspiele auf dem Isthmos von Korinth einführte, wurde Athen von einem seltsamen Kriege heimgesucht.

Theseus war nämlich früher auf einem Feldzug an der Küste der Amazonen gelandet, und diese hatten dem liebenswürdigen Jüngling Gastgeschenke durch ihre Führerin Hippolyte zugesandt. Dem Jüngling gefiel die jugendfrische, schöne Amazone ausnehmend, er lud sie ein, sein Schiff zu besuchen, und fuhr, nachdem sie es bestiegen, mit seinem schönen Raube davon. In Athen vermählte sie sich darauf nicht ungern dem gepriesenen Helden und König, und wurde bei den Athenern sehr beliebt. Aber die streitbaren Amazonen waren über jenen Raub äußerst entrüstet, sie landeten eines Tages unversehens an der attischen Küste und eroberten Athen durch einen Überfall. Die erschrockenen Bewohner hatten sich in die Burg zurückgezogen, von wo aus Theseus den Kampf wieder siegreich erneuerte. Der rechte Flügel der Amazonen wurde bis zum Meere zurückgetrieben, und viele wurden getötet. Auf der athenischen Seite fiel leider die Königin Hippolyte, die durch einen Wurfspeer niedergestreckt wurde, worauf man endlich Frieden schloß, demzufolge die Amazonen wieder in ihr Land zurückzogen.

Der Ruf der außerordentlichen Stärke des Athenerkönigs verbreitete sich weithin. Einer der berühmtesten Helden der damaligen Zeit, Peirithoos, ein Sohn Erions, hatte die Kühnheit, diese Stärke auf die Probe zu stellen, und trieb Kinder, die dem Theseus gehörten, von Marathon hinweg. Als ihm zu Ohren kam, daß ihm Theseus nachsetze, floh er nicht, sondern ging ihm entgegen. Als die zwei Helden nahe genug gekommen waren, um einander prüfen zu können, da wurde jeder von Bewunderung der hehren Schönheit und der Helbengestalt des Gegners so ergriffen, daß beide wie auf ein gegebenes Zeichen die Waffen zu Boden warfen und aufeinander zueilten, Peirithoos streckte dem Theseus die Rechte entgegen und forderte ihn auf, selbst die Entschädigung zu bestimmen, die er für die Kinder verlange.

„Die einzige Genugthuung, die ich fordere,“ rief Theseus mit leuchtendem Blick, „ist die, daß du aus meinem Gegner mein Freund und Kampfgenosse werdest!“ Nun umarmten sich die beiden Helden und schwuren einander ewige Freundschaft.

Als bald darauf Peirithoon die Fürstentochter Hippodameia, aus dem Geschlechte der Lapithen, freite, lud er auch seinen Waffenbruder Theseus zur Hochzeit. Die Lapithen, ein thessalischer Volksstamm, waren wilde, kühne Bergmenschen und die ersten Sterblichen, welche Pferde bändigten. Bei der Hochzeit fanden sich auch die Verwandten des Peirithoos, die Zentauren ein, welche halb Roß, halb Mensch waren und in beständiger Feindschaft mit den Lapithen lebten, diesmal aber hatte die Verwandtschaft mit dem Bräutigam sie den alten Groll vergessen lassen und zu dem Feste herbeigelockt; die Hofburg des Peirithoos faßte nicht alle die Gäste. Lapithen und Zentauren saßen in buntgemengten Reihen in baumumschatteten Grotten friedlich und frohgemut zu Gast. Da führte den vom Genuße des Weines erregten Zentauren Eurytion der Anblick der blühenden Hippodameia zu dem tollen Entschlusse, dem Bräutigam seine Braut zu rauben. Niemand hatte den Beginn der unsinnigen That bemerkt, aber plötzlich sahen die Gäste den rasenden Zentauren, wie er die hilferufende Hippodameia am Boden schleifte. Seine Freveltat war für die andern weinerhitzten Zentauren das Zeichen, Gleiches zu wagen und die thessalischen Mädchen und Frauen zu ergreifen. Die gellenden Schreie der geängsteten Weiber hallten durch das weite Haus. Schnell sprangen die Helden und die Stammverwandten der Braut, die Lapithen, von ihren Sitzen auf.

„Welche Verblendung treibt dich, den Peirithoos und mich so zu reizen und zu beleidigen?“ rief Theseus und entriß dem berauschten Eurytion die Geraubte. Der Zentaure wehrte sich und versetzte dem Theseus einen Schlag auf die Brust. Dieser ergriff einen schweren ehernen Krug, der zufällig neben ihm stand, und schmetterte ihn dem Gegner ins Antlitz, daß Gehirn und Blut zugleich aus der Kopfwunde drang und er sterbend rücklings in den Sand fiel.

„Zu den Waffen!“ erscholl es da von allen Seiten, und ein wüthender Kampf begann zwischen den Lapithen und Zentauren. Lange blieb er unentschieden, aber endlich mit Beginn des Abends gewannen Theseus und die Lapithen die Oberhand, und nur die Nacht rettete die flüchtigen Zentauren vom gänzlichen Untergang. Dank der Hilfe des Theseus blieb Peirithoos im Besitze seiner Braut und der gemein-

schaftliche Kampf hatte das frisch geknüppte Band der Verbrüderung zu einem unauflösllichen Knoten zusammengezogen.

Durch die Verbindung mit Peirithoos erwachte in dem abenteuerlustigen Theseus die Lust zu kühnen Thaten wieder. Peirithoos' Gattin Hippodameia starb nach kurzer Ehe, und da Theseus einverstanden war, beschloßen die Freunde, nach Frauen auszuziehen. Damals wurde zu Sparta in der Burg des Tyndareus die gepriesene Helena, die Tochter des Zeus und der Leda, aufgezogen, und ihre Schönheit fing an, in ganz Griechenland bekannt zu werden. Diese sahen Theseus und Peirithoos in einem Tempel der Artemis zu Sparta tanzen. Sie raubten in ihrem kühnen Übermut die Fürstin und brachten sie nach Tegea in Arkadien. Hier warfen sie das Los über dieselbe, und einer versprach dem anderen, ihm, wenn das Los ihn verfehle, zu einer andern Gemahlin behilflich zu sein. Das Los theilte dem Theseus die Helena zu, der sie seiner Mutter Athra in Aphidnä zur Pflege übergab und nun mit seinem Freunde Peirithoos weiterzog, um auch diesem zu einer Frau zu verhelfen.

Die glücklich vollbrachte Entführung der Helena ermutigte die beiden Helden zu einem gewagten Abenteuer. Sie beschloßen, Persephone, die Gemahlin Plutons, aus der Unterwelt zu entführen und den Peirithoos durch ihren Besitz für den Verlust Hippodameias zu entschädigen. Aber Pluton ergriff die Frevler, fesselte den Theseus und wälzte dem Peirithoos ein großes Felsstück auf den Leib. So schmachteten sie lange im Hades, bis Herakles in denselben hinabstieg, um den Kerberos zu holen. Hier sah er die beiden Freunde, Peirithoos reichte ihm die Hand, aber Herakles vermochte trotz seiner großen Kraft nicht, ihn unter dem Felsen hervorzubringen. Dem Theseus dagegen löste er seine Bande und brachte ihn so aus dem Hades los.

Während Theseus im Hades war, machten sich die Brüder Helenas, Kastor und Pollux, auf, um ihre Schwester zu befreien. Sie kamen mit bewaffneter Mannschaft nach Athen und forderten die Zurückgabe Helenas. Als aber die Athener antworteten, daß sie nicht wüßten, wo die Jungfrau wäre, wurden sie zornig und schickten sich an, die Stadt zu belagern. Jetzt erschrakten die Athener, und einer von ihnen, Akademos mit Namen, der Helenas Aufenthalt auf irgend eine Weise erfahren hatte, entdeckte den Brüdern, daß Helena in Aphidnä bei der Mutter des Theseus verborgen sei. Vor diese Stadt rückten nun die Brüder und eroberten sie mit Sturm.

Während seiner Gefangenschaft im Hades hatte Theseus Zeit gehabt, das Unbesonnene seiner Handlungsweise zu erkennen und zu bereuen. Er kam als ernster Mann zurück und vernahm die Zurückführung Helenas durch ihre Brüder nicht mit Unwillen, sondern er schämte sich seiner That.

Als er nun das Ruder des Staates wieder mit Ernst führen wollte, brachen Empörungen gegen ihn aus, an deren Spitze der Volksmann und Verschwörer Menestheus stand, welcher hinter sich die zahlreiche Partei hatte, die sich immer noch von Theseus' Oheim Pallas und dessen erschlagenen Söhnen her „die Pallantiden“ nannte. Der König versuchte alles, um die unbotmäßige Einwohnerchaft wieder zur Ordnung zu bringen, und war sehr bekümmert, als ihm dieses nicht ganz gelang. Noch mehr betrückte ihn aber der Tod seines geliebten Sohnes Hippolytos, des einzigen Sprossen der gefallenen Hippolyta, da er ihn selbst verschuldet hatte. Phädra, die Pflegemutter des Hippolytos, hatte voll frevelhafter Leidenschaft den reinen Jüngling bei seinem Vater verleumdet, und Theseus, vom Zorne hingerissen, verwünschte darauf seinen Sohn. Kaum war der Fluch ausgesprochen, so stieg ein Meerungeheuer aus den Fluten hervor, vor dessen Anblick die Kasse des Hippolytos scheu wurden, so daß sie den Wagen umwarfen und den Unglücklichen zu Tod schleiften. Als Phädra dieses hörte, nahm sie sich selbst das Leben, und Theseus, der zu spät die Unschuld des Hippolytos erfuhr, war der Verzweiflung nahe.

Alles dieses veranlaßte den Helden, die schlimme Stadt freiwillig zu verlassen und sein Leben anderswo zu beschließen. In einem attischen Flecken, Gargettos genannt, sprach er feierliche Verwünschungen gegen Athen aus auf einem Felde, das man noch lange nachher „das Verwünschungsfeld“ hieß, dann schüttelte er den Staub von den Füßen und schiffte sich nach Skyros ein, wo er ansehnliche, von seinem Vater ererbte Güter besaß. Das Geschick hatte ihn damit einen schlimmen Weg geführt. Lykomebes, der habgierige Beherrscher von Skyros, dachte sofort darauf, wie er den in seine Hände gegebenen Gast ohne Aufsehen aus dem Wege räumen könnte. Er führte ihn deshalb auf einen hohen, schroff ins Land hinauspringenden Felsen unter dem Vorgeben, ihn seine unten liegenden Güter von dort aus mit einem Blick übersehen zu lassen, und stürzte ihn hinab.

So endete der Held, dem ganz Griechenland Sicherheit, Athen aber Ruhm und Größe dankte. Allmählich schwand der Haß in den

Herzen der Athener. Theseus' Fehler wurden vergessen, seine Verdienste aber strahlten um so heller hervor, so daß man seinem Andenken Altäre und Tempel weihte und ihn unter die Halbgötter versetzte. Achthundert Jahre nach seinem Tod eroberte Kimon, der Sohn des Miltiades, die Insel Skyros. Während er mit Eifer das Grab des Helden aufsuchte, bemerkte er über einem Grabhügel einen Adler schweben. Er ließ an dieser Stelle nachgraben und fand tief in der Erde die Gebeine eines großen Mannes, daneben Speer und Schwert. Er zweifelte nicht, die Gebeine des Theseus gefunden zu haben, da die Waffen altathenische waren.

Die heiligen Überreste wurden nach Athen gebracht und dort mit Opfern und Aufzügen aufs feierlichste empfangen. Es war, als ob Theseus selbst zurückkehre. So bezahlten nach Jahrhunderten die Nachkommen dem Begründer der Freiheit und Verfassung Athens den Dank, den ihm die undankbare Mitwelt schuldig geblieben war.



Ödipus.

Laïos, der Sohn des Labdakos aus dem Stamme des Kadmos, war König von Theben und lebte mit Jokaste, der Tochter des Thebaners Menökeus, in kinderloser Ehe. Da ihn nun sehnlich nach einem Erben verlangte und er deshalb den delphischen Apollo um Aufschluß befragte, wurde ihm folgender Orakelspruch zuteil: „Laïos, du begehrst Kindersegens! Dir soll ein Sohn gewährt werden, aber du wirst durch die Hand deines eigenen Kindes dein Leben verlieren. Wehe dir und den Deinen!“

Laïos erschrak und erzählte seiner Gattin von dem furchtbaren Spruche. Beide Gatten gerieten darob in schwere Ängste, und als endlich Jokaste wirklich einem Sohne das Leben schenkte, wollte Laïos das Kind gar nicht sehen und ließ den Knaben nach drei Tagen mit durchstochenen Füßen in dem wilden Gebirge Kithäron aussetzen. Aber der mit dem Auftrag betraute Hirte empfand Mitleid mit dem unschuldigen Kind und übergab es dort einem andern Hirten, der die

Herden des König Polybos von Korinth weidete. Dann kehrte er wieder zurück und tat, als hätte er seinen Auftrag bestens erfüllt. Das Königspaar glaubte, das Kind sei in dem rauhen Gebirge umgekommen und der Orakelspruch dadurch unmöglich gemacht, weshalb sie jetzt erst wieder mit erleichtertem Herzen lebten.

Den Hirten des Polybos aber jammerte des armen Kindes, er verband ihm die durchstochenen Füße und nannte es von seinen Wunden Ödipus (d. h. Schwellfuß). So brachte er es zu dem König Polybos von Korinth, der den Knaben seiner Gattin Merope übergab, die ihn als ihren eigenen Sohn erzog, für den er auch am Hof und im ganzen Lande galt. Der Knabe wurde zum Jüngling und lebte in der Überzeugung, der Sohn und Erbe des Polybos zu sein. Er war nicht wenig erstaunt, als eines Tages ein alter berauschter Korinther beim Trinkgelag ihm scheltend zurief, er sei nicht seines Vaters echter Sohn. Sofort eilte Ödipus zu seinen Eltern und verlangte von ihnen Auskunft. Das Königspaar war über den alten Schwäger sehr aufgebracht und suchte dem Jüngling seinen Zweifel auszureden, aber es war vergeblich. Das Mißtrauen nagte an seinem Herzen. Von Bängnis zerrissen, griff er zum Wanderstab und hoffte, von dem Orakel zu Delphi einen beruhigenden Spruch zu erhalten. Aber Apollo deckte ihm nur ein neues entsetzliches Unglück, das ihm drohte, auf. „Flieh deinen Vater!“ kündete das Orakel, „denn du wirst ihn, wenn du mit ihm zusammentrifft, ermorden und deine eigene Mutter heiraten.“

Als Ödipus dieses vernommen, wagte er es nicht, nach Korinth zurückzukehren, aus Furcht, das schlimme Schicksal werde sich dort erfüllen, und so schlug er den Weg nach Böotien ein. Er befand sich eben auf einem rauhen, engen Pfade zwischen Delphi und Daulia, als ihm an einem Kreuzweg ein Wagen entgegenkam, auf dem ein alter Mann mit einem Herold und einem Wagenlenker saß. Der Kosselenker trieb den Fußgänger barsch aus dem Wege, wogegen ihn der heißblütige Ödipus mit einem wuchtigen Schlage vom Wagen stürzte. Der Greis aber versetzte mit seinem Stichelstab, den er in der Hand hatte, dem festen Jüngling einen schweren Streich auf den Scheitel, daß das Blut herabrann. Ödipus, darüber außer sich, erhob seinen schweren Reifestock und schlug dem Alten damit den Schädel ein, daß er sterbend vom Sitze herabsank. Dem Jüngling kam keine Ahnung in die Seele, daß er etwas anderes getan, als sich an einem trotzigem Böotier mit seinen Knechten gerächt zu haben, denn der Greis trug kein

Zeichen höherer Würde, aber es war Laios, der König von Theben, gewesen, der zum Drakel nach Delphi ziehen wollte, und so war die doppelte Weissagung, die Vater und Sohn erhalten, rasch an beiden vom Geschick erfüllt worden.

Nicht lange Zeit danach war vor den Thoren Thebens ein geflügeltes Ungeheuer erschienen, vorn wie eine Jungfrau, hinten wie ein Löwe gestaltet, die Sphing genannt. Dieses Ungeheuer, eine Schwester des Höllenhunds Kerberos, hatte sich auf einem Felsen gelagert und legte dort den Thebanern allerlei Rätsel vor. Wenn das Rätsel von dem Befragten nicht gelöst werden konnte, so zerriß ihn die Sphing in Stücke. Zuletzt wurde sogar der eigene Sohn von Jokastes Bruder, Kreon, der statt des erschlagenen Königs Laios jetzt die Herrschaft führte, von der Sphing ergriffen und verschlungen. Diese Not bewog den Fürsten, bekannt zu machen, daß demjenigen, der die Stadt von der Bürgerin befreien könnte, das Reich und die Hand der Königin zuteil werden sollte.

An dem Tage, als jene Bekanntmachung öffentlich verkündet wurde, kam Ödipus auf seiner Wanderung nach der Stadt Theben. Das gefährliche Abenteuer reizte ihn, zumal er sein Leben wegen der unheimlichen Weissagungen des Drakels nicht hoch anschlug. Er begab sich daher nach dem Felsen und ließ sich das Rätsel von der Sphing vorlegen. Es lautete folgendermaßen: „Renne mir das Geschöpf, das am Morgen vierfüßig, am Mittag zweifüßig und am Abend dreifüßig ist! Die Kraft und Schnelligkeit seiner Glieder ist aber am geringsten, wenn es am meisten Füße bewegt.“

Ödipus lächelte, als er das Rätsel vernahm, das dem klugen Jüngling nicht schwierig erschien. „Dein Rätsel ist der Mensch,“ sprach er, „der am Morgen seines Lebens auf zwei Füßen und Händen geht; ist er erstarrt, so geht er am Mittag des Lebens nur auf zwei Füßen, ist er endlich als Greis am Abend des Lebens angekommen und der Stütze bedürftig, so nimmt er den Stab als dritten Fuß zu Hilfe!“

Das Rätsel war gelöst, und die Sphing stürzte sich in Groll und Ärger selbst vom Felsen in den Tod. Ödipus trug zum Lohne das Königreich Theben und die Hand der Königin Jokaste davon. Jokaste schenkte hernach vier Kindern das Leben, zuerst den Zwillingen Eteokles und Polyneikes, dann zwei Töchtern, Antigone und Ismene. Diese waren zugleich die Kinder und die Geschwister des Ödipus.

Das grauenhafte Geheimnis ruhte lange Zeit in Verborgenheit,

und Odipus herrschte glücklich und geliebt an Jokastes Seite über Theben. Endlich aber sandten die Götter eine Pest ins Land, gegen welche kein Heilmittel fruchten wollte. Die geängsteten Thebaner suchten gegen das fürchterliche Übel Schutz und Hilfe bei ihrem Herrscher, welchen sie für einen Günstling der Götter hielten. Odipus, der auch keine Abhilfe wußte, beschloß, seinen Schwager Kreon nach Delphi zu senden und den Gott zu fragen, wie der furchtbaren Krankheit Einhalt getan werden könnte.

Der Orakelspruch lautete nicht tröstlich. Der Gott befahl, einen Frevler, den das Land beherberge, hinauszumerfen und nicht das zu hegen, was nichts zu sühnen vermöge, denn des Königs Laios ungesühnter Mord laste als schwere Blutschuld auf dem Lande.

Odipus erklärte sich für berufen, den Frevler zu sühnen, und ließ die Verkündigung ins Land hinausgehen, wer irgend etwas über des Laios Mörder wüßte, der solle es anzeigen, der Lohn und Dank des Landes solle ihm dafür zuteil werden. Er berief zugleich den blinden Teiresias, der um seiner Sehergabe willen hoch angesehen war, und dieser erschien, von der Hand eines Knaben geführt, vor dem König und der Volksversammlung, wo ihn Odipus bat, ihnen auf die Spur des Mörders zu verhelfen.

Teiresias brach in einen Wehruf aus. „Entsetzlich ist das Wissen,“ rief er, „das dem Wissenden nur Unheil bringt. Laß mich heimkehren, o König, und begehre nimmer des Spruches Lösung!“ Unwillig drang der König um so mehr in ihn, und das Volk warf sich allerorten flehend auf die Kniee, aber der Seher wollte keine weiteren Aufschlüsse geben. Da entbrannte der Zorn des Königs und er schalt den Teiresias einen Mitwisser des Mordes. Diese Beschuldigung löste dem blinden Greise die Zunge, und er rief: „Wenn du es denn wissen willst, o König, so höre! Du selbst bist der Greuel, der diese Stadt befudelt! Du bist der Königsmörder! Du bist derjenige, der mit den teuersten Angehörigen in fluchwürdiger Verbindung steht!“

Odipus in seiner Verblendung schalt den Seher einen von Kreon gedungenen Gaukler und Betrüger, aber nur um so eindringlicher bezeichnete ihn da Teiresias als Vatermörder und Gatten seiner eigenen Mutter; er weisagte ihm den schwersten Götterfluch für sich und sein ganzes Geschlecht und ließ sich dann zürnend von seinem Knaben wegführen. Inzwischen war auch Fürst Kreon herbeigekommen, und es entspann sich ein Wortwechsel wegen der Beschuldigung zwischen beiden,

den Jokaste vergeblich zu beschwichtigen suchte. Auch sie, die Verblendete, brach in laute Verwünschungen gegen Teiresias aus. „Wie wenig die Seher wissen,“ rief sie, „sieh an einem Beispiel! Auch mein erster Gatte Laios hatte einst ein Orakel erhalten, daß er von Sohnes Hand sterben werde. Nun aber starb unser einziger Sohn mit gebundenen Füßen, kaum drei Tage alt, im öden Gebirge, und mein Gatte Laios wurde am Kreuzweg von Räubern erschlagen.“

Diese Worte machten auf Ödipus einen tiefen Eindruck. „Am Kreuzweg,“ fragte er erregt, „ist Laios gefallen? Sprich, wie war seine Gestalt, sein Alter?“

„Er war groß,“ entgegnete Jokaste, „die ersten Greisenlocken schmückten sein Haupt, und dir selbst war er an Gestalt und Ansehen ähnlich.“

„Teiresias ist sehend!“ rief da entsetzt Ödipus, der auf einmal die Wahrheit ahnte. Doch trieb ihn seine Herzensangst, weiter zu forschen, aber alle Umstände trafen zusammen, und die entsetzliche Ahnung ward fast zur Gewißheit.

In diesen Tagen nun erschien ein Bote aus Korinth und rief ihn auf den durch den Tod seines Vaters Polybos erledigten Thron des Landes. Noch einmal triumphierte Jokaste. „Hohe Göttersprüche, wo seid ihr?“ rief sie. „Der Vater, den Ödipus umbringen sollte, ist sanft an Altersschwäche verschieden.“

Anders wirkte die Nachricht auf den König Ödipus, der an den betrunkenen Korinther denken mußte, wegen dessen er damals seine Eltern verlassen hatte. Den letzten Zweifel benahm ihm der Bote selbst. Es war derselbe Mann, der vor vielen Jahren das Findelkind von einem Diener des Laios empfangen und ihm die gebundenen durchbohrten Fersen gelöst hatte. Er bewies Jokaste und dem König leicht, daß dieser zwar der Erbe des Königs Polybos, aber nur dessen Pflege-sohn sei.

Aller Zweifel war nun gehoben, und das entsetzliche enthüllt. Mit einem wahnsinnigen Schrei stürzte Ödipus davon, stürmte durch die Straßen und verlangte nach einem Schwerte, um sich und Jokaste zu vertilgen. Da dem Rasenden alles aus dem Wege ging, kehrte er zu seinem Schlafgemach zurück, sprengte die verschlossene Thür und stürzte hinein. Ein graufiger Anblick hemmte seinen Lauf. Hoch über dem Lager schwebend erblickte er Jokaste, die sich erhängt hatte. Stöhnend löste Ödipus die Leiche aus der Schlinge und senkte sie auf den Boden, wo er die goldenen Brustspangen von dem Gewand Jokastes löste. Er

hob die Spangen hoch in der Rechten, fluchte im Wahnsinn sich selbst und seinen Augen und wühlte mit dem spizen Gold in den Augäpfeln, bis sie durchbohrt waren, und ein Blutstrom aus den Höhlen drang. Dann verlangte er, daß man ihn, den Geblendeten, hinausführe und ihn, den Vaternörder und Muttergatten, dem Thebanervolk als einen Fluch des Himmels und ein Scheusal der Erde vorstelle. Die Diener erfüllten sein Verlangen, aber das Volk empfing den geliebten Herrscher nicht mit Abscheu, sondern mit Mitleid. Kreon selbst eilte herbei, um den fluchbelasteten Mann dem Mitleid der Seinen zu empfehlen.

Den gebeugten Ödipus rührte so viel Güte. Er übergab seinem Schwager den Thron zur dereinstigen Übergabe an seine Söhne, erbat für seine Töchter den Schutz des neuen Herrschers und für seine unselige Gattin ein Grab, für sich selbst aber Ausstoßung aus dem Land und Verbannung nach dem Berge Kithäron, wo er sein Leben beschließen wolle nach der Götter Willen.

In den ersten Stunden der Entdeckung wäre ein schneller Tod dem Ödipus das liebste gewesen, und so erschien ihm auch die Verbannung, um welche er flehte und welche Kreon ihm gewährt hatte, als ein Geschenk, das er freudig begrüßte. Seine beiden Töchter Antigone und Ismene begleiteten ihn bei seinem Auszug aus Theben und baten ihn draußen vor der Stadt aufs inständigste, doch mit ihnen wieder umzukehren. Da er sich aber nicht erbitten ließ, so erklärte Antigone, daß sie mit ihm ziehen werde. Sie bewog ihre jüngste Schwester Ismene, lieber bei den Brüdern zurückzubleiben, damit sie von dort aus dem Vater nützlich sein könne. So zog nun Antigone mit ihrem blinden Vater in die Fremde hinaus, schweifte ohne Speise und Trank mit ihm auf schwerer Irrfahrt durch Einöden und Wälder. Sonnenhitze und Regen hielt die zarte Jungfrau aus, und während sie zu Hause bei den Brüdern die beste Pflege hätte genießen können, war sie im Elend zufrieden, wenn nur der Vater satt wurde. Sein Wille war, auf dem Berge Kithäron sein Leben zu beschließen, aber da er ein frommer Mann war, pilgerte er vorher zum Orakel des pythischen Apollo. Hier ward ihm der Spruch zuteil, es harre seiner die Erlösung, wenn er zu dem ihm bestimmten Lande gekommen wäre, wo die strengen Göttinnen der Eumeniden ihm eine Zufluchtsstätte gönnten.

Der Verheißung des Gottes vertrauend, zog er in Griechenland herum, von seiner treuen Tochter geleitet und vom Almosen mitleidiger Menschen erhalten.

Nach langer Wanderung kamen sie nach Kolonos im Gebiete der Athener. Dort war, wie sie durch Einheimische erfuhren, der Hain der Eumeniden, unter welchem Namen die Athener hier die Erinyen verehrten. In Athen herrschte damals der berühmte Theseus, der sofort nach Kolonos herauskam und den blinden Greis mit freundlichen Worten empfing. „Armer Ödipus,“ sprach er, „dein Geschick, das mir nicht unbekannt ist, rührt mich tief in der Seele. Sag’ an, was du in Kolonos von mir wünschest?“ — „Gib mir sichere Herberge, o König,“ entgegnete Ödipus, „und ein Grab, das ist alles, was ich begehre!“

Theseus ließ ihm hierauf die Wahl, mit ihm nach Athen zu gehen oder in Kolonos zu bleiben. Ödipus wählte das zweite, weil es ihm vom Schicksal bestimmt sei, an der Stelle, wo er sich jetzt befinde, sein Leben zu beschließen. Der König gewährte ihm gern sein Verlangen. Da sprach Ödipus seinen feierlichen Segen über Athen aus und forderte den König auf, ihn allein an die Stelle zu begleiten, wo er sein Leben enden solle.

Seiner Tochter und erlesenen Bürgern von Kolonos erlaubte er, ihn eine Strecke weit zu begleiten, und so vertiefte sich der ganze Zug in die düsteren Schatten des Eumenidenhains. Keine Hand durfte den Ödipus führen; der Blinde ging, wundersam gestärkt und aufgerichtet, allen voran und zeigte ihnen den Weg zu dem ihm vom Schicksal bestimmten Ziele.

Mitten in dem Eumenidenhain sah man einen Erdschlund, dessen Öffnung mit einer Erdschwelle versehen war und zu dem mehrere Wege führten. Dies war der Sage nach einer der Eingänge in die Unterwelt. Ödipus machte nun unter einem Baume Halt und löste den Gürtel seines staubigen Gewandes, dann rief er nach frischem Wasser, wusch sich von dem Schweiß der langen Wanderung und zog ein schmutzes Gewand, eine Spende des Theseus, an, das ihm durch seine Tochter gereicht wurde.

Als er nun völlig umgekleidet und rein da stand, tönte unterirdischer Donner vom Boden herauf, und eine mächtige Stimme rief, man wußte nicht, ob vom Himmel herab oder von der Unterwelt herauf: „Säume nicht länger, Ödipus!“

Als Ödipus die Stimme vernahm, rief er den König zu sich und legte seiner Tochter Arm in Theseus’ Hand zum Zeichen seiner Verpflichtung, sie zu beschirmen. Dann rief er allen Lebewohl zu und befahl ihnen, sich, ohne umzuschauen, zu entfernen. Nur Theseus durfte mit ihm auf die offene Schwelle zuschreiten.



Seine Tochter und die Koloneer waren dem Gebote gefolgt und schauten sich erst um, als sie eine gute Strecke rückwärts waren.

Da hatte sich ein großes Wunder begeben. Von dem blinden Ödipus war nichts mehr zu erblicken. Die dunkle Schwelle der Unterwelt hatte sich sanft und lautlos für ihn aufgetan, und ohne Pein war der Greis wie auf Geisterflügeln zur Tiefe hinabgetragen worden. Theseus aber hielt die Hand über die Augen, als hätte er ein göttliches Gesicht gehabt. Nach kurzem Gebete kehrte der König zu der Jungfrau Antigone zurück, versicherte sie seines väterlichen Schutzes und wandelte mit ihr ernstgestimmt nach Athen, von wo er sie nach einiger Zeit mit gutem Geleit ihrem Wunsche gemäß nach Theben zurückbringen ließ.

Also endete der Dulder Ödipus sanft und friedlich sein prüfungsreiches Leben.



Die Sieben gegen Theben.

1. Der Auszug der Sieben und der Sturm auf Theben.

Während der bemitleidenswerte Dulder Ödipus in den Tod ging, stritten sich zu Theben seine Zwillingssöhne Eteokles und Polyneikes um die Herrschaft. Durch Kreons Vermittlung kamen sie endlich überein, daß beide in der Regierung abwechseln und jeder ein Jahr lang König sein sollte. Die beiden ersten Jahre ging das gut, als aber Eteokles zum zweitenmal an die Herrschaft kam, suchte er sich darin so festzusetzen, daß er nicht wieder daraus verdrängt werden könnte. Dies gelang ihm vollständig, und der hintergangene Polyneikes mußte nach Argos fliehen. Dort herrschte Adrastos, der Sohn des Talaoz, der zwei schöne Töchter, Argia und Deïpyle, besaß. Ein seltsames Orakel war ihm über diese zuteil geworden: er werde dieselben einst einem Löwen und einem Eber zu Gemahlinnen geben. Vergebens besann er sich über des Orakels Sinn, aber der Götterspruch sollte nicht zusanden werden. Von zweierlei Seiten kamen zwei Flüchtlinge nach Argos: aus Theben Polyneikes, von seinem Bruder Eteokles verjagt, aus Kalydon Tydeus, ein Stiefbruder

des Meleagros, der aus Versehen auf der Jagd einen Verwandten getödet hatte. Im Dunkel der Nacht hielten sie sich für Feinde und gerieten miteinander ins Handgemenge. Abraſtos hörte das Waffengetümmel und trennte die Streitenden. Als er nun vor den beiden Gegnern stand, erstaunte er wie vor einem plötzlichen Gesichte, denn vom Schilde des Polyneikes starrte ihm ein Löwenkopf, von dem des Tydeus ein borstiges Eberhaupt entgegen. Abraſtos sah die Deutung jenes dunklen Drakels plötzlich enthüllt, und aus den Flüchtlingen wurden richtig seine Schwieger söhne. Polyneikes erhielt Argia, die jüngere Tochter Deïpykle wurde dem Tydeus zuteil. Beiden Schwieger söhnen versprach er zugleich, sie in ihr väterliches Reich wieder einzusetzen.

Zuerst wurde der Feldzug gegen Theben beschlossen, und Abraſtos berief seine Helden. Es waren sieben Fürsten mit ihm selbst, und jeder sammelte eine Heerschar um sich. Ihre Namen waren Abraſtos, Tydeus, Polyneikes, Amphiaraios, Kapaneus und die zwei Brüder des Abraſtos, Hippomedon und Parthenopaios.

Der Schwager des Königs aber, der kluge Amphiaraios, war gegen den Feldzug, dessen unglücklichen Ausgang er voraussah. Nachdem er sich vergebens bemüht hatte, die Helden von ihrem Vorhaben abwendig zu machen, verbarg er sich aufs sorgfältigste, um nicht mitziehen zu müssen. Ohne ihn, den er das Auge des Heeres zu nennen pflegte, wagte Abraſtos nicht, den Feldzug zu unternehmen, und die Helden suchten den Ausreißer vergeblich. Nun hatte Polyneikes, als er von Theben flüchtete, Halsband und Schleier seiner Mutter Jokaste, uralte unheilvolle Geschmeide der Aphrodite, die jedem, der sie trug, Verderben brachten, mitgenommen. Jetzt beschloß er, mit dem Halsband die Eriphyle, die Gattin des Amphiaraios, zu bestechen, damit sie ihm den Zufluchtsort ihres Gatten verrate. Als die Frau die funkelnden Edelsteine und die Goldspangen an dem Halsbande sah, konnte sie der Lockung nicht widerstehen und wies dem Polyneikes den Schlupfwinkel. Jetzt konnte Amphiaraios dem Anschluß an die zu Feld ziehenden sich nicht mehr entgegensetzen, wenn er nicht als Feigling dastehen wollte. Er tat deshalb seine Rüstung um und sammelte seine Krieger. Bevor er jedoch auszog, verpflichtete er seinen Sohn Alkmaon mit einem heiligen Schwure, ihn, sobald er seinen Fall erführe, an der treulosen Mutter zu rächen.

Jetzt hatte Abraſtos ein gewaltiges Heer um sich, das, in sieben Haufen geteilt, unter Flöten- und Trompetenschall Argos verließ. Aber

schon unterwegs ereignete sich Schlimmes. Sie waren im Walde von Nemea angelangt, wo infolge der sengenden Hitze alle Quellen versiegt waren. Der Staub setzte sich ihnen auf den lechzenden Gaumen, und die Rösse bissen mit ausgetrockneten Mäulern in den heißen Zaum.

Während sie nach Quellen allerorten vergeblich suchten, stießen sie plötzlich auf ein Weib von seltener Schöne, das, einen Knaben in den Armen, in ärmlicher Kleidung, aber mit königlicher Miene unter dem Schatten eines Baumes saß. Adrastos glaubte, eine Nymphe des Waldes vor sich zu haben, und flehte sie auf den Knien um Rettung aus der Not an, sie aber entgegnete mit gesenktem Auge: „Keine Göttin bin ich, o Fremdling, ich bin Hypsipyle, einst die gefeierte Königin von Lemnos, die von Seeräubern entführt wurde und nun die Sklavin des Königs Lykurgos von Nemea ist. Dem Knaben hier, dem Sohne des Königs, bin ich zur Wärterin bestellt; wenn ich euch retten will, muß ich ihn für eine halbe Stunde allein lassen, denn schwierig ist es, den geheimen Pfad zu der Quelle zu finden.“ Sie stand auf die wiederholte Bitte des Adrastos auf, legte das Kind sorglich ins Gras und lullte es mit einem Schummerlied ein; dann schritt sie den Helden voran, die ihren Genossen riefen. Sie gelangten durch Busch und Dorn zu einer felsigen Talschlucht, aus welcher kühler Wasserstaub empordrang und die Erhitzten mit labender Feuchte erfrischte. Zugleich drang das trauliche Murmeln einer starken Felsenquelle an ihr Ohr. „Wasser, Wasser!“ jubelte das ganze Heer so laut, daß der Ruf von den Bergen widerhallte. Alle warfen sich am grünen Ufer des gewundenen Baches nieder und genossen mit vollen Zügen die lange entbehrte Labe, von der sie in Schläuchen reichlich Vorrat mitnahmen. Das Heer war erquickt, und Hypsipyle, die Retterin, führte die Helden auf der breiten Straße zurück nach der Stelle, wo sie unter dem Baume geseßen. Als sie aber nach dem Kinde sah, atmete es nicht mehr, eine giftige Schlange hatte es während ihrer Abwesenheit gestochen, und es lag tot im Grase.

Voller Furcht vor dem Zorne der Eltern, warf sich die Unglückliche den Helden zu Füßen und flehte um Schutz und Beistand. Jene eilten sofort zu der Behausung des Lykurgos, traten teilnehmend bei ihm ein und erbaten sich, den Tod des Kindes durch feierliche Leichenspiele zu ehren, als ob der größte Held geschieden wäre. Ein freier Platz im Haine von Nemea wurde mit Zustimmung des Lykurgos ausgesucht, Ziele ausgesteckt, und darauf die Wettkämpfe begonnen, die noch in

später Zeit als „die nemäische Kämpfe“ bekannt waren und durch deren Einrichtung die Helden auch die Erinnerung an das Kind unter dem Namen Archemoros, d. i. der Frühvollendete, auf die Nachwelt brachten.

Das Glück wollte auch, daß die Söhne Hypsipyles nicht lange nach dieser Begebenheit in Nemea eintrafen und die Mutter gänzlich aus der Sklaverei erlösten.

Adrastos und die Helden aber zogen weiter, und es währte nicht viele Tage mehr, so war das Heer der Argiver unter den Mauern von Theben angekommen, und jeder der Führer hatte eines der Tore besetzt. Im Innern der Stadt aber hatte Theseus rasch entschlossen mit seinem Oheim Kreon Kriegsrat gehalten und besetzte nun ebenfalls von innen jedes der sieben Tore mit einem Führer und seiner Mannschaft. Auch wollte Theseus, bevor der Kampf ausbrach, noch zuvor die Zeichen erforschen, welche die Vogelschau etwa über den Ausgang desselben gewähren könnte. Unter den Thebanern lebte der blinde Seher Teiresias, dem Athene ein so feines Gehör verliehen hatte, daß er alle Stimmen der Vögel verstand und deshalb zum Vogelschauer erkoren ward. Sein Ausspruch verkündete, die Stadt werde gerettet werden, wenn sich der Sohn Kreons, Menökeus, ein blühender Jüngling, freiwillig dem Ares opfere. Kaum hatte das der tapfere Fürstenson vernommen, so eilte er ohne Wissen seines Vaters zum Tore hinaus und stürzte sich bewaffnet auf die Scharen der Feinde, wo er bald von zahllosen Speeren den gesuchten Opfertod fand.

Kreon bezähmte seinen Jammer, da er sich in das unabänderliche fügen mußte. Von diesem Tag an erlitten die Belagerer einen Unfall nach dem anderen, so oft sie zum Sturm anrückten. Zuerst führte Parthenopaios, der Sohn der Jägerin Atalanta, die Seinen Schild an Schild wider eines der Tore, aber den ersten Angriff wehrten die Thebaner siegreich ab, daß die Stürmenden zurück mußten. Darauf stürzte der Löwenkühe Parthenopaios wie ein Sturm auf das Tor und rief nach Feuer und Äxten, um es zu zerstören. Ein Thebaner, Periklymenos, der dort auf der Mauer seinen Posten hatte, beobachtete seinen Ansturm und riß gerade zur rechten Zeit ein Stück der steinernen Brustwehr, so groß als eine Wagenlast, aus der Mauer und stürzte es hinab. Dieser Wurf zermalmte des Stürmers blondes Lockenhaupt und zerschmetterte ihm die Glieder, so daß er tot zu Boden stürzte.

Zu einem andern Tore führte nun der starke Rapanus seine Kriegerschar, er, der sich vermaß, mit dem Ares selbst zu kämpfen. Er trug eine lange Sturmleiter wider die Stadtmauer heran und rief prahlend, selbst Kronions Blitz solle ihn nicht aufhalten, die Grundfesten der Mauer zu brechen. Aber sein Frevelmut sollte nicht zum Siege kommen. Zeus selbst traf ihn, als er schon über den Mauerfranz drang, mit seinem Donnerkeil, daß die ganze Erde dröhnte. Die zerrissenen Gliedmaßen des Gotteslästerers flogen weit weg von der Leiter; Haupt und Arme rollten wie ein Rad umher, und der blutende Rumpf stürzte verkohlt zu Boden.

Der König Abastos erkannte aus diesem Zeichen, daß Zeus ihrem Vorhaben nicht freundlich sei, und führte seine Scharen wieder rückwärts. Die Thebaner dagegen brachen zu Fuß und zu Wagen aus der Stadt hervor und kehrten erst, nachdem sie die Feinde eine gute Strecke zurückgeworfen hatten, hinter die Mauern zurück.

2. Der Zweikampf der Brüder.

Auf solche Weise endeten die Stürme auf die Stadt Theben. Als Oteokles und Kreon mit dem Heere wieder in den Mauern waren, ordneten sich die Angreifer noch einmal und waren bald von neuem imstande, den Toren näherzurücken. Als dies die Thebaner und ihr König inne wurden, faßte Oteokles einen großen Entschluß. Er sandte seinen Herold hinaus vor die Mauern und ließ sich Gehör erbitten und rief dann, auf der Zinne des Torturms stehend, mit lauter Stimme: „Ihr Danaer und Argiver, und ihr Völker Thebens, gebet doch nicht so vielfaches Leben dem Polyneikes und mir, seinem Bruder, preis! Laßt vielmehr uns selbst die Gefahr übernehmen und mich allein mit meinem Bruder im Gefechte mich messen. Töte ich ihn, so laßt mich Herr in Theben sein, fall' ich von seiner Hand, so sei ihm das Zepter überlassen, und ihr anderen kehret ungefährdet in die Heimat zurück!“

Sofort sprang Polyneikes aus den Reihen der Argiver hervor und rief laut, daß er den Vorschlag seines Bruders anzunehmen bereit sei.

Beide Heere gaben dem Übereinkommen der tapferen Fürsten Beifall, und der Eid der Führer bekräftigte es von beiden Seiten. Die Söhne des Odipus hüllten sich in Waffenrüstung und standen bald in lichtigem Stahlgewand da. „Bedenke,“ riefen die Freunde dem Polyneikes

zu, „daß Zeus von dir ein Siegesdenkmal zu Argos erwartet.“ Die Thebaner aber ermunterten den Eteokles mit den Worten: „Du kämpfst für Vaterstadt und Heimat, dieser erhabene Gedanke wird deine Arme zum Siege stärken!“

Bald standen sich die Kämpfer gegenüber. Die Trompeten schmetterten, und die Brüder stürzten wilden Laufes aufeinander. Die Wurfspeere sausten und prallten beide von des Gegners Schild ab; nun stießen sie mit den Lanzen sich gegenseitig nach dem Gesichte, aber die schnell vorgehaltenen Schilde vereitelten den Erfolg. Endlich vergaß sich Eteokles und streckte das Bein unvorsichtig unter dem Schilde vor, worauf augenblicklich Polyneikes ihm mit gutgezieltem Speere das Schienbein traf, daß Blut hervordrang. Das ganze Argiverheer jubelte, aber während des Stoßes warf Eteokles, der seinen Schmerz verbiß, seinen Speer nach der entblößten Schulter des Bruders so kräftig, daß die Spitze haftete und der Schaft abbrach. Die beiden Verwundeten ergriffen nun die Schwerter und rückten einander ganz nahe auf den Leib. Da gelang dem Eteokles durch schnell gewechselte Stellung ein kunstreicher Fechterstoß, und er stach den Bruder über den Hüften mitten durch den Leib, den dieser nicht schnell genug hatte decken können. Polyneikes sank totenbleich unter Strömen Blutes zusammen, der siegesfreudige Bruder warf sich auf ihn, um ihn zu berauben, aber jener hatte sein Schwert noch in der Hand und eben noch die Kraft, dem über ihn Gebeugten den Stahl in die Leber zu stoßen. Stöhnend sank Eteokles über den sterbenden Bruder, und beide verhauchten zusammen das Leben. So hatte sich der Fluch des Vaters an beiden erfüllt.

Als bald nach dem Tode der Brüder erhob sich lauter Zwist auf beiden Seiten. Die Thebaner schrieben dem Eteokles den Sieg zu, die Argiver dem Polyneikes. Unter diesem Streiten wurde, da sie sich nicht einigen konnten, zu den Waffen gegriffen. Die Thebaner hatten sich klugerweise in voller Waffenrüstung und in geordneten Scharen zu dem Zweikampf eingefunden, während die Argiver sorglos die Rüstung abgelegt und waffenlos dem Entscheidungskampf zugehauert hatten. Die Thebaner schritten deshalb sofort in geordneten Reihen zum Angriff gegen die Argiver, ehe sich diese mit Wehr und Waffen versehen konnten. Sie fanden keinen Widerstand, die überraschten Gegner füllten in unregelter Flucht die Ebene, und das Blut floß in Strömen, denn die Speerwürfe der Thebaner streckten Hunderte nieder.

Auf dieser Flucht geschah es, daß der Thebaner Periklymenos

den König Amphiaraoß nach dem Ufer des Flusses Ismenos zu verfolgte. Hier hemmte den Fliehenden die reißende Flut, und der Speer des Verfolgers drohte seinem Nacken. Da spaltete Zeus, der den frommen und weisen Amphiaraoß nicht unrühmlich umkommen lassen wollte, mit einem Blitze den Boden, daß er sich auftrat wie eine Höhle und Mann und Roß verschlang. Auch der kühne Hippomedon und der gewaltige Tydeus fielen auf der Flucht in dieser gräßlichen Würgeschlacht. Von allen Seiten brachten die siegreichen Thebaner Schilde und Waffenstücke der gefallenen Argiver in die Stadt, die nun dauernd von sämtlichen Feinden erlöst war.

Hierauf wurde an die Bestattung der Toten gedacht. Kreon ließ den für seine Vaterstadt gefallenem Eteokles mit königlichen Ehren bestatten, indes er die vor den Toren liegenden Leichname der erschlagenen Feinde den Vögeln und Hunden zum Fraße liegen ließ und besondere Wächter bei der Leiche des Polyneikes aufstellte, damit niemand käme, um den Toten zu stehlen und heimlich zu begraben. Der Lohn dessen, der dies doch täte, sollte unerbittlich der Tod sein, in offener Stadt sollte er gesteinigt werden.

3. Antigone. Die Epigonen.

Diese grausame Verordnung hatte auch die fromme Antigone mit angehört, aber sie blieb ihrer Pflichten gegen den toten Bruder treulich eingedenk. Mit bekümmertem Herzen wandte sie sich an ihre Schwester Ismene und wollte diese bereden, mit ihr gemeinschaftlich den Leich des Bruders zu bestatten. Ismene aber ermangelte des Mutes und verweigerte die Mithilfe.

Da unternahm die entschlossene Antigone die Tat allein; sie schlich sich beim Dunkel der Nacht zum Tore hinaus, fand den toten Bruder, den sie eine weite Strecke bis zum nächsten Flusse fortschleppte, von Blut und Staub reinigte und dann mit Erde bedeckte. Die Wächter entdeckten die Entwendung des Toten und zeigten es dem Kreon an. Sogleich ließ dieser nachforschen, und man fand die Spur des hinweggeschleiften Körpers im Sande. Die Wächter legten sich unweit desselben in einen Hinterhalt und überraschten nach einiger Zeit die Jungfrau, die gekommen war, den Leichnam eben noch mit weiterer Erde zu bedecken. Sie ward nun vor den Herrscher geführt, und dieser er-

kannte in ihr seine Nichte Antigone. „Törrin,“ rief er ihr unmutig entgegen, „kannstest du das Gesetz nicht, das du übertratest?“

„Wohl kannte ich es,“ sprach sie, „aber von keinem Gotte stammt diese Satzung. Ein Gebot der Unsterblichen befahl mir, den Sohn meiner Mutter nicht unbestattet zu lassen. Erscheint dir dies törricht, so bist du selbst ein Tor!“

„Wer in eines andern Gewalt ist, soll nicht trotzig schelten,“ rief Kreon zornig.

„Was kannst du mir mehr antun, als den Tod?“ entgegnete Antigone. „Den Bruder lieben und ehren ist Schwesternpflicht, und alle Thebaner billigen im Herzen meine Tat.“

„Nun, so lieb ihn denn im Hades!“ rief Kreon erbittert und gab den grausamen Befehl, sie mit dem toten Bruder lebendig in eine Felsenhöhle einzuschließen. Es geschah, und die Unglückliche gab sich dort selbst den Tod. Hämon, des Kreon Sohn, der mit Antigone heimlich verlobt war, erfuhr von dem schrecklichen Geheiß seines Vaters. Er stürzte herbei, um womöglich die Ausführung zu verhindern, aber schon war die Tat geschehen. Als der verschließende Stein auf seine dringende Bitte weggewälzt wurde, sah er seine Braut entseelt an der Schlinge ihres Schleiers aufgeknüpft. Verzweiflungsvoll zog er sein Schwert und gab sich mit demselben selbst den Tod. Kreon und seine Gattin Eurydike hörten die entsetzliche Botschaft. Die unglückliche Mutter verhüllte ihr Antlitz und eilte in ihr Gemach, während der König sich hinaus auf das Feld zu der Grabeshöhle begab. Als er darauf mit der Leiche seines Sohnes in den Palast zurückkehrte, scholl ihm aus den Hallen desselben die Kunde entgegen, daß im Schlafgemach seine Gattin liege mit einer tiefen Todeswunde im Herzen.

So rächte sich Kreons Härte in entsetzlicher Weise an ihm selber. Ein einsames, ödes Alter war der Lohn seiner Taten.

Vom ganzen Stamme des Odisus war außer zwei Söhnen der gefallenen Brüder nur noch Ismene übrig. Von ihr erzählt die Sage nichts, sie starb unvermählt oder kinderlos, und mit ihrem Tod erlosch das unselige Geschlecht.

Von den sieben gegen Theben ausgezogenen Fürsten entkam der König Adrastos allein, den sein aus göttlichem Geschlecht entsprossenes Roß Arion in windschneller Flucht rettete. Er erreichte glücklich Athen und bat dort König und Bürger um Hilfe, damit er für die vor Theben gefallenen Helden eine ehrliche Bestattung erstreiten könne. Theseus und die Athener erhörten seinen Wunsch und zwangen die Thebaner, die Bestattung zu erlauben.

Nun errichtete Adrastos den gefallenen Fürsten sieben hohe Scheiterhaufen und hielt den Toten zu Ehren große Kampfspiele am Asopos ab. Die Scheiterhaufen wurden immer einer nach dem anderen angezündet. Schwer schmerzte dabei den König, daß er seinem Freund Amphiaraios nicht auch die letzte Ehre erweisen und einen Scheiterhaufen anzünden konnte, denn die düstere Erde hatte ihn verschlungen.

Als der Scheiterhaufen des Rapanus brannte, stürzte sich seine Gattin Euadne, des Iphis Tochter, hinein und verbrannte zugleich mit ihm.

Nachdem die Bestattung aller vollendet war, errichtete Adrastos der Nemesis (Göttin der Vergeltung) einen Tempel in Theben und zog mit seinen Bundesgenossen, den Athenern, wieder aus dem Lande. —

Mehr als ein Jahrzehnt war seitdem in Frieden vergangen, da entschlossen sich die Söhne der vor Theben gefallenen Helden, die Epigonen (Nachkommen) genannt, zu einem neuen Feldzug gegen die Stadt, um den Tod ihrer Väter zu rächen.

Es waren ihrer acht: Alkmaon und Amphilochos, die Söhne des Amphiaraios, Agialeus, der Sohn des Adrastos, Diomedes, des Tydeus Sohn, Promachos, der Sohn des Parthenopaios, Sthenelos, der Sohn des Rapanus, Therсандros, des Polyneikes, und Euryalos, des Mekisteus Sohn. Auch der greise König Adrastos, der einzige Überlebende von dem ersten Zuge, gesellte sich zu ihnen, übernahm jedoch den Oberbefehl nicht, sondern riet, denselben einem jüngeren Helden zu überlassen. Auf den Rat des Orakels zu Delphi erkoren sie darauf einstimmig Alkmaon zum Feldherrn.

Alkmaon brachte nicht nur aus Argos ein zahlreiches Heer zusammen, sondern auch viele kampflustige Krieger aus den Nachbarstädten vereinigten sich mit ihm, und er führte so eine sehr beträchtliche Streitmacht vor Thebens Tore. Die Söhne waren glücklicher als die Väter, und der Sieg entschied sich für Alkmaon. In der Hitze des Kampfes fiel nur einer der Jünglinge, Agialeus, welchen der Sohn des Eteokles, Laodamas, erschlug. Wie ein Blitz flog da Alkmaon herbei und erlegte den tapferen Führer der Thebaner durch einen wohlgezielten Speerwurf, worauf dieselben zurückwichen.

Der Tod des Laodamas lockerte die Reihen, viele verließen das Schlachtfeld und flohen hinter die Mauern zurück. Hier suchten sie Rat bei dem blinden Teiresias, der immer noch in Theben lebte. Er riet ihnen, einen Herold mit Friedensvorschlägen abzusenden und während

dieser Zeit die Stadt zu verlassen. Sie befolgten diesen Rat und flohen mit Frauen und Kindern im Schutze der Dunkelheit. Mitten in der Nacht kamen sie in eine Stadt Böotiens, namens Tilphusion. Aus dem bei dieser Stadt entspringenden Quelle Tilphusse tat der greise Seher Teiresias, der sich auch unter den Flüchtigen befand, einen kalten Trunk, an dem er starb.

Noch in der Unterwelt wurde der Greis ausgezeichnet und ihm sein hoher Sinn und Seherverstand belassen. Seine Tochter, die schöne Manto, hatte die Flucht nicht mitgemacht, sie war mit vielen anderen in Theben zurückgeblieben und fiel hier den Feinden in die Hände. Diese hatten ein Gelübde getan, das Beste aus Theben dem Apollo zu weihen. Deshalb brachten sie die schöne Jungfrau nach Delphi und weihten sie hier dem Gott als Priesterin. Hier wurde sie immer vollkommener in der Weisheit und Sanges- und Sehergabe, und bald die berühmteste Seherin ihrer Zeit. Oft sah man bei ihr einen hohen Mann eintreffen, den sie die Kunst des Gesanges lehrte. Es war der später in ganz Griechenland gepriesene Sänger Homeros.

So endigte der Krieg, welcher der Vorläufer des großartigsten Ereignisses in der Entwicklungsgeschichte der Hellenen ist. Zwanzig Jahre darauf nämlich entspann sich der gewaltige Völkerkrieg, der unter dem Namen des Trojanerkriegs allgemein bekannt ist und dessen Kunde nicht vergehen wird, solange die Welt steht, denn der von Manto unterrichtete Homeros, der gottbegnadete Sänger von Chios, hat ihn durch seinen Heldensang unsterblich gemacht.

Die Herakliden.

1. Der Kampf der Athener und Argiver.

Als Herakles von der Erde geschieden war und sein Vetter Eurystheus, der König von Argos, ihn nicht mehr zu fürchten hatte, verfolgte dessen Rache die Kinder des Helden, deren größter Teil mit Alkmene, der Mutter des Herakles, zu Mykene lebte. Alkmene entfloh mit ihren Enkeln den Nachstellungen des hasserfüllten Fürsten und begab sich in den Schutz des Königs Klyt in Trachis.

Als aber Eurystheus deshalb den König mit Krieg bedrohte, hielten sich die Herakliden hier nicht mehr für sicher und verließen bald Trachis, um Griechenland als Flüchtlinge zu durchwandern. Vaterstelle bei ihnen vertrat der Freund und Nefse des Herakles, Iolaos, der Sohn des Sphikles.

Wie dieser in jungen Jahren mit Herakles viele Mühen und Abenteuer geteilt hatte, so nahm der schon ergraute Held jetzt die verlassene Kinderschar des Freundes in seine Obhut und schlug sich mit ihnen durch die Welt. Auf ihrer Wanderung kam die Schar auch nach Athen, wo Demophoon, der Sohn des Theseus, regierte, der den unrechtmäßigen Herrscher Menestheus eben vom Throne verdrängt hatte. Aber kaum hatten sie sich schutzsuchend am Altar des Zeus niedergelassen, als schon wieder ein Abgesandter des Eurystheus daherkam und ihre Entfernung verlangte.

Bei diesem Begehren erhoben die Herakliden schmerzlichen Klageruf, und Iolaos wandte sich mit lauter Stimme an die Athener. „Duldet es nicht, ihr frommen Bürger Athens,“ rief er, „daß die Schützlinge des Zeus erbarmungslos ins Elend gejagt werden, und daß eine ganze Stadt darob Schmach treffe!“

Die Athener stürmten auf diesen Ruf hin von allen Seiten auf den Markt und sahen den Greis und die lockigen Jünglinge. Als sie vernahmen, daß Herakles' Söhne die Flehenden seien, so wurden sie von Mitleid und Ehrfurcht ergriffen und berichteten die Sache ihrem König Demophoon.

Demophoon war ein weiser und besonnener Mann. Er hörte beide Teile an und sprach dann nach längerer Überlegung zu dem greisen Iolaos: „Dreifache Gründe bewegen mich, deine Bitte nicht abzuweisen, Held Iolaos. Zuerst Zeus und dieser heilige Altar, dann die Verwandtschaft, und endlich die Wohlthaten, die ich vom Vater her dem Herakles schulde. Darum, du Bote des Eurystheus, kehre nach Mykene zurück und melde deinem Herrscher: Nimmermehr werde ich die Herakliden aus meiner Stadt weisen.“

„Ich gehe,“ entgegnete drohend der Herold, „aber ich komme wieder mit Heeresmacht. Zehntausend Schildträger des Eurystheus sind schon an der Grenze gelagert.“

„Geh zum Hades,“ rief verächtlich Demophoon, „ich fürchte dich und deine Schildträger nicht!“

Der Herold entfernte sich, und der König traf sofort alle An-

stalten, um das Heer des Eurystheus gerüstet zu empfangen, er versammelte die Seher und verordnete feierliche Opfer.

Die Sprüche der Opfersehauer lauteten ernst und verlangten edles Blut. „Ihr sollt kein Kind schlachten,“ verkündeten sie, „sondern eine Jungfrau, die vom edelsten Geschlecht ist; nur dann dürft ihr auf Sieg oder Rettung hoffen!“

Ob dieses Spruches entstand ein solches Wehklagen unter den Herakliden und den Bürgern Athens, daß das Jammergeschrei bis zur Königsburg empordrang. Dort waren Alkmene, die greise Mutter, und Makaria, die Tochter (ihre Mutter war Deianeira) des Herakles, als Gäste aufgenommen worden und lebten in stiller Erwartung dessen, was da kommen sollte.

Als Makaria die Jammerlaute von der Stadt her vernahm, ergriff sie namenlose Angst um das Schicksal ihrer Brüder, und sie eilte in das Gewühl des Marktes herab, nicht bedenkend, daß es für sie, eine in tiefer Zurückgezogenheit aufgewachsene Jungfrau, unpassend sei. Eine Weile hielt sie sich unter den Scharen des Volkes verborgen, um zu erlauschen, in welcher Not die Herakliden sich befänden. Als sie den verhängnisvollen Orakelspruch erkundet hatte, trat sie mit festen Schritten an den König Demophoon heran und sprach: „Ihr sucht ein Opfer, das euch den glücklichen Ausgang des Krieges verbürgt, und wollet eine reine Jungfrau aus edlem Stamme dazu haben? Ich bin die Tochter des großen Herakles und biete mich selbst zum Opfer an, das den Göttern um so willkommener sein muß, als es freiwillig ist. Wenn Athen edelmütig für die Herakliden einen blutigen Krieg unternimmt, wie sollte sich da unter ihnen nicht auch ein Leben finden, das bereit ist, so edelmütigen Männern durch seine Opferung den Sieg zu sichern? Darum bekränzt mich, wie man ein Opfer bekränzt, und zücket den Stahl, ich bin bereit! Geißet aber die Frauen des Landes mit mir gehen, damit ich nicht vor Männeraugen sterbe!“

Also ging die hochgesinnte Jungfrau, von den edelsten Frauen Athens begleitet, dem freiwilligen Opfertod entgegen, aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Kaum war Makaria weggegangen, so kam ein Bote mit lautem Ruf auf den Markt gerannt und verkündete, daß König Hyllos, der Sohn des Herakles und der Deianeira, ein Bruder der Makaria, mit einem großen Heere der Stadt nahe. Die Götter nahmen das Opfer der edlen Jungfrau nicht an.

Eine freudige Bewegung durchlief die Schar der Herakliden und

theilte sich auch den Bürgern mit. Der alte Jolaoß, auf keine Widerrede achtend, ließ sich Waffen bringen und schnallte sich den Harnisch selbst an den Leib. Er empfahl die Obhut über Mutter und Kinder seines hehren Freundes den Ältesten Athens und zog mit König Demophoon und seinen Streitern hinaus, um sich mit dem Heere des Hyllos zu vereinen.

Als sich nun die beiden Heere in schöner Schlachtordnung gegenüberstanden, stieg König Hyllos von seinem Streitwagen, stellte sich mitten in die Gasse, welche die Heere noch freigelassen hatten, und rief dem gegenüberstehenden Heerführer zu: „Eurystheus! Ehe nutzloses Blutvergießen beginnt und zwei große Städte sich bekämpfen, höre meinen Vorschlag! Laß uns beide durch redlichen Zweikampf den Streit entscheiden! Fall' ich von deiner Hand, so magst du die Herakliden mit dir führen und handeln mit ihnen, wie dir gefällt; wird mir aber gegeben, dich zu fällen, so soll des Vaters Würde und Herrschaft im Peloponnes mir und den Meinen gesichert sein.“

Alle Krieger der beiden Heere gaben durch lauten Zuruf ihren Beifall zu erkennen, nur der schlimme Eurystheus wollte von dem Vorschlag nichts wissen und verließ die Schlachtreihe, an deren Spitze er stand, nicht.

Nachdem der Vorschlag des Hyllos also abgelehnt war, begann die Schlacht. Schild klang an Schild, Geräusch der Wagen, Stoß der Speere, Klirren der Schwerter erscholl, und dazwischen der Weheruf der Gefallenen. Einen Augenblick wichen die Reihen der Athener und ihrer Verbündeten vor dem Stoße der argivischen Lanzen, doch bald wehrten sie den Feind ab, und nun entstand ein wildes Handgemenge, das den Kampf lange unentschieden ließ.

Endlich wankte die Schlachtordnung der Argiver, ihre Streitwagen und Schwerbewaffneten wandten sich zur Flucht. Da kam auch den alten Jolaoß die Lust an, seine Greisenjahre noch durch eine That zu verherrlichen, und als eben Hyllos auf seinem Streitwagen an ihm vorbeistürmte, bat er ihn, daß er selbst an des jungen Helden Statt den Wagen besteigen dürfe. Ehrerbietig half dieser sofort dem Greis auf den Wagen, doch wurde es dem alten Manne nicht leicht, das Viergespann zu lenken, und als er den fliehenden Wagen des Eurystheus in der Ferne dahinsausen sah, erhob er sich von seinem Sitz und flehte zu Zeus und Hebe, der Göttin der Jugend, ihm nur für diesen Tag wieder Jünglingskraft zu verleihen, damit er sich an dem Widersacher

des Herakles rächen könne. Da senkten sich zwei Sterne hernieder, und der ganze Wagen hüllte sich in eine Nebelwolke. Nur wenige Augenblicke dauerte dies, dann war alles wieder verschwunden, aber in dem Wagen stand Iolaos verjüngt mit braunen Locken, aufrechtem Nacken, in nerviger Faust die Zügel des Biergespanns haltend. Wie ein Pfeil stürmte er dahin und erreichte den Eurystheus, als er schon die skironischen Felsen im Rücken hatte. Der Fliehende erkannte seinen Verfolger nicht und wehrte sich gewaltig, aber die dem Iolaos von den Göttern verliehene Jugendkraft siegte, er überwand den Gegner, band ihn auf dem Wagen fest und führte ihn als Erstling des Sieges dem verbündeten Heere zu. Jetzt war die Schlacht bald gewonnen, das führerlose Argiverheer stürzte in wilder Flucht davon, und binnen kurzem war auf attischem Boden kein Feind mehr zu sehen.

Die Sieger waren in Athen eingezogen, und Iolaos hatte den gedemüthigten Eurystheus, Hände und Füße mit Fesseln gebunden, vor Alkmene gebracht. Hyllos und die Athener wollten den Gefangenen begnadigen, aber die Mutter des Herakles blieb unerbittlich, sie gedachte all der Leiden, die ihr hehrer Sohn auf Erden zu dulden hatte, so lang er ein Knecht des grausamen Mannes war, sie dachte auch daran, welch Schicksal ihr und ihren Enkeln zuteil geworden wäre, wenn Eurystheus nicht als Gefangener vor ihr stände. „Er soll sterben,“ rief sie, „niemand soll mir diesen Frevler entreißen!“ Nach ihren Worten geschah es, und Eurystheus ging unerschrocken zum Tod und starb besser, als er gelebt hatte.

2. Hyllos und seine Nachkommen.

Die Herakliden gelobten ihrem Schirmer Demophoon ewige Dankbarkeit und verließen nun Athen wieder unter Anführung ihres Bruders Hyllos und ihres väterlichen Freundes Iolaos. Sie fanden jetzt allenthalben Mitstreiter und schickten sich an, in ihr väterliches Erbe, den Peloponnes, einzuziehen. Ein ganzes Jahr lang zogen sie von Stadt zu Stadt, bis sie alles außer Argos unterworfen hatten.

Während dieser Zeit wüthete eine grausame Pest, welche kein Ende nehmen wollte. Endlich erfuhren die Herakliden durch einen Götterspruch, daß sie selbst schuld an dem Unglück wären, weil sie gekommen seien, bevor sie berechtigt gewesen. Deshalb verließen sie den schon

eroberten Peloponnes wieder, kamen ins attische Gebiet und wohnten dort auf den Feldern von Marathon.

Hyllos hatte inzwischen, nach dem Willen seines sterbenden Vaters, die schöne Jungfrau Iole, um welche Herakles einst selbst geworben hatte, geheiratet und sann unaufhörlich auf Mittel, um in den Besitz seines Vatererbs zu kommen. Er wandte sich an das Orakel zu Delphi, und dieses gab ihm zur Antwort: „Erwartet ihr die dritte Frucht, so wird euch die Rückkehr gelingen.“ Hyllos deutete dieses auf die Feldfrüchte des dritten Jahres, wartete geduldig den dritten Sommer ab und fiel dann mit Heeresmacht in den Peloponnes ein.

Zu Mykene war nach dem Tode des Eurystheus der Sohn des Pelops, Atreus, König geworden. Dieser schloß bei der feindlichen Annäherung der Herakliden einen Bund mit den Einwohnern von Tegea und andern Städten, und rückte den Herannahenden entgegen. An der Landenge von Korinth standen beide Heere einander gegenüber. Aber Hyllos, immer auf Schonung bedacht, war hier wieder der erste, der sich bemühte, den Streit durch einen Zweikampf zu schlichten. Er forderte irgend einen der Feinde zum Kampfe heraus und stellte, auf den Orakelspruch vertrauend, die Bedingung, wenn er selbst seinen Gegner besiegte, so sollten die Herakliden das alte Reich des Eurystheus ohne Schwertschlag einnehmen, würde er dagegen überwunden, so sollten die Nachkommen des Herakles fünfzig Jahre lang den Peloponnes nicht mehr betreten dürfen.

Nach dieser Aufforderung erhob sich Echemos, der König von Tegea, ein Held in den besten Jahren, und nahm die Herausforderung an. Beide kämpften mit seltener Tapferkeit, zuletzt aber unterlag Hyllos, und ein finsternes Sinnen über die Zweideutigkeit des Orakelspruchs, den er erhalten, verdüsterte seine Sterbestunde. — Dem Vertrag gemäß standen nun die Herakliden von ihrer Einwanderung ab, kehrten nach dem Isthmos um und wohnten nun wieder in der Gegend von Marathon fünfzig lange Jahre.

Inzwischen war Kleodäos, der Sohn von Hyllos und Iole, ein Mann von mehr als fünfzig Jahren geworden. Da nun der Vergleich abgelaufen und ihm die Hände nicht mehr gebunden waren, machte er sich mit andern Enkeln des Herakles gegen den Peloponnes auf. Aber er war nicht glücklicher als sein Vater und kam mit seinem ganzen Heer auf diesem Feldzug um.

Zwanzig Jahre später machte sein Sohn Aristomachos einen zweiten Versuch. Auch ihn führte das Orakel durch einen zweideutigen Rat

irre. „Die Götter,“ sprach es, „verleihen dir den Sieg durch den Pfad des Engpasses.“ Er brach demgemäß über den Isthmos ein, wurde zurückgeschlagen und ließ wie Großvater und Vater das Leben.

Weitere dreißig Jahre gingen vorüber, da unternahmen die Söhne des Aristomachos, Temenos, Kresphontes und Aristodemos nochmals einen Zug. Sie zogen gottesfürchtig nach Delphi und befragten die Priesterin. Die Sprüche aber lauteten Wort für Wort, wie sie den Vätern erteilt worden waren. „Wenn die dritte Frucht abgewartet wird, so wird die Rückkehr gelingen.“ Und wiederum: „Die Götter verleihen den Sieg durch den Pfad des Engpasses.“

Klagend sprach da Temenos, der älteste der Brüder: „Diesen Sprüchen sind mein Vater, Großvater und Urgroßvater gefolgt, und es ist ihrer aller Verderben gewesen.“ Da erbarmte sich ihrer der Gott und schloß durch seine Priesterin ihnen den wahren Sinn des Orakels auf. „An all den Unglücksfällen,“ sprach sie, „sind eure Väter selbst schuld gewesen, weil sie der Götter weise Sprüche nicht zu deuten wußten. Nicht die dritte Frucht der Erde meinten diese, sondern die dritte Frucht des Geschlechtes. Die erste war Kleodäos, die zweite Aristomachos, und die dritte, welcher der Sieg prophezeit ist, das seid ihr. Unter dem Engpaß, der zum Siege führt, ist nicht der Isthmos verstanden, sondern jener weite Schlund, das dem Isthmos zur Rechten liegende Meer. Jetzt wisset ihr den Sinn der Sprüche. Was ihr tun wollt, das tut mit der Götter Glück!“

Als Temenos solche Auslegung vernahm, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er rüstete mit den Brüdern eilig ein Heer aus und baute Schiffe zu Lokri, an dem Orte, der von dieser Ausrüstung den Namen Naupaktos, d. h. Schiffswerft, bekam. Aber auch dieser Zug sollte den Nachkommen des Herakles nicht leicht werden und ihnen viel Kummer und Tränen kosten.

Als das Heer versammelt war, traf den Aristodemos, den jüngsten der Brüder, ein Blitzstrahl und machte seine Gattin Argia zur Witwe und seine Söhne Eurysthenes und Prokles zu Waisen. Als der Bruder bestattet war und das Schiffsheer von Naupaktos aufbrechen wollte, fand sich ein gottbegeisterter Seher ein, der Orakelsprüche erteilte. Die meisten aber hielten ihn für einen Zauberer und Rundschafter, der von den Peloponnesiern zum Verderben des Heeres abgesandt sei, und Hippotes, der Sohn des Phylas, ein Urenkel des Herakles, tötete ihn mit einem Wurfspeer; darüber zürnten die Götter. Die

Flotte wurde vom Sturme zugrunde gerichtet, und die Landtruppen litten unter einer Hungersnot, so daß sich allmählich das ganze Heer auflöste.

Temenos befragte auch über dieses Unglück das Orakel: „Um des getöteten Seher's willen,“ eröffnete ihm der Greis, „hat euch Unheil getroffen. Den Mörder sollt ihr des Landes verweisen und dem Dreiäugigen den Heerbefehl übertragen.“

Der erste Teil des Orakels war bald erfüllt: Hippotes mußte in die Verbannung gehen, aber der zweite Teil brachte die Herakliden in Verzweiflung. Denn wo sollten sie einen Menschen mit drei Augen finden? Sie forschten indessen unermüdlich nach einem solchen und stießen da auf Drylos, Sohn des Hämon, von ätolischem Königsgegeschlecht. Er war einäugig und ritt auf einem Maultier, das ihm sehen helfen mußte, und sie hatten so zusammen der Augen drei.

Die Herakliden fanden auch dieses seltsame Orakel erfüllt, sie wählten den Drylos zum Heerführer, griffen mit frischgeworbenen Truppen und neugezimmerten Schiffen die Feinde mit Erfolg an und töteten deren Anführer Tisamenos.

Nachdem die Herakliden in rascher Folge den ganzen Peloponnes erobert hatten, errichteten sie dem Zeus drei Altäre, worauf sie opferten, und dann begannen sie, die Städte durchs Los zu verteilen. Das erste Los war Argos, das zweite Lakedämon, das dritte Messene. Sie wurden einig, daß in einer Urne voll Wassers gelost werden solle. Da warfen Temenos und die Söhne des Aristodemos, Eurysthenes und Prokles, bezeichnete Steine hinein, der schlaue Kresphontes aber, der am liebsten Messene genommen hätte, warf eine Erbscholle in das Wasser, die sich auflöste. Es wurde nun zuerst über Argos gelost, und da kam der Stein des Temenos zum Vorschein, dann über Lakedämon, und da kam der Stein der Aristodemos'söhne. Da es nun überflüssig war, nach dem dritten zu suchen, so bekam Kresphontes Messene.

Als sie nun den Göttern opferten, wurden ihnen seltsame Zeichen zuteil, denn jeder fand auf seinem Altar ein andres Tier. Temenos fand darauf eine Kröte, die Aristodemos'söhne einen Drachen, und Kresphontes einen Fuchs. Die Wahrsager deuteten die Sache also: Wer die Kröte erhalten habe, bleibe am besten in der Stadt wohnen, denn das Tier habe keinen Schutz auf der Wanderung. Diejenigen, denen sich der Drache auf dem Altar gelagert, könnten sich über die Grenzen des Landes hinauswagen, sie würden gewaltige Kämpfer

werden. Derjenige endlich, dem der Fuchs auf den Altar gelegt worden, solle es weder mit der Einfalt halten, noch mit der Gewalt, seine Schutzwehr solle die List sein.

Die Tiere waren in der Folge die Schildwappen der Argiver, Spartaner und Messenier. Sie bedachten nun auch ihren einäugigen Heerführer Drylos und gaben ihm als Belohnung das Königreich Elis. Vom ganzen Peloponnes blieb allein das bergige Hinterland Arkadien unbeseigt durch die Herakliden. Von den drei Reichen aber, die sie auf dieser Halbinsel begründeten, hatte nur Sparta eine längere Dauer. Zu Argos hatte Temenos dem Deiphontes, auch einem Heraklesensel, seine Lieblingstochter Hyrnetho zur Ehe gegeben und zog ihn in allem zu Rat, so daß man vermutete, daß er ihm die Herrschaft zuwenden wolle. Darüber ärgerten sich seine Söhne, verschworen sich gegen ihn und erschlugen ihren Vater. Die Argiver erkannten zwar den ältesten Sohn als König an, aber sie beschränkten die Königsgewalt so sehr, daß ihm und seinen Nachkommen wenig mehr übrigblieb als der Königstitel.

Kein besseres Los als seinen Bruder Temenos traf auch den Kresphontes, den König von Messene. Er hatte die Tochter des Arkaderkönigs Kypselos, Merope, geheiratet, unter deren zahlreichen Kindern der Knabe Apytos das jüngste war. Für seine Söhne und sich selbst erbaute er im Land eine stattliche Burg. Er selbst war ein Freund des Volkes und begünstigte dieses während seiner Regierung. Darüber empörten sich die Reichen und erschlugen ihn samt seinen Söhnen bis auf den jüngsten, Apytos. Diesen rettete die Mutter zu ihrem Vater nach Arkadien, wo er heimlich erzogen wurde. In Messenien hatte sich indessen Polyphontes, ebenfalls ein Heraklide, des Thrones bemächtigt, und Kresphontes' Witve gezwungen, ihm ihre Hand zu reichen. Da wurde es ruchbar, daß noch ein Thronerbe, ein Sohn des Kresphontes, am Leben sei, und der neue König setzte einen hohen Preis auf seinen Kopf. Aber niemand wollte oder konnte ihn verdienen, denn es ging nur das unbestimmte Gerücht, und man wußte nicht, wo der Geächtete zu suchen wäre.

Mittlerweile wuchs Apytos zum Jüngling heran, verließ heimlich den Palast seines Großvaters und traf, ohne daß es jemand ahnte, in Messene ein. Der Jüngling hatte von dem Preise gehört, der auf den Kopf des Apytos gesetzt sei. Da faßte er sich ein Herz, kam als ein selbst von der Mutter nicht gekannter Fremdling an den Hof des Polyphontes und sprach in Gegenwart Meropes zu ihm: „Ich bin erbötig,

Herr, den Preis zu verdienen, den du auf das Haupt des Sohnes des Kresphontes gesetzt hast. Ich kenne ihn so genau wie mich selbst und will ihn dir in die Hände liefern."

Die Mutter erblaßte, als sie dieses hörte, und sandte so schnell als möglich einen vertrauten Diener nach Arkadien, um ihren Sohn zu sichern oder ihn herbeizurufen, damit er sich an die Spitze der Bürger stelle, denen sich Polyphontes durch seine Härte verhaßt gemacht hatte, und den väterlichen Thron wieder erringe.

Der Diener fand den Kypselos und das ganze Königshaus in großer Aufregung, denn sein Enkel Apantos war verschwunden, und niemand wußte, was aus ihm geworden war. Trostlos eilte der Diener nach Messene zurück und erzählte der Königin, was geschehen. Beide glaubten nun sicher, daß der Fremdling den armen Apantos in Arkadien ermordet und seinen Leichnam verborgen habe. Sie besannen sich nicht lange, und da dem Fremden von Polyphontes Herberge in der Königsburg gewährt worden war, betrat die Königin und ihr Vertrauter, mit einer Art bewaffnet, nachts die Kammer des Gastes, um ihn zu erschlagen. Der Jüngling schlief sanft, und der Mond beleuchtete hell sein Antlitz. Da vermeinten sie beide, in den Zügen des Schlummern den eine große Ähnlichkeit mit dem Knaben Apantos zu entdecken, die Königin ließ die schon erhobene Art wieder sinken und warf sich, unter lautem Schluchzen seinen Namen rufend, über das Bett ihres Sohnes, der erwachte und bald der Mutter eingestand, daß er in der That Apantos sei.

Nachdem sie sich lange in den Armen gelegen, entdeckte ihr der Sohn, daß er gekommen sei, nicht um sich den Mördern in die Hände zu liefern, sondern um diese zu bestrafen und mit Hilfe der Bürger seinen Thron für sich zurückzuerobern. Er verabredete hierauf gemeinschaftlich mit den beiden, wie sie sich an dem verhaßten Polyphontes rächen wollten. Merope legte Trauerkleider an und berichtete ihrem Gatten, daß sie soeben die Trauerbotschaft von dem Tod ihres letzten Sohnes erhalten habe. Sie sei fortan bereit, mit ihm in Frieden zu leben und des früheren Leides nicht mehr zu gedenken.

Der Tyrann ging in die Schlinge. Er erklärte vergnügt, den Göttern ein Dankopfer bringen zu wollen dafür, daß alle seine Feinde jetzt vertilgt seien. Als nun die ganze Bürgerschaft auf öffentlichem Markt erschienen war (mit widerwilligem Herzen, denn das gemeine Volk hatte es nur mit Kresphontes gehalten und betrauerte auch tief

den Apptos, in dem es seine letzte Hoffnung verlor), da überfiel Apptos den opfernden König und stieß ihm den Stahl ins Herz.

Flint war da Merope bei der Hand und zeigte dem Volk in dem Fremdling den tot geglaubten Apptos, den rechtmäßigen Erben des Thrones. Das Volk begrüßte ihn jubelnd, und noch an demselben Tage nahm der Jüngling den erledigten Thron ein. Er bestrafte sofort die Mörder seines Vaters und seiner Brüder und gewann sich im Fluge durch sein offenes, mildes Wesen selbst die Herzen der vornehmsten Messenier, wie durch seine Freigebigkeit alle, die zum Volke gehörten, und erwarb sich solches Ansehen, daß sich seine Nachkommen nach ihm Apptiden nannten.



Die Sagen von Troja und Odysseus.

Der Kampf um Troja und die Heimfahrt der Griechen.

In uralten Zeiten stand unfern des Hellespontos in fruchtbarem, von den Flüssen Skamandros und Simois durchströmtem Gesilde Kleinasiens die mächtige Stadt Troja mit der gewaltigen Burg Pergamos, auf welcher der König Priamos mit seiner Gattin Hekabe oder Hekuba und zahlreichen Söhnen und Töchtern hauste und die Völker der Troer oder Dardaner beherrschte.

Einer seiner Söhne, Alexandros oder Paris genannt, war ein Jüngling von großer Schönheit. Als er einmal im Idagebirge die Herden seines Vaters weidete, erwählten ihn die drei reizendsten Göttinnen des Olymp, Here, Athene und Aphrodite, zum Schiedsrichter und legten ihm die Frage vor, welche von ihnen die schönste sei. Jede suchte ihn durch Versprechungen zu gewinnen, er aber erkannte den Preis der Aphrodite zu, die ihm als Göttin der Liebe dafür die schönste aller Frauen versprochen hatte.

Durch diesen Spruch hatte sich Paris die Here und Athene zu Feindinnen gemacht, und sie, die ihm früher gewogen waren, hielten ihn nun nicht ab, die frevelhafte Tat zu vollführen, zu der ihn bald darauf Aphrodite reizte und die ihm und seinem Volke Verderben brachte.

Die schönste aller Frauen war nämlich Helena, die Gattin des Lakedämonierkönigs Menelaos, welche Zeus, als ihr Vater, mit göttlichem Liebreiz geschmückt hatte. Paris war nach Lakedämon gefahren und dort gastlich aufgenommen worden, aber nicht achtend des Gastrechts, verleitete er die schöne Fürstin, Gemahl und Kinder zu verlassen und samt Gefinde und Schätzen mit ihm nach Troja zu entfliehen.

Die Freveltat konnte nicht ungerächt bleiben, und Menelaos eilte zu seinem Bruder Agamemnon, dem mächtigen Herrscher von Mykene, der die Könige und Fürsten von Hellas zu einem Heerzug gegen Troja aufbot.

Unter ihnen war auch der Ithakerkönig Odysseus, der Sohn des Laertes, der zwar keine große Macht besaß, aber wegen seiner Tapferkeit und mehr noch wegen seiner Klugheit und List sehr gepriesen war. Er begab sich mit Menelaos nach Troja, um zu versuchen, die geraubte Helena samt ihren Schätzen auf gültlichem Wege wiederzuerlangen, aber seine Beredsamkeit vermochte so wenig wie die Drohungen des Menelaos, Helena wurde nicht ausgeliefert.

Da segelte denn das große Heer der Griechen oder Achäer, das sich in Aulis gesammelt hatte, nach Troja, und bald begann der gewaltige und langdauernde Kampf der Achäer gegen die Dardaner. Die außerordentlich feste, durch hohe Mauern und starke Tore geschützte Stadt war schwerer zu bewältigen, als die Griechen geglaubt hatten, da für den König Priamos und seine Söhne nicht nur die Troer, sondern auch zahlreiche Bundesgenossen kämpften, die unter der Oberleitung des tapferen Hektor, des ältesten Sohnes des Königs Priamos, alle Angriffe der Feinde abwehrten.

Neun Jahre hatte so der Kampf mit wechselndem Erfolge gedauert, da brach im zehnten Jahre zwischen dem obersten Völkerfürsten Agamemnon und dem Sohne des Peleus, Achilleus, dem stärksten und kühnsten Helden der Achäer, ein Zwist aus, der für alle verderblich zu werden drohte. Agamemnon hatte dem Achilleus die holde Briseis, die ihm vorher als Beute zugeteilt worden war, in rücksichtsloser Weise aus dem Zelte wegnehmen lassen, da er selbst genötigt war, die Tochter des Apollonpriesters Chryses, um den Zorn des Gottes zu besänftigen, dem Vater wieder zurückzugeben.

Achilleus, aufs höchste erbittert, weigerte sich, noch ferner zu kämpfen, und ließ durch seine Mutter Thetis den Donnerer Zeus anflehen, daß fürderhin der Sieg den Troern zuteil werden möge. Zeus

erhörte die Bitte, und die Achäer kamen nun, durch Hektor bis in die Nähe der Schiffe verfolgt, in die höchste Not.

Da sandte Agamemnon den Odysseus mit Ajax und Phönix (dem Erzieher des Achilleus) zu dem zürnenden Peliden, aber vergebens bot Odysseus seine Beredsamkeit auf, Achilleus blieb unerbittlich und versagte seine Hilfe auch, als Hektor das Lager der Achäer erstürmte und die Schiffe mit Feuer bedrohte. Mit der Kraft der Verzweiflung kämpften die Griechen unter der Führung des Telamoniers Ajax um ihre Schiffe, aber erst, als eines derselben in Flammen aufloderte, gewährte Achilleus die Bitte seines Freundes Patroklos und gestattete ihm, in seiner (des Achilleus) Rüstung mit seinen Kriegern, den Myrmidonen, den bedrängten Freunden zu Hilfe zu eilen.

Patroklos, der für Achilleus gehalten ward, trieb die erschreckten Troer aus dem Lager, wagte sich aber bei der Verfolgung zu weit vor und wurde von Hektor erschlagen und der Rüstung beraubt.

Was alle Bitten nicht erreicht hatten, das bewirkte nun der Schmerz und die Rachewut des Peliden. Achilleus versöhnte sich mit Agamemnon und stürzte, auf dringendes Bitten seiner Mutter Thetis von dem Gotte Hephästos mit einer neuen prächtigen Rüstung versehen, grimmig hinein in die Schlacht. Alle, die sein Arm erreichte, waren verloren, weshalb die Troer sich schleunig hinter die schützenden Mauern zurückzogen.

Hektor allein wagte sich trotz des Jammers seiner greisen Eltern wieder vor die Tore, um den grimmigen Gegner zu erwarten, aber sein tapferer Widerstand fruchtete nichts. Er fiel, von dem Speere des Peliden durchbohrt, dessen Grimm so stark war, daß er ihn noch an dem Toten ausließ und Hektors Leichnam, an den Streitwagen gebunden, mit seinen Rössen um die Mauern Trojas schleifte.

Nach der Bestattung des Patroklos endlich ließ er sich durch das Flehen des Priamos bestimmen, den Leichnam Hektors auszuliefern, der von den Troern feierlich bestattet wurde.

Achilleus freute sich nicht lange seines Sieges über Hektor, er fiel, durch den Pfeil des Paris, dem Apollo Beistand leistete, an der an ihm einzig verwundbaren Stelle, an der Ferse, tödlich getroffen, und nur nach einem furchtbaren Kampfe, bei dem sich auf seiten der Griechen vornehmlich Ajax und Odysseus hervorgetan, konnten die Griechen die Heldenleiche retten. Siebzehn Tage und Nächte klagten die Götter und Menschen um den herrlichen Helden, und nachdem sodann am acht-

zehnten Tage der Leichnam verbrannt worden war, wurde seine Asche in der Urne, welche die Reste des Patroklos barg, verwahrt. Thetis ließ nach der Bestattung noch großartige Leichenspiele zu Ehren ihres großen Sohnes aufführen und setzte dabei seine Rüstung als letzten und schönsten Preis für denjenigen aus, der am tapfersten um seine Leiche gekämpft habe. Auf diesen Preis machten Ujar, der Sohn Telamons, und Odysseus Anspruch, und da keiner zurücktreten und dem anderen weichen wollte, wurden gefangene Troer zu Schiedsrichtern ernannt. Diese sprachen, von Pallas Athene bestimmt, ihrem Günstling Odysseus den Preis zu, worauf der an seiner Ehre gekränkte Ujar sich selbst den Tod gab. Der Hingang dieses so wackeren und tapferen Helden war für die Achäer nach Achilleus' Tod ein unerseßlicher Verlust, und sie mußten sich nach frischen Kräften umsehen, um die Troer nicht das Übergewicht gewinnen zu lassen. Es wurde deshalb Odysseus entsandt, dem es auch gelang, den Sohn des Achilleus, den starken Neoptolemos, und den berühmten Bogenschützen Philoktetes zur Fahrt nach Troja zu bereeden.

Die Einnahme der festen Stadt wollte aber trotzdem nicht gelingen. Da ersann Odysseus eine wundersame List: Er ließ durch den kunstfertigen Epeios ein ungeheuer großes Roß von Holz bauen, das im Innern Raum für eine ganze Schar Helden bot. Dann schlich er, als Bettler verkleidet, nach Troja und kehrte, nachdem er alles erpäht hatte, glücklich wieder zu den Seinen zurück. Er bewog hierauf die Achäer, Feuer in die Zelte zu werfen und mit den Schiffen ins Meer hinauszufahren, gleich als wäre die Belagerung aufgehoben. Er selbst aber mit Menelaos, Agamemnon, Diomedes, Neoptolemos und den besten der andern Helden verbarg sich in dem Bauche des Rosses, das von den Troern für ein wunderkräftiges Götterbild gehalten und durch die deshalb gebrochene Mauerbreche in die Stadt gezogen wurde.

Vergeblich hatte der Priester Laokoön vor dem verderblichen Rosse gewarnt; die sorglosen Troer unterließen alle Vorsichtsmaßregeln, und die in dem Rosse verborgenen Helden konnten so im Dunkel der Nacht ihr Versteck verlassen und die schlummernden Troer im Verein mit den auf den Schiffen zurückgekehrten Freunden überfallen.

Priamos und sein ganzes Haus, wie auch die meisten Bewohner der Stadt wurden erschlagen und die Stadt verbrannt, die Weiber und Kinder und die Schätze Trojas aber wurden als gute Beute auf

die Schiffe geschleppt, wohin sich Helena, die von Odysseus und Menelaos gleich zuerst in Sicherheit gebracht war, ebenfalls begeben hatte.

Die Heimfahrt wurde nun alsbald angetreten, aber nicht alle Helden durften sich einer fröhlichen Rückkehr erfreuen. Ajax, der Lokrer, wurde von dem zürnenden Poseidon während der Rückfahrt im furchtbaren Meeresturm vernichtet, Menelaos jahrelang durch Stürme in fernen Landen zurückgehalten, Agamemnon aber von seiner ungetreuen Gattin Klytämnestra und ihrem verbrecherischen Genossen Agisthos gleich nach der Ankunft im Hause ermordet.

Auch dem klugen Odysseus war viel Leid und Kummer beschieden, ehe er zur Heimat zurück durfte, denn die Stürme, welche der Zorn der Götter dem Heimkehrenden erregte, verschlugen auch ihn in ferne Lande. Die wunderbaren Abenteuer nun, die er auf diesen Fahrten erlebte, sollen in den nächsten Abschnitten geschildert werden.

Die Irrfahrten des Odysseus.

Odysseus bei den Rikonen und Zyklopen (Ryklopen).

Von Trojas Gestade weg führte der Wind den Helden mit seinen Genossen nach der Rikonenstadt Ismaros, die sie mit Sturm einnahmen. Die Männer wurden getötet, die Frauen samt der andern Beute verteilt. Odysseus wollte sich nun nach dem Gebote der Klugheit davonmachen, aber seine unbesonnenen Begleiter blieben schwelgend bei der Beute sitzen, und die entflohenen Rikonen, durch ihre landeinwärts wohnenden Landsleute verstärkt, überfielen sie beim Schmaus am Gestade. Die Übermacht siegte. Sechs Freunde von jedem Schiffe blieben auf dem Plage, die anderen entgingen dem Tode nur durch schleunige Flucht. Also steuerten sie weiter, froh, der Todesgefahr entronnen zu sein, aber tief traurig über den Verlust ihrer Genossen. Da sandte Zeus einen Orkan aus Norden. Meer und Erde hüllten sich in Wolken, mit gesenkten Masten flogen die Schiffe dahin, und ehe die Segel eingezogen waren, krachten die Stangen, und die Segeltücher zerrissen in Stücke. Endlich arbeiteten sich die Griechen ans Gestade und lagen dort zwei Tage und zwei Nächte vor Anker, bis sie die Masten wieder aufgerichtet und neue Segel ausgespannt hatten. Sie steuerten rüstig vorwärts und hatten alle Hoffnung, in die Heimat zu gelangen, als plötzlich, da sie eben um das Vorgebirge Maleia herumschifften, der Wind umschlug und sie in die offene See hinausgetrieben wurden.

Sie wurden neun Tage vom Sturme herumgeschleudert, am zehnten gelangten sie endlich an das Ufer der Lotophagen, die sich einzig von der Lotosfrucht nähren. Hier stiegen sie ans Gestade und nahmen frisches Wasser ein. Dann sandten sie zwei Genossen auf Rundschau aus, die bald in die Volksversammlung der Lotophagen kamen und von dem gutmütigen Völklein aufs freundlichste empfangen wurden. Die Frucht des Lotos, welche den Gästen vorgesetzt wurde, war von eigentümlicher Wirkung. Sie schmeckte süßer als Honig, und die Männer wollten nach deren Genuß nichts mehr von der Rückkehr zum Schiffe wissen, sondern immer in dem Lande bleiben. Sie mußten mit Gewalt zu dem Schiffe zurückgebracht werden und weinten und jammerten, als Odysseus wieder vom Strande wegfuhr.

Auf der weiteren Fahrt kamen sie nun zu dem trogigen, wildlebenden Volke der Zyklopen. Diese bebauen das Land nicht, sondern überlassen alles den Göttern. Es wächst aber dort trotzdem alle mögliche Nahrung ohne Zutun des Ackerbauers: Weizen, Gerste und die edelsten Reben voll großbeeriger Trauben, und Zeus gibt durch milden Regen seinen Segen dazu. Odysseus und seine Leute verweilten den ganzen Tag an dem lieblichen Ufer einer gegenüberliegenden, mit wilden Ziegen bevölkerten Insel. Auf diese machten sie Jagd und taten sich dann bis zum späten Abend an dem frischen Ziegenfleisch und altem Weine, den sie in der Rikonenstadt erbeutet hatten, gütlich.

Am andern Morgen wandelte Odysseus die Lust an, das gegenüberliegende Ufer auszukundschaften, von dessen Bewohnern, den Zyklopen, er noch nichts wußte, und er fuhr deshalb mit erlesenen Genossen auf seinem Schiffe hinüber. Als er dort landete, sah er am äußersten Meeresstrand eine hochgewölbte Felsenhöhle, ganz mit Lorbeergesträuch überschattet, und ringsumher war ein Gehege von eingerammten Steinen, hohen Fichten- und Eichenstämmen.

In dieser Umzäunung hauste ein riesiger Mann, der seine Herde meistens auf fernen Weiden umhertrieb, nie mit anderen umging und immer nur Böses im Sinne hatte. Das war der Zyklop Polyphemos. Odysseus musterte das Gestade und wählte sich zwölf seiner mutigsten Freunde aus, während die anderen zur Hütung des Schiffes an Bord blieben, und nahm einen Schlauch des besten Weines mit sich, den ihm ein Priester Apollon in der Rikonenstadt geschenkt hatte, weil sein Haus verschont worden war. Auch gute Kost führten sie mit und gedachten, damit den Zyklopen zu firren.

Als sie an der Felsenkluft angekommen waren, fanden sie ihn selbst nicht zu Hause, denn er war bei seinen Herden auf der Weide. Sie traten deshalb in die Höhle ein und staunten ob der inneren Einrichtung. Da standen Körbe, von mächtigen Käselaiben strotzend, umher. In den Ställen, die in der Grotte angebracht waren, stand es gedrängt voll von Lämmern und Ziegen. Körbe lagen da, Kübel voll Molken, Bütten, Eimer zum Melken. Anfangs wollten die Genossen des Odysseus von dem Käse nehmen, soviel sie konnten, und sich davonmachen, aber der Held war zu neugierig, den seltsamen Bewohner selbst kennen zu lernen, und wollte lieber ein Gastgeschenk erwarten, als mit einem Raube von dannen ziehen. Sie zündeten deshalb ein Feuer an und opferten, nahmen auch etwas von dem Käse und aßen davon, dann warteten sie, bis der Riese herankäme.

Endlich nahte er, auf seinen gewaltigen Schultern eine ungeheure Last trockenen Holzes tragend, das er gesammelt, um sich seine Abendmahlzeit zu kochen. Er warf das Holz zu Boden, daß es krachte und die Eindringlinge sich ängstlich in den äußersten Winkel der Grotte versteckten. Sie sahen nun, wie er seine Herde in die Höhle eintrieb, doch ließ er die meisten Widder und Böcke draußen in dem eingeehten Vorhof.

Nun rollte er ein mächtiges Felsstück vor den Eingang, das wohl zwanzig vierräderige Wagen nicht hätten von der Stelle schaffen können. Dann setzte er sich gemächlich auf den Boden, melkte der Reihe nach die Schafe und Ziegen, machte die eine Hälfte der Milch mit Lab (Feigensaft, der in die Milch zum Gerinnen gemischt wird) gerinnen, formte Käse daraus und stellte sie in Körben zum Trocknen hin, die andre Hälfte verwahrte er in großen Geschirren zum täglichen Trunke. Als er mit allem fertig war, machte er sich ein Feuer an, und nun geschah es, daß er die fremden Gäste erblickte. Auch sie sahen jetzt seine Riesengestalt genau. Er hatte, wie alle Zyklopen, nur ein einziges, funkelndes Auge mitten in der Stirn, Beine wie tausendjährige Eichenstämme und Arme und Hände, groß genug, um mit Granitblöcken Ball zu spielen.

„Wer seid ihr, Fremdlinge?“ rief er mit seiner rauhen Stimme, die wie der Donner im Gebirge klang, „woher kommt ihr über das Meer gefahren? Ist Seeräuberei euer Geschäft oder was treibt ihr?“ Bei dem Gebrüll bebte allen das Herz im Leibe, Odysseus aber nahm sich zusammen und entgegnete: „Ach nein! Wir sind Griechen, kommen

von der Zerstörung Trojas zurück und haben uns während der Heimfahrt auf dem Meere verirrt. Wir nahen schutzfliehend deinen Knieen. Scheue die Götter und erhöre uns, denn Zeus beschirmt die Schutzfliehenden und rächt ihre Mißhandlung!"

Aber der Zyklop erwiderte mit gräßlichem Lachen: „Du bist ein rechter Tor, o Fremdling, und weißt nicht, mit wem du es zu tun hast. Meinst du, wir kümmern uns um die Götter und ihre Rache? Was gilt den Zyklopen Zeus und alle Götter miteinander! Will mein eigenes Herz nicht, so schone ich weder dich noch deine Freunde. Doch sage mir jetzt, wo du das Schiff geborgen hast, auf dem ihr hierher gekommen seid. Wo liegt es vor Anker?“ So fragte der Zyklop voll Arglist. Odysseus aber entgegnete mit Schlaueit: „Unser Schiff, guter Mann, hat der Erderschütterer Poseidon nicht weit von Eurem Ufer an die Klippen geworfen und zertrümmert, ich allein mit diesen zwölf Genossen bin entronnen.“

Auf dieses hin erwiderte der Unhold gar nichts, sondern streckte nur seine Riesenhände aus, packte zwei von den Männern und schlug sie zu Boden, daß ihr Blut und Gehirn auf die Erde spritzte. Dann zerhackte er sie Glied für Glied und fraß sich an ihnen satt, wie ein Löwe an seiner Beute. Nachdem sich der Unhold seinen Bauch gefüllt hatte, warf er sich der Länge nach in der Höhle auf den Boden und schnarchte. Odysseus besann sich, ob er nicht auf ihn losgehen und ihm das Schwert zwischen Zwerchfell und Leber in die Seite stoßen sollte. Aber er bedachte sich schnell eines Besseren. Denn was hätte das geholfen? Wer hätte den unermesslichen Stein von der Höhle gewälzt? Sie hätten zuletzt alle des jämmerlichsten Todes sterben müssen. Deshalb ließen sie ihn schnarchen und erwarteten in dumpfem Bangen den Morgen.

Als dieser erschien, erhob sich der Zyklop, zündete ein Feuer an und begann zu melken. Als er zu Ende war, packte er wieder zwei der Männer und verzehrte sie wie das erstemal zum Frühstück. Dann trieb er, nachdem er den Stein hinweggehoben, die Herde aus der Höhle, ging selbst hinaus und schob den Stein wieder vor den Eingang. Sie hörten ihn mit gellendem Pfeifen die Herde in die Berge treiben und blieben in Todesangst zurück, denn jeder erwartete, daß das nächste Mal die Reihe, gefressen zu werden, an ihn kommen werde. Odysseus selbst bewegten fortwährend Pläne in seiner Seele, wie er es angreifen sollte, das Ungeheuer unschädlich zu machen. Endlich kam ihm ein

glücklicher Gedanke. In der Höhle lag die mächtige Keule des Zyklopen aus grünem Olivenholz, die er sich gehauen hatte, um sie zu tragen, wenn sie dürr geworden wäre. Sie war an Stärke dem Mast eines großen Schiffes gleich. Von dieser Keule hieb sich Odysseus einen Pfahl von der Dicke, wie eine Faust ihn umspannen kann, reichte ihn den Freunden und hieß sie denselben glatt schaben, dann schärfte er ihn oben ganz spitz zu und brannte ihn in der Flamme hart. Darauf loften die Männer, wer es wagen sollte, dem Ungeheuer den Pfahl ins Auge zu stoßen, wenn es im Schläfe läge. Das Los traf gerade die vier tapfersten Freunde, die sich Odysseus selbst ausgewählt hatte, und er selbst wollte als fünfter dabei sein.

Am Abend kam der greuliche Girt wieder heim. Diesmal ließ er nichts im Vorhof, sondern trieb alles miteinander in die Höhle, er fügte aber wie bisher den Stein in die Öffnung, tat alles wie sonst und verzehrte auch wieder zwei der Männer.

Inzwischen hatte Odysseus eine hölzerne Kanne mit dem Wein aus seinem Schlauche gefüllt, näherte sich damit dem Zyklopen und sprach: „Da, nimm und trink! Du sollst erfahren, was für ein köstliches Getränk wir auf unserem Schiffe führten. Ich brachte den Wein mit, um ihn dir zu spenden, wenn du Erbarmen mit uns hättest und uns hereinließe. Aber du bist ja ein ganz entsetzlicher Mensch, wie mag dich künftig ein andrer Fremdling besuchen! Nein, du bist nicht billig mit uns verfahren!“

Der Zyklop nahm die Kanne, ohne ein Wort zu sprechen, und leerte sie mit durstiger Kehle. Man sah ihm das Entzücken an, in welches ihn die Süßigkeit und Kraft des Trankes versetzte. Als er fertig war, sprach er zum erstenmal freundlich: „Fremdling, gib mir noch eins zu trinken und sag' mir auch, wie du heißt, damit ich dich auf der Stelle mit einem Gastgeschenk erfreuen kann. Denn auch wir Zyklopen haben Wein hierzulande. Damit du aber auch erfährst, wen du vor dir hast, so wisse, mein Name ist Polyphemos.“

Gern gab Odysseus ihm nochmals zu trinken. Ja, dreimal schenkte er ihm die Kanne voll, und dreimal leerte sie, keine Tücke ahnend, der Zyklop. Als ihm der Wein den Geist zu umnebeln begann, sprach Odysseus in schlauer Weise: „Meinen Namen willst du wissen? Ich heiße Niemand. Niemand nennen mich meine Eltern und alle meine Freunde.“ — „Nun sollst du auch dein Gastgeschenk erhalten,“ lachte der

Zyklop, „den Niemand verzehre ich zuletzt nach allen seinen Genossen. Bist du mit der Gabe zufrieden, Niemand?“

Mit diesen Worten taumelte er rückwärts und fiel bald ganz zu Boden. Mit gekrümmtem Nacken dehnte er sich im Rausch und schnarchte, daß die ganze Höhle widerhallte. Jetzt steckte Odysseus den Pfahl in die Glut der Asche, bis dieser selbst Feuer fing, und stieß dann den Funken-sprühenden mit den vier Genossen dem Schläfer tief ins Auge, indem er den Pfahl darin umdrehte, wie ein Zimmermann einen Balken durchbohrt. Wimpern und Augenbrauen versengte die Glut, und das erlöschende Auge zischte wie Wasser, in das heißes Eisen getaucht wird.

Grauenvoll heulte der Verlegte, daß die Höhle von dem Gebrüll erfüllt wurde und die Männer sich zitternd in dem äußersten Winkel derselben verbargen.

Polypthem schleuderte den Pfahl weit von sich und tobte wie ein Unsiniger. Dann erhob er ein neues Zetergeschrei und rief seine Stammesgenossen herbei, die im Gebirge umher wohnten. Diese kamen von allen Seiten heran und wollten wissen, was ihrem Landsmann geschehen sei. Er aber brüllte aus der Höhle heraus: „Niemand tat es mit Arglist, Niemand bringt mich um!“

Als die Zyklopen dies hörten, sprachen sie: „Nun, wenn niemand dir etwas tut, was brüllst du so? Du bist wohl krank; aber da können wir dir nicht helfen.“ So schrien sie und liefen wieder davon.

Der Blinde tappte indessen, vor Schmerzen winselnd, in seiner Höhle umher. Als der Morgen herangekommen war, nahm er den Felsstein vom Eingang, setzte sich dann neben denselben und tastete mit den Händen umher, um einen jeden zu fangen, der es versuchte, mit den Schafen zu entweichen. Odysseus aber fand einen Ausweg, der ihn und die Seinen zum Ziele führte. Es standen nämlich große, stattliche Widder mit dichtwolligem Bliese um ihn her. Diese verband er ganz heimlich mit den Ruten des Weidengeflechts, auf welchem der Zyklop schlief, zu drei und drei, und der mittlere trug unter seinem Bauch immer einen der Männer, der sich an der Wolle festhielt, indessen die beiden andern Widder, rechts und links, die heimliche Last beschirmend, einhertrollten. Odysseus selbst wählte den stattlichsten Bock, faßte ihn am Rücken, wälzte sich unter ihn und hielt die Hände fest in den gekräuselten Wollflocken. Die männliche Herbe sprang zuerst, als es heller geworden war, freudig aus der Höhle auf die Weide. Der Zyklop betastete jedem Widder sorgfältig den Rücken, an

den Bauch aber und die List des Odysseus dachte er nicht. Nun wandelte auch der letzte der Widder, der den Helben trug, langsam zur Pforte, und Polyphemus streichelte ihn über den Rücken und sprach also zu ihm: „Guter Widder, was trachst du so langsam hinter den übrigen aus der Höhle heraus? Du bist sonst immer der erste bei den Wiesenblumen und am Bache. Betrübt dich das geblendete Auge deines Herrn? O, hättest du Gedanken und Sprache wie ich, du sagtest mir, in welchem Winkel sich der Schurke mit seinem Gesindel verbirgt, dann sollte mir sein Gehirn von der Höhlenwand spritzen und mein Herz wieder froh werden von dem Leide, das der Niemand über mich gebracht hat.“

Also sprach er und ließ den Widder auch hinausgehen. Und nun waren alle Eingeschlossenen draußen. Sobald sie ein wenig von der Felskluft entfernt waren, machte sich Odysseus von dem Widder los und löste auch seine Freunde ab. Es waren nur sieben, die gerettet waren und sich nun mit herzlicher Freude umarmten, die Verlorenen jedoch beklagend. Aber laut durften sie nicht jammern, sondern sie machten sich ganz in der Stille mit den geraubten Widdern nach dem Schiffe davon. Erst als sie wieder auf den Wogen, einen Heroldsruf vom Ufer entfernt, dahinfuhren, rief Odysseus dem vor seiner Höhle stehenden Polyphemus zu: „Nun, Zyklop, sind dir deine Freveltaten vergolten worden, und du hast die Strafe des Zeus und der Götter empfunden!“

Als der Unhold dies hörte, wurde er rasend vor Grimm. Er riß einen ganzen Felsblock heraus und warf ihn nach der Richtung des Schiffes. Er hatte so gut gezielt, daß er das Ende des Steuerruders nur um ein wenig verfehlte. Von dem niederstürzenden Blocke schwall die Flut an, und die rückwärtswallende Brandung riß das Schiff ans Gestade zurück. Mit aller Gewalt mußten die Männer arbeiten, um aus dem Bereiche des Wüterichs zu entkommen. Es gelang. Als sie nun außer Wurfweite waren, rief ihm Odysseus nochmals zu: „Höre, Zyklop, wenn dich je ein Menschenkind fragt, wer dir dein Auge geblendet hat, so sollst du ihm eine richtigere Antwort geben, als deinen Landsleuten! Sag' ihm, Odysseus, der Zerstörer Trojas, habe dich geblendet, der auf der Insel Ithaka haust.“ Da rief Polyphem heulend aus: „Weh mir! So hat sich die alte Weissagung an mir doch erfüllt! Mir wurde gesagt, daß ich dereinst durch Odysseus das Gesicht verlieren sollte! Da meinte ich denn, es sollte ein stattlicher Kerl kommen, so groß und stark wie ich selber, und sich mit mir im

Kampfe messen. Aber nun ist dieser Wicht gekommen und hat mir im Rausche das Auge geblendet! Warte, Odyssens, ich will dir vom Meer-gott Poseidon, der mein Vater ist, sicheres Geleit erslehen!"

Nun begann er zu seinem Vater Poseidon zu flehen, daß er ihnen die Heimfahrt nicht vergönnen solle. „Rehrt er jemals zurück," so endete er seine Rede, „so sei es wenigstens so spät und so unglücklich als möglich, und zu Hause treffe er nichts als Elend an!"

Nach diesen Worten schleuderte er einen zweiten noch größeren Felsblock gegen das Schiff und verfehlte es wiederum nur um wenigens. Sie widerstanden aber dem Gegenstoß der Flut und ruderten getrost vorwärts. Bald waren sie an der Insel angekommen, wo die übrigen Schiffe geborgen in der Bucht lagen, und die Freunde sie sehnlich erwarteten. Mit lautem Freudenruf wurden sie empfangen, und ihr erstes Geschäft war, die Widder des Zyklopen, die sie mitgenommen hatten, unter die Genossen zu verteilen. Der Widder aber, unter dessen Bauch Odyssens entflohen war, wurde dem Zeus zum Opfer gebracht. Jedoch der Gott verschmähte das Opfer und blieb der Heldenschar ungünstig gesinnt. Sein Wille war, daß alle außer Odyssens untergehen sollten.

Doch davon hatten sie keine Ahnung. Sie saßen den ganzen Tag, bis die Sonne sank, vergnügt beieinander und schmauseten und tranken, als wären sie aller Sorgen ledig. Dann legten sie sich am Strande zum Schlummer nieder und schliefen beim Wogenschlag ein. Sobald sich der Himmel wieder rötete, saßen sie alle auf den Ruderbänken und ruderten weiter, der Heimat entgegen.

Odyssens bei Kolos, Kirke und im Hades.

Sie gelangten nun an eine Insel, welche Kolos, der Sohn des Hippotes, bewohnte. Dieser hatte sechs Söhne und sechs Töchter und feierte mit ihnen alle Tage ein Fest. Der gute Fürst beherbergte die Griechen einen ganzen Monat und befragte sie aufs eingehendste über Troja, die Macht der Griechen und ihre Heimkehr. Als sie ihn endlich um die Einwilligung zur Heimfahrt baten, bezeugte er sich höchst willig und schenkte dem Odyssens einen dicken Schlauch, in den sämtliche Winde eingeschlossen waren, denn er war von Zeus zum Verwalter der Winde bestellt und wollte dem Helden hierdurch eine besonders günstige Heimfahrt bereiten, zu welchem Zweck er den Schiffen den sanftesten Westwind nachwehen ließ. Die Fahrt ging herrlich von-

statten, und in der zehnten Nacht waren sie so nahe an Ithakas Strand gekommen, daß sie die Wachtfeuer des Ufers erblicken konnten. Da beschlich den müden Odysseus der Schlummer, und während er schlief, öffneten seine Fahrtgenossen voll Neid und Gier den Schlauch, denn sie waren der Meinung, das Geschenk des Holoß enthalte Silber und Gold die Menge.

Raum war das Band gelöst, so brausten die Sturmwinde aus dem Schlauche hervor, und die Windsbraut riß die Schiffer hinaus in die offene See.

Die Wut der Orkane warf die Fahrzeuge wieder bis an die Insel des Holoß zurück. Hier ließ Odysseus die Genossen auf den Schiffen und schritt mit einem Herold zur Burg des Fürsten, den er gerade beim Mahl antraf. Dieser staunte nicht wenig über seine Zuriückkunft. Als er aber nun auch die Ursache vernommen, erhob sich der Gebieter der Winde zornig von seinem Sitz und rief: „Verruchter! Offenbar verfolgt dich die Rache der Götter. Geh mir aus dem Hause, denn ich darf dich nicht beherbergen!“

Mit diesen Worten jagte er den Hilfesuchenden von dannen, und bekümmert schiffte Odysseus mit seinen Gefährten weiter.

Endlich kamen sie an eine Küste und zu einer turmreichen Stadt. Der Hafen war vortrefflich und von allen Seiten durch Felsen geschirmt, so daß das Gewässer in der Bucht sehr ruhig war. Sie erklimmen das felsige Ufer und schauten sich um. Da sie nirgends bebautes Feld, sondern nur Rauch, wie von einer großen Stadt, entdeckten, so schickte Odysseus zwei der besten Freunde mit einem Herold voraus. Diese fanden bald einen Weg, der sie über eine waldige Höhe in die Nähe der Stadt führte. Vor dieser begegneten sie einer wasserschöpfenden Jungfrau, über deren Größe sie sehr erstaunt waren, die ihnen aber die gewünschte Auskunft über Land, Stadt und Herrscher gab. Sie sahen Telepylos, die Stadt der Lästrygonen, vor sich, und sie selbst war die Tochter des Königs. Als sie aber nun in die Stadt und vor den Palast kamen, so erstarrten sie vor Entsetzen. Vor ihnen stand die Gattin des Lästrygonenkönigs, so riesengroß, wie der Gipfel eines Berges. Die Königin rief sogleich ihren Gemahl, und dieser griff zum Grube nach einem der Boten und befahl, ihn für sich zum Abendessen zuzurichten, denn die Lästrygonen waren Riesen und Menschenfresser.

Die zwei anderen ergriffen in der Todesangst die Flucht nach den Schiffen. Der König aber rief brüllend die ganze Stadt unter die

Waffen, und über tausend riesige Lästrygonen kamen heraus und schleuderten mächtige Felsblöcke nach den griechischen Fahrzeugen, so daß man auf den Schiffen nichts als das Geschrei Sterbender und das Zusammenkrachen getroffener Schiffsbalken hörte. Nur das Odysseus gehörige Schiff war hinter einem Felsen so angebunden, daß es von den Steinen nicht getroffen wurde. Unser Held nahm deshalb die noch übrige Mannschaft der zerschmetterten Schiffe auf und entkam mit seinem Fahrzeug unverfehrt aus dem Hafen. Die andern Schiffe aber versanken mit einer Unzahl Toter und Sterbender in die Tiefe.

Nun fuhren sie, auf einem Schiffe zusammengedrängt, weiter und kamen zu einer Insel namens Kaa. Hier wohnte eine schöne Göttin, ein Kind des Sonnengotts und der Okeanostöchter Perse. Sie hieß Kirke und hatte einen herrlichen Palast auf der Insel.

Sie fuhren in eine Bucht ein, legten das Schiff vor Anker und lagerten sich im Ufergras. Am dritten Morgen machte sich Odysseus auf den Weg, um das Land auszufundschaften. Er stieg auf einen Hügel und gewahrte Rauch, der mitten auf der Insel aus einem hohen Haus aufstieg. Er kehrte deshalb zu seinen Freunden zurück, um Späher auszusenden. Auf dem Rückweg traf er einen prächtigen Hirsch, der durstig vom Walde zum Bache hinunterstürzte. Er erlegte ihn und brachte die Beute seinen Freunden, die den erwünschten Braten sofort zurichteten und ihn in gemeinsamem Schmause verzehrten. Nachdem alle wieder gehörig erfrischt waren, theilte er seine Genossen in zwei Scharen und gab der einen sich selbst und der anderen seinen Freund Eurylochos zum Anführer. Dann schüttelten sie Lose in einem Erzhelm, welche Schar sich nach dem Hause, das Odysseus gesehen hatte, aufmachen sollte. Das Los traf die Schar des Eurylochos, und diese fand bald den herrlichen Palast der Kirke in einem lieblichen Tale der Insel versteckt. Als sie näher kamen, gewahrten sie zu ihrem Erstaunen Wölfe und Löwen vor dem Palast umherwandeln, die ihnen aber nichts zuleide taten, sondern sich langsam und schmeichelnd näherten.

Da die Tiere so zutraulich waren, faßten die Erschrockenen wieder Mut und schritten auf die Pforte des Palastes zu, aus welchem sie eine wunderschöne Stimme erschallen hörten. Es war Kirke, die zu ihrer Arbeit sang und beim Nahen der Fremdlinge an die Pforte trat und sie hereinnötigte. Nur Eurylochos blieb draußen, da er irgend einen Betrug witterte.

Die anderen aber führte Kirke gar freundlich in ihren Palast und hieß sie auf schmuken Sesseln Platz nehmen. Als bald brachten junge Dienerinnen Käse, Mehl und Honig und starken pramnischen Wein herbei, woraus ein Gericht köstlicher Kuchen geknetet wurde, aber Kirke mischte während dieser Arbeit unvermerkt unheilbringende Säfte in den Teig, durch deren Genuß alle in Schweine verwandelt wurden. Sie fingen zu grunzen an und wurden von der Zauberin in die beim Palaste befindlichen Ställe getrieben, wo ihnen Steineicheln und Kornellen als Futter vorgeworfen wurden.

Eurylochos hatte dies alles mitangesehen und eilte, so schnell er konnte, nach dem Schiffe zurück, um das schreckliche Schicksal der Armen dem Odysseus zu verkünden.

Auf diese Schreckensbotschaft hin warf der Held sofort das Schwert um die Schultern und befahl, ihn nach dem Palaste zu führen. Eurylochos aber umschlang seine Kniee und flehte ihn an, wegzubleiben. „Glaube mir,“ schluchzte er, „du kehrst selbst nicht mehr zurück und bringst auch keinen der Freunde wieder.“

Odysseus achtete seines Flehens nicht, sondern eilte sofort dem Palaste zu. Auf dem Wege begegnete ihm ein blühender Jüngling und streckte ihm den Goldstab entgegen, an welchem er sofort Hermes, den Boten der Himmlischen, erkannte. Dieser faßte ihn freundlich bei der Hand und sprach: „Was rennst du so eilig durch den Wald? Willst du gehen, deine Freunde bei der Zauberin Kirke zu erlösen? Ich bin Hermes, dir wohl gesinnt, und ich will dir hier ein Mittel an die Hand geben, dich zu bewahren.“ Er grub eine schwarze Wurzel mit milchweißer Blüte aus dem Boden, die er Moly nannte, und sprach weiter: „Mit dieser Wurzel im Gewande vermagst du dem Zaubertrug zu widerstehen. Kirke wird dir nämlich ein süßes Weinmus bereiten und ihre Zauberäfte dareinmengen. Dieses Kraut aber wird sie hindern, dich zu verwandeln. Wenn sie dich dann mit ihrem Stabe berührt, so reiß du nur das Schwert von der Hüfte und renn auf sie los, als wolltest du sie ermorden! Dann zwingst du ihr leicht einen Eid ab, daß sie keinerlei Tücke an dir übt. Du kannst alsdann ohne Gefahr bei ihr wohnen, und wenn ihr vertraut geworden seid, wird sie dir auch deine Freunde wieder zurückgeben.“

Also sprach Hermes und schied. Odysseus aber schritt nachdenklich dem Palaste der Zauberin entgegen. Sie hieß ihn freundlich eintreten, führte ihn zu einem herrlichen Thronessel und mengte sofort

in goldener Schale ihr Weinmus. Sie konnte kaum erwarten, bis er es genossen, und rief dann, ihn mit einem Stabe berührend, laut: „Fort in den Schweinestall, zu deinen Freunden!“

Als aber Odyssens jetzt mit erhobenem Schwert auf die Zauberin einstürmte, schrie sie laut auf und umfaßte flehend seine Kniee. „Wehe mir,“ rief sie, „wer bist du, gewaltiger Mann, bist du vielleicht Odyssens, von dem mir schon längst geweissagt ist? Wenn du es bist, so stecke dein Schwert ein und laß uns Freunde werden!“

Odyssens aber änderte seine drohende Stellung nicht und rief: „Ich kann nur dein Freund werden, wenn du mir einen heiligen Eid schwörst, mir auf keine Weise schaden zu wollen.“

Auf der Stelle beschwor sie, was er verlangte, und nun war er zufrieden und nahm Herberge bei ihr. Am Morgen waren ihre Dienerinnen, schöne Nymphen, damit beschäftigt, die Säle in Ordnung zu bringen. Die eine bedeckte die Sessel mit Purpurpolstern, stellte Tische davor und setzte goldene Körbe mit Speise darauf. Die andere mischte in einem Silberkrug den Wein und verteilte Becher auf den Tischen umher, von einer dritten wurde Wasser herbeigetragen und die Glut unter dem Kessel geschürt, bis das Wasser heiß war. Dasselbe mußte zu einem erquickenden Bade für den Gast dienen, und als er gekleidet und gesalbt war, sollte er in Kirkes Gesellschaft das Mahl genießen. Aber obwohl reichliche Speisen auf dem Tische standen, streckte er die Hände nicht danach aus, sondern saß schweigend seiner schönen Wirtin gegenüber. Als nun Kirke nach dem Grunde seines stummen Grames fragte, sprach er: „Welcher Mann, der für Recht ein Gefühl hat, kann sich an Speise und Trank erfreuen, solange er seine Freunde im Elend weiß! Wenn du willst, daß ich essen soll, so laß mich zuerst meine teuren Genossen sehen!“

Kirke ließ sich nicht lange bitten. Sie schloß die Ställe auf und trieb alle Inassen heraus, die sie und Odyssens in Gestalt neun-jähriger Schweine umwimmelten. Nun ging sie bei allen umher und bestrich jedes mit einem andern Saft. Auf einmal wurden alle wieder zu Männern, und zwar jünger und schöner, als sie vorher gewesen waren. Sie eilten weinend auf Odyssens zu und drückten ihm die Hand. Die Göttin aber sprach schmeichelnd zu ihm: „Jetzt, lieber Held, hab' ich dir deinen Willen getan. Tu mir nun auch den Gefallen und laß dein Schiff ans Ufer ziehen und laß es dir und deinen lieben Genossen wohl bei mir sein!“

Ihre Rede gewann sein Herz. Er suchte das Schiff und die zurückgebliebenen Freunde auf. Als er ihnen den Vorschlag machte, das Schiff ans Ufer zu ziehen und bei der Göttin einzufahren, zeigten sie sich alle willig bis auf Eurylochos, der zu ihnen sprach: „Habt ihr denn gar so großes Verlangen nach eurem Verderben, daß ihr zu der Zauberin gehen wollet, die uns alle in Schweine verwandeln und zwingen wird, in dieser scheußlichen Gestalt ihr Haus zu hüten?“

Als er diese Rede hörte, griff Odysseus zornig zum Schwerte, aber die Freunde fielen ihm in den Arm und brachten ihn zur Besinnung, worauf er von seinem Vorhaben abließ.

Sie brachen nun alle auf, und Eurylochos, durch die Drohung erschreckt, weigerte sich nicht, zu folgen. Inzwischen hatte Kirke die Freunde baden und mit neuen Kleidern versehen lassen, und sie waren ganz fröhlich beim Schmause versammelt. Bei der Ankunft umarmten und begrüßten sie sich aufs freudigste. Kirke sprach allen Mut ein und war so zuvorkommend, daß sie von Tag zu Tag vergnügter wurden und das ganze Jahr bei ihr blieben. Als dieses zu Ende war, ermahnten die Freunde den Odysseus, doch endlich der Heimkehr eingedenk zu sein. Sie bewegten ihm mit ihren Worten das Herz, und noch an demselben Abend umfaßte er Kirkes Kniee und bat sie, ihn und die Genossen heimkehren zu lassen. Die Göttin bedeutete ihm, daß sie noch vorher das Schattenreich besuchen und die Seele des Seherz Teiresias um die Zukunft befragen müßten.

Als er diesen Beschluß vernahm, fing er zu jammern an und fragte, wer ihn denn geleiten solle, denn eine Fahrt nach der Unterwelt habe noch kein Sterblicher unternommen. „Dies laß dich nicht bekümmern,“ entgegnete die Göttin, „rüste du nur den Mast und spanne die Segel aus, der Nordwind wird euch schon hintreiben! Bist du einmal am Gestade des Okeanos, der die Erde umgürtet, angelangt, so landest du an einem niedrigen Ufer, wo Erlen, Pappeln und Weiden beisammenstehen. Das ist der Hain Persephones und der Eingang zur Unterwelt. Hier wirst du eine Kluft finden, durch welche der Weg in das Schattenreich geht. Da grabst du eine Grube und opferst den abgeschiedenen Seelen zwei schwarze Schafe, ein männliches und ein weibliches. Dann werden die Seelen der Toten erscheinen, und die Schatten werden von dem Blute der Totenopfer kosten wollen. Du aber wehrst sie mit dem Schwert ab und erlaubst ihnen nicht, näherzukommen, bis du die Seele des Seherz Teiresias befragt

hast. Dann wird dieser herannahen und dir auch über deine Heimkehr den gewünschten Aufschluß geben."

Diese Rede tröstete ihn einigermaßen. Am andern Morgen versammelte er seine Freunde und wollte sie zum Aufbruch ermahnen. Nun hatte sich der jüngste von diesen, mit Namen Elpenor, vom süßen Weine Kirkes trunken, auf dem platten Dache des Palaßtes gelagert. Dort war er eingeschlummert und hatte die Nacht in festem Schlafe gelegen. Als er nun durch den Lärm der sich erhebenden und zur Versammlung eilenden Freunde plötzlich geweckt wurde, fuhr er empor und vergaß in der Betäubung, wo er war. Er taumelte vorwärts und fiel herunter, so daß ihm das Genick zerbrach und seine Seele auf der Stelle zum Hades fuhr.

Odysseus aber versammelte seine Begleiter um sich und sprach: „Ihr meint wohl, Freunde, nun gehe es geradeswegs nach Hause. Aber dem ist leider nicht so, die Göttin Kirke hat uns eine andre Fahrt vorgeschrieben: Wir sollen hinunter in das Reich des Hades."

Als die Genossen das hörten, brach ihnen fast das Herz vor Kummer, und sie jammerten laut. Aber ihre Klage half ihnen nichts. Odysseus befahl ihnen, aufzubrechen und mit ihm zum Schiffe zu gehen. Kirke war vorausgeeilt, sie hatte die zwei Opferschafe ins Schiff bringen und dort anbinden lassen und die Schar auch mit Vorräten reich versorgt. Als die Männer ankamen, schlüpfte sie ungesehen mit einem stummen Abschiedsgruß vorüber. Diese aber zogen das Schiff ins Meer und setzten sich betrübt auf die Ruderbänke. Ein günstiger von Kirke gesandter Wind blies in die Segel, und bald waren sie wieder auf hoher See, gelangten zu dem Haine Persephones, wie es Kirke bezeichnet hatte, und opferten nach ihrer Vorschrift.

Sowie das Blut aus den Gurgeln der Schafe in die Grube floß, tauchten aus der Unterwelt die Seelen der Abgeschiedenen empor. Jünglinge und Greise, Weiber und Kinder kamen, auch viele Helden mit klaffenden Wunden und blutigen Rüstungen. Scharenweise, mit hohlem Stöhnen, umflatterten sie die Opfergrube, so daß die Männer Entsetzen ankam. Odysseus riß das Schwert von der Hüfte und wehrte den Schatten, vom Opferblut zu lecken, bevor er die Seele des Teiresias befragt hatte.

Zuallererst nahte sich ihm die Seele des Elpenor, dessen Leib noch unbegraben in Kirkes Wohnung lag. Mit Tränen im Auge beschwor der Schatten den Helden, nach der Insel zurückzufahren und

ihm ein ehrliches Begräbniß angedeihen zu lassen. Odysseus versprach es, und nun nahte ihm die Seele seiner verstorbenen Mutter Antikleia, die beim Aufbruch nach Troja noch gelebt hatte. Bei ihrem Anblick mußte er weinen vor Mitleid, aber dennoch wehrte er ihr, von dem Blute zu trinken, denn die Seele des Sehers Teiresias nahte. Dieser erkannte den Odysseus sogleich und sprach: „Edler Sohn des Laertes, ziehe nur dein Schwert von der Grube zurück, damit ich von dem Opferblut trinke und dir dann dein Schicksal weissage!“ Odysseus wich bei diesen Worten von der Grube und stieß sein Schwert in die Scheide. Nun trank der Schatten von dem Blute und fing alsbald zu wahr sagen an: „Ein Gott wird dir die Heimfahrt schwer machen, du kannst dich der Hand des Erberschütterers nicht entziehen, den du durch die Blendung seines Sohnes Polyphemos schwer gekränkt hast. Dennoch soll dir die Rückkehr nicht abgeschnitten sein, wenn du deine Genossen im Zaume hältst. Zuerst landet ihr auf der Insel Thrinakia, und wenn ihr dort die heiligen Rinder und Schafe des Sonnengotts unberührt laßt, so dürfte euch die Heimfahrt wohl gelingen. Verlezt ihr sie aber, dann weissage ich deinem Schiff und deinen Freunden Verderben. Wenn du selbst auch entrinnst, so kommst du spät und einsam auf fremdem Schiff in die Heimat. Auch dort findest du Jammer: Übermütige Männer, die dein Gut verprassen und um dein Weib freien. Wenn du diese bezwungen und getödet, dann wird dir ruhiges Glück lächeln, und endlich wird dich ein friedlicher Greisentod hinwegnehmen.“

Also lautete die Weissagung des Teiresias. Odysseus dankte dem Seher und sprach weiter: „Siehe, dort sitzt die Seele meiner Mutter, aber sie redet kein Wort und schaut mich nicht an. Sag' an, was soll ich tun?“ — „Wem du jetzt gestattest,“ entgegnete er, „dem Blute zu nahen, der wird mit dir reden und dir Wahres erzählen.“ Mit diesen Worten verschwand er. Nun aber kam der Schatten Antikleias heran und trank von dem Blute. Urpötzlich erkannte sie den Sohn, heftete ihr tränendes Auge auf ihn und sprach: „Lieber Sohn, wie kamst du lebendig in die Todesnacht herab? Irst du immer noch seit Trojas Fall umher?“ Odysseus gab ihr hierüber Aufschluß und befragte sie, wie es sonst zu Hause stehe und was seine Gattin mache. „Deine Gattin,“ entgegnete Antikleia, „weilt mit unererschütterlicher Treue im Hause und weint um dich. Dein Zepter führt kein anderer als dein Sohn Telemach. Dein Vater Laertes hat sich aufs Land zurückgezogen und kommt nie mehr in die Stadt, er schläft auf Stroh den

ganzen Winter hindurch und tut dies alles aus Jammer über dein Geschick. Ich selbst bin dem Gram um dich erlegen."

Also sprach sie und machte ihn vor Sehnsucht erbeben. Als er sie aber in die Arme schließen wollte, zerrann sie wie ein Traumbild. Nun kamen andre Schatten, die von dem Blute tranken und ihr Geschick erzählten. Als diese verschwunden waren, wurde ihm ein Anblick zuteil, der sein Herz erbeben machte. Es kam die Seele des Völkerrfürsten Agamemnon heran und trank von dem Blute. Dann blickte er auf, erkannte den Odyffeus und fing zu weinen an. „Edler Odyffeus,“ sprach er, „mich hat nicht der Zorn des Meergotts, wie du wohl wähnst, verderbt. Wie man den Stier an der Krippe erschlägt, haben mich mein Weib Klytämnestra und Agisthos im Bad erschlagen, nachdem ich eben zurückgekommen war. Darum sage ich dir, zeige dich nicht allzugefällig gegen die Gattin, vertrau' ihr nicht jegliches Geheimnis an! Jedenfalls rate ich dir, heimlich am Gestade Ithakas zu landen, denn es ist keinem Weibe zu trauen!“

Mit diesen Worten wandte sich der Schatten um und verschwand. Nun kamen die Seelen des Achilleus und seines Freundes Patroklos, des Antilochos und des großen Njar. Zuerst trank Achilleus und erkannte staunend Odyffeus. Dieser erzählte ihm, warum er gekommen. Als er aber den berühmtesten der Helden auch im Hades als Gebieter der Geister selig pries, erwiderte Achilleus mißmutig: „Sprich mir nichts Tröstliches vom Tode, Odyffeus! Lieber wollte ich als Tagelöhner das Feld bestellen ohne Erbe und Eigentum, als über die sämtliche Schar der Toten herrschen.“

Auch die andern Helden standen ihm Rede. Nur der Schatten des Njar, den Odyffeus einst im Streit um die Waffen des Achilleus besiegt hatte, stellte sich zürnend seitwärts. Mit sanften Worten redete ihn Odyffeus an: „Telamons Sohn, kannst du denn auch im Tode den Unmut wegen der Rüstung nicht vergessen? Edler Fürst, bezwinde deinen Groll und rede mit mir!“ Aber der Schatten antwortete nichts, sondern ging ins Dunkle zu andern Seelen.

Nun erblickte Odyffeus auch die Schatten längst verstorbener Helden, den Totenrichter Minos, den Tityos, dem für seine Frevel zwei Geier an der Leber fraßen, den Tantalos, der dürstend mitten im Wasser stand, das ihm das Kinn bespülte, aber so oft er trinken wollte, zurückwich und versiegte. Auch den Sisyphos sah er, den vergebliche Pein abquälte; er war bemüht, ein großes Felsstück einen

Berg hinaufzuschieben, so oft er aber glaubte, es auf dem Gipfel zu haben, glitt ihm das Stück aus den Händen und rollte den Berg hinunter. Ihm zunächst stand der Schatten des Herakles, doch nur sein Schatten, denn er selbst lebt als Gemahl der Hebe ein seliges Leben unter den Göttern. Sein Schatten aber stand finster wie die Nacht und hielt den Pfeil auf der Sehne, als wolle er ihn eben abschellen. Ein prächtiges Wehrgehörn hing ihm über die Schulter.

Auch er verschwand, und nun kam noch ein ganzes Gedränge andrer Seelen. Gern hätte er den Theseus und seinen Freund Peirithoos noch gesprochen, aber bei dem Getöse der unzähligen Scharen kam ihn solche Furcht an, daß er mit seinen Genossen die Klust verließ und sich wieder dem Gestade des Okeanos zuwandte. Dann segelte er, wie er es dem Schatten Elpenors versprochen hatte, nach Kirkes Insel zurück.

Nachdem sie die Gebeine des Verunglückten zur Erde bestattet hatten, fuhren sie, von Kirke reichlich mit Vorrat versehen und vor allen Gefahren gewarnt, weiter. —

Das erste Abenteuer, das sie zu bestehen hatten, erwartete sie am Strande der Sirenen. Dieses sind sangesreiche Nymphen, die jeden bezaubern, der auf ihr Lied horcht. Sie sitzen am grünen Gestade und singen ihre Lieder den Vorüberfahrenden zu. Wer sich aber zu ihnen hinüberlocken läßt, ist ein Kind des Todes. Das Schiff hielt bei dieser Insel still, denn der Fahrwind hörte mit einem Male auf zu wehen, und das Gewässer schimmerte wie ein Spiegel. Die Männer nahmen die Segel von den Stangen, falteten sie zusammen und setzten sich ans Ruder, um das Schiff vorwärtszubringen. Odysseus verklebte ihnen die Ohren mit Wachs, daß sie nichts hörten, sie dagegen banden ihn auf sein Geheiß aufrecht an den Mast, setzten sich wieder an die Ruder und trieben das Fahrzeug getrost vorwärts. Als die Sirenen dasselbe heranschwimmen sahen, standen sie in der Gestalt reizender Mägdelein am Ufer und stimmten mit heller Kehle einen wunderbaren Sang von Troja an. Dem Helden schwoll das Herz im Busen vor Begierde, sie zu hören, und er winkte seinen Freunden, ihn loszubinden. Diese aber stürzten nur um so rascher aufs Ruder, und zwei von ihnen, Eurylochos und Perimedes, legten ihm, wie er es zuvor befohlen, noch viel stärkere Stricke an. Erst als sie ganz aus dem Bereiche der Stimmen waren, nahmen die Freunde das Wachs aus den Ohren und lösten ihm die Fesseln wieder.

Raum waren ſie etwas vorwärts gerudert, als ſie von fern eine mächtige Brandung gewahrten. Das war die Charybdis, ein täglich dreimal unter einem Felſen hervorquellender und zurückwallender Strudel, der jedes Schiff verſchlang, das in ſeinen Bereich geriet. Den Männern fuhren die Ruder vor Schrecken aus der Hand, Odyſſeus ſelbſt ſprang vom Sitz auf und ſprach den Freunden Mut ein. So warnte er ſie vor dem Strudel der Charybdis, aber von dem Ungeheuer Skylla, das gegenüber drohte, ſchwieg er weiſlich. Er befürchtete, die Geſen möchten vor Schrecken die Ruder ganz fahren laſſen und ſich in den inneren Schiffsraum drängen.

Indeſſen waren ſie mit dem Schiffe ganz nahe an die Charybdis geraten, welche die Meeresflut mit ihrem gierigen Rachen einſchlürfte und ausſpie, ſo daß das trübe Waſſergemisch ſich ganz in die Tiefe ſenkte und man in einen Abgrund von ſchwarzem Schlamm hinunterſah. Während ſie unwillkürlich zur Linken auswichen, waren ſie der Skylla zu nahe gekommen, und das ſechſköpfige Ungeheuer hatte mit einem Zuge ſechs Mann vom Borde hinweggeſchnappt. Noch aus dem Rachen heraus riefen ſie um Hilfe, einen Augenblick darauf waren ſie zermalmt.

Jetzt aber waren die anderen glücklich zwiſchen dem Strudel der Charybdis und dem Felſen der Skylla hindurchgelangt. Die von der Sonne beleuchtete Inſel Thrinakia lag vor ihnen, und deutlich hörten ſie das Gebrüll der heiligen Rinder des Sonnengotts. Odyſſeus dachte der Warnung des Teireſias und kündigte den Geſen an, daß ſie die Inſel fliehen ſollten, weil ſie dort das allerjämmerlichſte Schickſal bedrohte. Dieſe Erklärung betrübt ſie über die Maßen, und Eurylochos ſagte ärgerlich: „Du biſt doch ein graufamer Mann, Odyſſeus! Warum willſt du uns, den Müden, nicht gönnen, einen Fuß ans Land zu ſetzen und uns mit Speiſe und Trank zu erquicken? Laß uns wenigſtens dieſe Nacht am Ufer zubringen, das uns ſo gaſtlich winkt!“

Er gab ihm nach und ließ die Freunde einen Eid leiſten, daß ſie kein Rind oder Schaf des Sonnengotts ſchlachten wollten. Sie verſprachen es ihm willig, ſtiegen aus dem Schiffe, und bald war das Nachteſſen bereit.

Es mochte noch ein Drittel der Nacht übrig ſein, als Zeus einen entſetzlichen Sturm ſandte, ſo daß ſie das Fahrzeug in einer Meeresgrotte in Sicherheit bringen mußten. Einen vollen Monat waren ſie nun gezwungen, auf der Inſel zu verweilen, weil beſtändig Südwind

wehte. Solange von Kirkes Vorrat noch Speise und Trank übrig war, hatte es keine Not. Als aber alles aufgezehrt war und sich der Hunger einstellte, gingen die Männer auf den Fisch- und Vogelfang aus. Odysseus selber machte einen Ausflug längs dem Ufer, ob ihm kein Gott begegnete, der ihm einen Ausweg aus dieser Not anzeigte.

Während er fern war, erhob sich Eurylochos und gab einen verblichenen Rat. „Höret mein Wort, Freunde!“ sprach er. „Das entsetzlichste Geschick ist der Hungertod! Was bedenken wir uns, die stattlichsten von den Heliosrindern den Göttern zu opfern und uns am übrigen Fleische zu sättigen! Wenn wir nach Ithaka kommen, wollen wir den Gott schon versöhnen und ihm einen herrlichen Tempel bauen. Schickt er uns aber im Zorn einen Sturm, so will ich lieber meinen Atem in den Fluten verhauchen, als jämmerlich auf dieser Insel verstmachen.“

Diese Worte gefielen allen. Sie trieben sogleich die in der Nähe grasenden Rinder herbei, schlachteten sie und brachten die Eingeweide mit den in Fett eingewickelten Lenden den Göttern dar. Die Überreste steckten sie an Spieße und setzten sich eben zum Mahle, als Odysseus zurückkam. Da jammerte er zum Himmel empor: „Vater Zeus, welcher Tat haben sich meine Freunde vermessen, während ich fern war!“ Er schalt sie in tiefem Unmut, aber leider war alles zu spät, und die Rinder lagen geschlachtet vor ihm. Entsetzliche Wunderzeichen bezeugten den Frevel: Die Häute krochen umher, als wären sie lebendig, das rohe, halbgebratene Fleisch brüllte, wie Rinder brüllen. Doch die Hungrigen kehrten sich nicht daran. Sechs Tage hintereinander schmauseten sie. Erst am siebenten Tage, als alles Ungewitter vorüber war, stiegen sie wieder zu Schiff und fuhren in die See hinaus. Als sie das Land schon längst aus den Augen verloren hatten, breitete Zeus ein blauschwarzes Gewölk aus, und das Meer wurde immer dunkler. Plötzlich brach ein wütender Orkan los. Beide Taue des Mastbaums zerrissen, daß derselbe frachend rückwärts sank und alles Geräte in das Meer schleuderte. Darauf fuhr ein Blitz mit schmetterndem Donner auf das Schiff hernieder und zersplitterte es, so daß es voll Schwefeldampf wurde. Die Männer stürzten aus dem Fahrzeug und zappelten wie schwimmende Krähen um das Schiff her, wogten auf und nieder und versanken endlich. Bald war Odysseus allein auf dem Schiff und irrte darauf umher, bis die Seitenbalken sich vom Kiel ablösten. Der Mastbaum frachte vollends hernieder auf

den Kiel, und so fuhr das Wrack dahin. Odysseus ergriff ein ledernes Seil und band damit Mast und Kiel zusammen. Dann setzte er sich darauf und ließ sich von dem tobenden Sturme dahintreiben. Neun Tage trieb er so umher, in der zehnten Nacht brachten ihn endlich gnädige Götter auf die Insel Ogygia, auf welcher die schönge-lockte Nymphe Kalympso wohnte. Diese nahm den Helden freundlich bei sich auf und wollte ihn nimmer fortlassen.

Sieben Jahre lang hielt sie ihn so in ihren Banden, aus denen er nicht entfliehen konnte. Gram und Kummer nagten an seinem Herzen, da er sich mit allen Fibern nach der Heimat sehnte. Endlich erbarmte sich Pallas Athene ihres Lieblings, und als einst in der Götterversammlung der Feind des Odysseus, der Meererschütterer Poseidon, fehlte, bat sie ihren Vater Zeus, daß er sich des unglücklichen Dulders erbarmen und ihn wieder Haus und Heimat sehen lassen sollte. Ihre Bitte wurde erhört, und Hermes, der flinke Götterbote, eilte mit seinen Flügelschuhen nach der Insel Ogygia und befahl der Nymphe, den Helden ziehen zu lassen. Voller Jubel machte sich Odysseus sogleich daran, ein Floß zu bauen und hatte es in der kurzen Frist von vier Tagen fertig. Von Kalympso mit Vorräten wohl versehen, segelte er guten Mutes von der Insel hinweg. Bald aber gewahrte ihn Poseidon und schüttelte zornig sein Haupt. Er schwang seinen Dreizack und erregte einen gewaltigen Sturm. Die empörten Wogen schlugen über Odysseus zusammen und schleuderten ihn vom Floße hinab ins Meer. Als das Floß wieder aus dem Abgrund emportauchte, schwang er sich schnell hinein und wurde von den Wellen ziellos umhergetrieben.

Da erbarmte sich seiner endlich die Meergöttin Leukothea, und gleichsam wie ein Wasserhuhn aus dem Strudel emportauchend, setzte sie sich auf das Gebälk und sprach: „Zieh dein Gewand aus, Odysseus, umgürte dich hier mit meinem Schleier und verachte mit ihm alle Gefahren des Meeres!“ Odysseus sprang mit dem Schleier umgürtet in die Flut und setzte sich wie ein Reiter auf einen einzelnen Balken, mit dem er nun zwei Tage umhertrieb. Endlich erblickte er ein waldiges Ufer, und eine hochschwellende Woge trieb ihn von selbst dem Gestade entgegen. Mit beiden Händen umfaßte er eine Klippe, aber eine neue Brandung kam und schleuderte ihn ins Meer zurück. Er suchte sein Heil im Schwimmen und fand endlich ein bequemes Ufer und eine sichere Bucht, wo ein kleiner Fluß sich ins Meer ergoß. Gewaltig arbeitend, erreichte er das Land, aber seine Kraft war nun zu

Ende. Ohne Atem und Stimme sank er auf den Boden, aus Mund und Ohren strömte ihm das Meerwasser, und erschöpft von der fürchterlichen Anstrengung, brach er in Ohnmacht zusammen. Als er wieder aufzuatmen anfang und das Bewußtsein zurückkehrte, löste er sich den Schleier Leukotheas ab und warf ihn in die Wellen zurück, dann sank er auf den Boden nieder und küßte die wiedergewonnene Erde. Den nackten Mann fror, denn die Nachtlust wehte schneidend von Morgen her. Er beschloß, den Hügel hinanzugehen und sich in der nahen Waldung zu bergen. Hier fand er eine Ruhestatt unter zwei Olivenbäumen, die so dicht belaubt waren, daß weder Regen noch Sonne hindurchdrangen. Dort häufte sich Odysseus von gefallenem Baumblättern ein Lager, legte sich darauf und deckte sich mit Blättern zu. Ein erquickender Schlaf legte sich über seine Augenlider und ließ ihn alles überstandene Leid vergeffen.

Während er so schlummernd im Walde lag, war seine Beschützerin Athene für ihn liebevoll bedacht. Sie eilte ihm in das Gebiet der Phäaken voraus, auf deren Insel Scheria er gelandet war. In der Hauptstadt herrschte ein edler und weiser König, und zu diesem begab sich die Göttin. Sie suchte hier das Schlafgemach Nausikaa, der Tochter des Königs, auf, die an Schönheit und Anmut einer Unsterblichen ähnlich war. Athene nahte sich dem Lager der Jungfrau leise wie ein Lüftchen, trat ihr in Gestalt einer Gespielin zu Häupten und sprach: „Ei, du träges Mädchen, wie wird dich die Mutter schelten, wenn du nicht für deine schönen Gewande sorgst, die ungewaschen im Schranke liegen! Auf, erhebe dich mit der Morgenröthe, sie zu waschen! Ich will dir helfen. Du bleibst doch nicht mehr lange unvermählt, werben doch die Edelsten im Volk um dich, du schöne Königstochter!“

Sie verließ das Mädchen, das sich nun eilig vom Lager erhob und die Eltern aufsuchte. Diese waren bereits aufgestanden; der Vater begegnete ihr unter der Pforte, da faßte ihn die Tochter bei der Hand und sprach schmeichelnd: „Väterchen, willst du mir nicht einen Lastwagen anspannen lassen, damit ich meine Gewande zur Wäsche an den Fluß fahren kann?“

Der Vater gewährte gern ihre Bitte und ließ ihr von den Knechten einen geräumigen Korbwagen anspannen. Nausikaa war eine geschickte Wagenlenkerin, sie ergriff selbst die Zügel und lenkte das Gespann mit den Mägden dem anmutigen Ufer des Flusses zu. Hier ließen die

Dienerinnen die Manteltiere im Grase weiden und trugen die Gewande in die dazu gegrabenen Behälter. Dann wurde von den emsigen Mägden die Wäsche mit den Füßen gestampft, gewaschen und gewalkt, und endlich wurden alle Kleider am Meeresufer zum Trocknen ausgebreitet. Hierauf wurde ein Bad genommen und das mitgebrachte Mahl am Ufer verzehrt.

Nach dem Essen belustigten sich die Jungfrauen mit Tanz und Ballspiel auf der Wiese, Naufikaa selbst stimmte den Gesang dazu an. Wie nun die Königstochter den Ball nach einer Gespielin warf, da lenkte ihn die Göttin Athene so, daß er in das Wasser des Flusses fiel. Darüber freischten die Spielenden alle auf, und Odysseus, dessen Lager in der Nähe war, erwachte.

Gorchend richtete er sich auf, und nachdem er mit der Rechten aus dem Gehölz einen dichtbelaubten Zweig abgebrochen und seine Blöße damit bedeckt hatte, trat er, von der Not gedrängt, aus dem Dickicht hervor und erschien so unter den Jungfrauen.

Er war vom Meeresschlamm noch ganz entstellt, die Mädchen vermeinten, ein Meerungeheuer zu sehen, und flüchteten sich nach allen Seiten. Nur Naufikaa blieb stehen, denn Athene hatte ihr Mut ins Herz geflüßt. Odysseus besann sich, ob er die Kniee der Jungfrau umfassen oder aus der Ferne sie ansehen solle, ihm ein Kleid zu schenken. Er hielt das letztere für ziemlicher und rief ihr von weitem zu: „Seiest du eine Göttin oder Jungfrau, schußflehend nahe ich dir. Sieh mich gnädig an, denn ich bin in unaussprechlichem Jammer. Vom Sturm ergriffen, wurde ich auf dem Meer umhergeworfen und als Schiffbrüchiger an diese Küste geschleudert, die ich nicht kenne und wo mich niemand kennt. Erbarme dich meiner, gib mir eine Bedeckung für meinen Leib und zeige mir die Stadt, wo du wohnest! Mögen dir die Götter dafür geben, was dein Herz begehrt, einen Gatten, ein Haus und Frieden und Eintracht dazu!“

Naufikaa erwiderte auf diese Anrede: „Fremdling, du scheinst mir kein törichte Mann zu sein. Da du dich an mich gewendet hast, so soll es dir weder an Kleidung, noch an sonst etwas mangeln, was der Schußflehende erwarten kann. Ich will dir unsere Stadt zeigen und dir den Namen unseres Volkes sagen. Phäaken sind es, die dieses Land bewohnen, ich selbst bin die Tochter des Königs Alkinoos.“

Also sprach sie und gebot den Mägden, ihm Gewande zu bringen. Diese waren immer noch ängstlich und gehorchten der Herrin zagend.

Sie legten ihm Mantel und Leibrock, die sie aus den Gewanden hervorgefucht, zur Bekleidung in das Gebüsch, nahe dem Meere.

Als der Held sich nun den Schmutz und Meerschäum vom Leibe gewaschen und sich gesalbt hatte, zog er die Kleider an, die ihm wohlstanden. Dazu machte seine Beschützerin Athene, daß er schöner von Gestalt anzuschauen war. Von dem Scheitel goß sie ihm schöngelocktes Haar, und Haupt und Schulter glänzten von Anmut.

Nausikaa betrachtete die herrliche Gestalt mit Staunen und begann zu ihren Begleiterinnen: „Einer von den Göttern muß mit diesem Manne sein und ihn in das Land der Phäaken gebracht haben. Wie unansehnlich erschien er anfangs, als wir ihn erblickten, und jetzt gleicht er den Himmlischen selbst! Wohnte doch ein solcher Mann unter unserem Volk und wäre mir zum Gemahl erkoren! Aber auf, ihr Mädchen, stärket mir den Fremdling auch mit Speise und Trank!“

Dies geschah. Odysseus aß und trank und labte sich an der langentbehrten Nahrung. Hierauf wurden die getrockneten Gewande wieder sämtlich auf den Wagen gelegt, und Nausikaa nahm auf dem Sitz ihren Platz ein. Den Fremdling aber hieß sie zu Fuß mit den Dienerinnen hinter dem Wagen folgen. „Wenn wir in der Nähe der Stadt sind, guter Fremdling,“ sprach sie, „vermeide ich gern das Geschwätz der Leute, denn das Volk ist übermütig. Da könnte wohl einer, der uns begegnet, sagen: Was für ein schöner Fremdling folgt der Nausikaa? Wo fand sie den wohl? Er wird sicherlich ihr Gemahl!“ Das wäre mir ein großer Schimpf. Darum, wenn du jetzt an ein Pappelgehölz kommst, das der Athene heilig ist und aus dem ein Quell entspringt, so verweile dort ein wenig, bis du annehmen kannst, daß wir in die Stadt gekommen sind, dann folge uns nach! Du wirst den herrlichen Palast meines Vaters leicht aus den Häusern herauskennen. Dort umfasse die Kniee meiner Mutter! Wenn sie dir wohl will, darfst du sicher sein, deiner Väter Heimat wiederzuschauen.“

So sprach Nausikaa und fuhr auf dem Wagen dahin, doch langsam, daß die Mägde und Odysseus folgen konnten. Am Hain Athenes blieb der Held zurück und flehte zu seiner Beschirmerin.

Odysseus bei den Phäaken.

Die Jungfrau war in dem Palast ihres Vaters angekommen, als Odysseus den Weg nach der Stadt einschlug. Athene entzog ihm ihre

Hilfe nicht. Sie breitete rings um ihn eine Nebelhülle und erschien ihm selbst ganz nahe vor den Thoren in sichtbarer Gestalt als junges Phäakenmädchen, den Krug in der Hand.

„Töchterchen,“ redete der Held sie an, „willst du mir nicht den Weg zur Wohnung des Königs Alkinoos zeigen?“ —

„Recht gern, guter Mann,“ sagte das Mädchen, „mein hoher König wohnt ganz nahe. Aber gehe nur ganz still mit mir! Die Leute hier sind den Fremdlingen nicht sonderlich gewogen.“ Mit diesen Worten ging sie schnell voran, und Odysseus folgte, bis sie in dem Palaste standen.

Das hochragende Haus strahlte wie die Sonne. Tief hinein von der Schwelle aus erstreckten sich nach beiden Seiten Wände von gediegenem Erze. Die innere Wohnung verschloß eine goldene Pforte, goldene und silberne Hunde, Kunstwerke des Hephästos, standen rechts und links wie Wächter aufgepflanzt. Außerhalb breitete sich ein Garten aus mit Bäumen voll der saftigsten Birnen, Feigen und Granaten. Am andern Ende dehnten sich schön geordnete Beete mit Blumen aus, und zwei Quellen flossen in dem Raume, die eine durchschlängelte den Garten, die andere quoll unter der Schwelle des Hofes, und aus ihr schöpften die Bürger das Wasser.

Nachdem Odysseus all diese Herrlichkeiten bewundert, eilte er nach dem Saale des Königs. Hier waren die vornehmen Phäaken zu einem Mahle versammelt, deren Reihen Odysseus, in Nebel gehüllt, durchwandelte, bis er vor dem Königspaar angelangt war. Da zerfloß auf Athenes Wink das Dunkel um ihn her, er warf sich vor der Königin schutzfliehend nieder und rief: „O, Arete! Flehend liege ich vor dir und deinem Gemahl. Lange schon streife ich fern von den Meinen in der Verbannung umher. Mögen die Götter euch Heil und Leben schenken, so gewiß ihr mir, dem Verirrten, Wiederkehr in die Heimat bereitet!“

Also sprach der Held und setzte sich in der Nische neben dem Herde nieder. Die Phäaken schwiegen alle, bis endlich der graue Held Echeos, zu dem König gewendet, also begann: „Fürwahr, Alkinoos, es geziemt sich nicht, daß ein Fremdling in der Nische sitze. Laß ihn darum auf einem Sessel gleich uns Platz nehmen! Die Herolde sollen Wein mischen, daß wir dem Zeus, dem Beschirmer des Gastrechts, ein Tranfopfer darbringen, und die Schaffnerin mag den neuen Gast mit Speise und Trank laben.“

Die Rede gefiel dem König. Er nahm den Helden bei der Hand,

erhob ihn und führte ihn zu einem Sessel an seiner Seite. Als das Opfer dem Zeus dargebracht war, erhob sich die Versammlung, und der König lud die Gäste auf den andern Tag zu einem gleichen Freudenmahl ein. Dem Fremdling aber versprach er sichere Entsendung nach der längst entbehrten Heimat.

Als die Gäste den Saal verlassen hatten und das Königspaar mit dem Fremdling allein war, betrachtete Arete die schön gewirkten Kleider des Gastes und erkannte daran ihr eigenes Gewebe, weshalb sie ihn darüber befragte. Odysseus antwortete mit einer getreuen Erzählung seiner Abenteuer und seiner letzten traurigen Fahrt und verschwieg auch nicht die Begegnung Nausikaas und ihren Edelmuth, über den sich das Königspaar innig freute.

„Wenn doch die Götter es fügen wollten,“ sprach Alkinoos, „daß ein Mann wie du meine Tochter zur Gattin begehrte, wie gern wollte ich dir Haus und Besitzungen gewähren, wenn du bei uns bliebest. Aber das wolle Zeus nicht, daß ich dich zwingen! Nein, wenn du willst, entsende ich dich morgen schon.“

Odysseus vernahm das Versprechen mit innigem Danke, verabschiedete sich von seinen Wirten und erholte sich auf weichem Nachtlager von allen Mühen.

In der Morgenfrühe erhoben sich Alkinoos und sein Gast vom Lager. Beide gingen zum Markt und setzten sich auf zwei schön behauene Steine nieder. Noch war niemand da, nur Athene durchwandelte in Heroldsgestalt die Straßen der Stadt und trieb die Häupter des Volkes an, der Versammlung beizuwohnen. Bald füllten sich die Gänge und Sitze des Marktes mit den zusammenströmenden Bürgern. Alle schauten mit Bewunderung auf den Sohn des Laertes, dem Athene neue überirdische Hoheit in Wuchs und Gestalt verliehen hatte. Der König empfahl den Fremdling in einer feierlichen Rede dem Volk und ermunterte dasselbe, ihm ein gutes Schiff mit Rudernern zur Verfügung zu stellen. Zugleich lud er die Häupter des Volkes zu einem Festmahl ein und befahl auch, den göttlichen Sänger Demodokos dazu zu berufen.

Sofort nach der Versammlung rüsteten die Jünglinge das Schiff, brachten Mast und Segel hinein und bereiteten alles zur Fahrt. Dann begaben sie sich in den Palast. Hier waren Hallen und Höfe schon voll von Geladenen, und auch der Sänger wurde von dem Herold herbeigeführt. Das Mahl ging in festlicher Weise vor sich, und als es beendet war, hob der Sänger sein Lied an. Der Inhalt des Ge-

ſanges aber war der Zwiſt zweier Helden, deren Namen auf allen Lippen waren, des Odyſſeus und Achilleus.

Als der Held ſeinen eigenen Namen nennen und im Liede feiern hörte, mußte er das Haupt im Gewande verbergen, damit man die Tränen nicht gewahr würde, die ſich ihm aus den Augen ſtahlen. Keiner bemerkte es, als der ihm zunächſt ſitzende König, der ihn tief aufſeuzen hörte. Er ließ daher dem Geſang ein Ende machen und befahl, den Fremdling auch durch Kampffpiele zu ehren. Sofort begab ſich alles auf den Markt. Dort erhob ſich eine Menge edler Jünglinge, darunter drei Söhne des Alkinoos. Dieſe drei maßen ſich zuerſt im Wettlauf auf einer Sandbahn. Auf ihr flogen ſie nach einem gegebenen Zeichen dahin und durchſtoben das Gefilde. Klytoneos war es, der das Ziel als Sieger erreichte. Dann wurde der Ringkampf verſucht, in dieſem ſiegte der junge Euryalos, im Scheibenschwingen gewann Ekatreus, und im Fauſtkampf Laodamas.

Dieſer erhob ſich und ſprach: „Wir ſollten doch auch erforſchen, ob der Fremdling etwas von unſeren Kämpfen verſteht. Scheint er gleich von Not und Elend gebrochen zu ſein, ſo mangelt es ihm doch nicht an Stärke, deſhalb fordere ich ihn auch zum Wettſtreit auf.“

Odyſſeus aber erwiderte: „Verlanget ihr das von mir, mich zu kränken, ihr Jünglinge? Die Trübsal nagt an mir, und keine Luſt zum Wettkampf bewegt mein Herz. Mich verlangt nach nichts anderem, als nach der Heimkehr in mein Vaterland.“

Da rief Euryalos unwillig: „Du gebärdeſt dich nicht wie ein Mann, der ſich aufs Kämpfen verſteht, du magſt wohl ein Kaufherr oder Warenmaſſler ſein, als ein Held erſcheiſt du nicht.“

Odyſſeus runzelte die Stirn und ſprach: „Ich bin kein Neuling im Wettkampf, und als ich meiner Jugend und meinem Arme noch vertrauen konnte, nahm ich es mit dem Tüchtigſten auf. Jetzt haben mich Schlachten und Stürme heruntergebracht, doch du haſt mich herausgefordert, und ich will's auch ſo verſuchen.“

Alſo rief Odyſſeus und erhob ſich vom Sitze. Er ergriff eine Wurſſcheibe, größer und dicker als die, nach welchen die Phäakenjünglinge zu langen pflegten, und warf ſie kräftig, daß der Stein laut hinſauſte. Unter ſeinem Schwunge bückten ſich die Umſtehenden, und er flog weit über das Ziel hinaus.

Athene hatte in der Geſtalt eines Phäaken da, wo die Steine gefallen waren, Zeichen gelegt und ſprach nun: „Dein Zeichen kann

auch ein Blinder erkennen, Gast, so weit liegt es von allen anderen ab. In diesem Kampfe bist du sicher, nie besiegt zu werden." Odysseus freute sich, daß er einen so guten Freund gefunden habe, und sprach: „Nun, ihr Jünglinge, schleudert mir nach, so gut ihr's vermöget! Und ihr, die ihr mich so schwer beleidigt habt, kommt her und versuchet euch mit mir, in welchem Kampf ihr wollet, ich werde keinem ausweichen!"

Als die Jünglinge dieses vernahmen, verstummten sie alle, nur der König sprach: „Wohl hast du uns deine Tüchtigkeit enthüllt, Fremdling, und hinfort soll dich kein Mensch wegen deiner Stärke tadeln. Wenn du daheim bei Gattin und Kindern sitzt, so denk auch an unsere Mannhaftigkeit zurück! Als Faustkämpfer und Ringer zeichnen wir uns freilich nicht aus, aber wir siegen im Wettlauf, und auf die Schifffahrt verstehen wir uns auch; Schmaus, Saitenspiel, Reigentanz, darin sind wir gleichfalls Meister. Den schönsten Schmuck, das erquickendste Bad, das weichste Lager, dies findet man bei uns. Auf denn, ihr Jünglinge, ihr Läufer und Sänger, zeigt euch dem Fremdling, daß er zu Hause etwas von euch zu erzählen hat! Und bringt auch die Harfe des Demodokos her!" Sogleich brachte ein Herold die Harfe herbei, und nun sang der Sänger ein heiteres Lied aus dem Leben der Götter zu dem behendesten und anmutigsten Tanze, den Odysseus je gesehen hatte. Er wandte sich bewundernd zu dem König und sprach: „In der That, Alkinoos, du kannst dich der geschicktesten Tänzer auf dem ganzen Erdenrund rühmen.“

Alkinoos tat sich auf dieses Urtheil nicht wenig zugut. „Höret ihr,“ rief er, „wie der Fremdling über uns urtheilt? Er ist ein sehr verständiger Mann, und er verdient es, daß wir ihm ein ansehnliches Geschenk reichen. Zwölf der Fürsten und ich selbst als der dreizehnte sollen ihm jeder einen Mantel und einen Leibrock herbeibringen.“ Alle Phäaken riefen ihm Beifall zu. Ein Herold ging, die Geschenke zu sammeln. Es war um Sonnenuntergang, als dieselben ankamen und vor der Königin niedergelegt wurden. Sie ließ auch noch eine zierliche Lade für die Gewande herbeischaffen. Darein wurden die Gaben gelegt und so in den Palast getragen. Dort fügte der König noch andre Gaben hinzu, insbesondere ein herrliches goldenes Gefäß. Odysseus verschloß die Lade mit einem vielfach verschlungenen Knoten, dann erquickte er sich in einem warmen Bad und wollte nun wieder in die Gesellschaft der Männer zurückkehren. Da fand er vor dem Türpfosten des Saales beim Eingang die holdselige Nausikaa stehen, welche er seit seinem Ein-

zug in die Stadt nicht mehr erblickt hatte, nun aber wollte sie zum Abschied den edlen Gast auch noch einmal begrüßen. „Heil dir und Segen, edler Gast!“ sprach sie, den Hereintretenden sanft aufhaltend. „Gedenke meiner auch im Lande deiner Väter, da du mir ja doch das Leben verdankst!“ Gerührt antwortete Odysseus: „Edle Nausikaa, wenn mich Zeus den Tag der Heimkehr erleben läßt, so werde ich dich, meine Retterin, täglich wie eine Gottheit ansehen.“

Mit diesen Worten betrat er den Saal und setzte sich an der Seite des Königs nieder. Hier waren die Diener eben damit beschäftigt, das Fleisch zu zerlegen und Wein einzuschenken. Auch der blinde Sänger Demodokos wurde eingeführt und nahm seinen Platz an der Mittelsäule des Saales ein. Da winkte Odysseus dem Herold, schnitt vom Rücken des vor ihm liegenden gebratenen Schweines das beste Stück ab, bot es ihm hin und sagte: „Herold, reich’ dem Sänger dieses Fleisch! Obgleich ich selbst in der Verbannung bin, möchte ich ihm doch gern etwas Liebes erweisen. Stehen doch die Sänger bei dem ganzen Menschengeschlecht in Achtung, weil die Muse selbst sie den Gesang gelehrt hat.“

Nach dem Mahle wendete sich Odysseus nochmals an Demodokos. „Ich preise dich vor andern Sterblichen,“ sprach er, „daß dich Apollo und die Muse so schöne Lieder gelehrt haben. Fahre nun fort und sing uns die Märe vom hölzernen Rosse, und was Odysseus dabei getan hat!“ Freudig gehorchte der Sänger, der Held aber mußte doch wieder heimlich weinen, als er seine eigenen Taten preisen hörte. Alkinoos bemerkte es und gebot dem Sänger Stillschweigen. „Besser ist’s,“ sprach er, „die Harfe ruht nun, denn wahrlich, ihr Freunde, nicht jedermann zur Lust singt der Sänger. Seit wir beim Mahle sitzen und das Lied ertönt, hört der Gast nicht auf, seinem Grame nachzuhängen, und wir streben vergebens, ihn zu erheitern. Und doch muß einem fühlenden Mann ein Gast so lieb sein, wie ein Bruder. Nun denn, Gast, sage uns endlich, wo sind deine Eltern, welches ist dein Vaterland? Das müssen wir ohnehin wissen, wenn dich meine Jünglinge heimbringen sollen.“

Auf diese freundliche Rede erwiderte der Held ebenso liebevoll: „Ihr wünschet von mir zu vernehmen, ihr lieben Freunde, aber wo soll ich anfangen und wo enden?“

Und nun setzte er sich nieder, nannte seinen Namen und seine Heimat, was freudiges Erstaunen hervorrief. Dann erzählte er die ganze lange Geschichte von seinen wunderbaren Abenteuern.

Als er geendigt hatte und von seiner langen Erzählung ausruhte, waren alle Anwesenden noch von seiner Rede ergriffen und schwiegen ebenfalls geraume Zeit. Endlich brach Alkinoos das Schweigen und sprach: „Heil dir, edelster der Gäste, die mein Königshaus jemals aufgenommen hat! Da du in meine Wohnung eingekehrt bist, so hoffe ich, du werdest nicht mehr vom rechten Weg in die Heimat abirren und bald im Hause deiner Väter alles Elend vergessen.“

Allen gefiel diese Rede, und die Versammlung wurde aufgehoben. Am andern Morgen brachten die Phäaken sämtliche Geschenke auf das Schiff, und Alkinoos selbst stellte sie unter die Bänke, damit die Ruderer nicht dadurch gehindert würden. Hierauf kehrten die Freunde miteinander in den Palast zurück, und dort wurde das Abschiedsmahl gerüstet. Nach dem Opfer begann der Festschmaus, und der blinde Sänger Demodokos sang herrliche Lieder dazu. Odysseus schaute oft durch die Fenster nach dem Stande der Sonne und wünschte sehnlich ihren Untergang. Endlich sprach er ohne Scheu zu seinem Wirt: „Gepriesener Alkinoos, gieß das Trankopfer aus und entlasse mich! Du hast ja schon getan, was meines Herzens Wunsch ist. Die Fahrt ist bereit. Mögen die Himmlischen dich segnen, und möchte ich Weib und Kind wohlbehalten zu Hause finden!“

So sprach Odysseus und verließ die Schwelle des Palastes. Auf des Königspaars Befehl geleiteten ihn ein Herold und drei Dienerinnen, welche die Geschenke trugen, hin ans Schiff. Alles wurde wohl geborgen und auf dem Verdeck ein zottiges Fell und Leinwand ausgebreitet. Odysseus legte sich schweigend darauf nieder. Die Ruderer setzten sich auf die Bänke, und fröhlich fuhr das Schiff unter dem Ruderschlag dahin.

Als der Morgenstern den Tag ankündigte, steuerte das Schiff in vollem Laufe schon auf die Insel Ithaka zu, und bald lief es in die sichere Bucht ein, welche dem Meeresgott Phorkys gewidmet war. Bei einer Grotte, in der Meernymphen ihre Wohnung hatten, landeten die Phäaken, hoben den von todestiefem Schlummer befangenen Odysseus aus dem Schiff und legten ihn vor der Grotte nieder und ebenso alle Gaben, welche ihm Alkinoos mitgegeben. Den Helden aus dem Schlafe zu wecken, wagten sie nicht, sondern sie setzten sich wieder an die Ruder und fuhren der Heimat zu. Aber der Meeresgott Poseidon grollte den Phäaken, weil sie ihm seine Beute entriffen hatten, und erbat sich vom Göttervater die Erlaubnis, an dem Schiffe Rache nehmen zu dürfen. Dieser gestattete es ihm, und als das Schiff dem Phäakenland schon

ganz nahe war, stieg Poseidon aus den Fluten empor, schlug es mit der flachen Hand und verschwand wieder in der Flut. Das Schiff mit allem, was darauf war, wurde plötzlich in einen Felsen verwandelt und wurzelte im Meeresboden fest. Die Phäaken, die beim Anblick des Schiffes nach dem Strande geeilt waren, konnten nicht genug staunen, als das Schiff plötzlich stillstand. Alkinoos aber sprach: „Wehe uns! Jetzt erfüllt sich an uns die uralte Weissagung, von welcher schon mein Vater erzählte. Einst werde, sagte er, ein phäakisches Schiff von Poseidon am Ufer versteinert werden und unsere Stadt als ein Felskamm umziehen. Drum wollen wir uns in Zukunft nicht mehr einfallen lassen, Fremden, die als Schutzlehende in unsere Stadt kommen, das Geleit zu geben, dem Meergott aber wollen wir zwölf Stiere opfern, damit er sich erbarme und unsere Stadt nicht ganz mit Felsen einschließe.“ Die Phäaken erschrafen, als sie dieses hörten, und rüsteten sich in aller Eile zu dem Opfer.

Odysseus in Ithaka.

An Ithakas Strande war indessen Odysseus vom Schlummer erwacht, aber so lange schon von der Heimat entfernt, kannte er sie nicht mehr. Er fuhr vom Boden auf, blickte lange umher und rief wehklagend: „Ich Unseliger, in welche Fremde bin ich gekommen? Wohin rette ich mich mit dem geschenkten Gute? Wäre ich doch bei dem Volke der Phäaken geblieben, wo ich so freundlich gepflegt worden bin! Jetzt aber haben sie mich verraten und mich in fremdem Land ausgesetzt. Gewiß haben sie mir auch von meinem Gute genommen!“

Der Held blickte um sich, sah Dreisüße, Gold, Kleider, alles in bester Ordnung umherstehen und liegen, begann zu mustern und zu zählen, und siehe da, es mangelte ihm nichts. Als er nun nachdenklich am Strand umherirrte, gesellte sich zu ihm die Göttin Athene in Gestalt eines stattlichen Jünglings, der wie ein Königssohn angetan war, mit schönen Sohlen an den Füßen und einem Spieß in der Hand.

Odysseus war froh, einem Menschen zu begegnen, und fragte ihn mit freundlichen Worten, auf welchem Gebiet er sich befände, ob es ein Festland oder eine Insel sei.

„Du mußt aus der Ferne kommen,“ antwortete die Göttin, „wenn du nach dem Namen des Landes zu fragen brauchst. Ithaka heißt es, und man kennt es überall im Osten wie im Westen!“

Wie herzlich froh war Odysseus, als er den Namen seines Vaterlands nennen hörte, doch hütete er sich wohl, dem Jüngling seinen Namen zu nennen, und erzählte eine weitläufige Fabel. Als er zu Ende war, lächelte Pallas, fuhr ihm über die Wange und verwandelte sich plötzlich in eine schöne, schlanke Jungfrau. „Das müßte ein Ausbund von Schlaueit sein,“ sprach sie, „der dich in Listen besiegt, und wenn es auch ein Gott wäre. Selbst im eigenen Lande legst du die Verstellung nicht ab. Doch reden wir nicht länger davon; ich bin gekommen, um dir die Geschenke bergen zu helfen und um über deine Zukunft Rat mit dir zu pflegen. Du siehst Pallas Athene vor dir!“

Hierauf half ihm die Göttin die Habe in der Felskluft verbergen, und als alles wohl versteckt war, setzten sie sich unter einen Olivenbaum und beratschlagten über den Untergang der Freier, von deren frechen Werbungen Athene ihrem Schützling Bericht erstattete.

„Wehe mir,“ rief Odysseus, als er alles vernommen, „hättest du mir nicht alle diese Umstände verkündet, so hätte mich zu Hause ein schrecklicher Tod erwartet.“

„Sei getrost, mein Freund,“ erwiderte die Göttin, „nimmer werde ich dich verlassen. Vor allen Dingen will ich dafür sorgen, daß kein Mensch auf diesem Eiland dich erkenne. Das Fleisch um deine Glieder soll zusammenschrumpfen, dein braunes Haar vom Haupte schwinden, deinen Leib hüll' ich in einen Kittel, in welchem jedermann dich mit Abscheu betrachtet, deine strahlenden Augen mach' ich blöde, daß du nicht nur den Freiern, sondern auch deinem Weib und Sohne ganz entstellt erscheinst. Zuerst nun heiße ich dich, deinen redlichsten Untertan aufzusuchen, den Schweinehirt, der mit treuer Seele an dir hängt. Bei der Quelle Arethusa wirst du ihn finden, wie er seine Herde hütet. Dort setzest du dich zu ihm und erkundigst dich nach allem, was zu Hause vorgeht. Unterdessen eile ich nach Sparta und rufe deinen Sohn Telemachos zurück, der dort beim Fürsten Menelaos nach deinem Schicksal geforscht hat.“

„Muß auch er im Elend auf dem Ozean umherirren?“ fragte Odysseus.

Aber die Göttin sprach ihm Mut ein und sagte: „Angste dich nicht um deinen Sohn, mein Freund! Ich selbst habe ihn geleitet, und nichts, was sein Herz wünschet, fehlt ihm.“

So sprach die Göttin und berührte den Helden leicht mit ihrem Stabe, worauf ihm sogleich die Glieder zusammenschrumpften, und er

in einen zerlumpten Bettler verwandelt wurde. Sie reichte ihm den Bettelstab nebst einem geflickten Ranzen und verschwand. In dieser Gestalt wandelte der Held hin nach der bezeichneten Stelle, wo er wirklich den treuesten seiner Knechte, den Sauhirt Eumäos, traf. Er fand ihn auf der Hochebene des Gebirges, wo er seiner Herde ringsum aus schweren Steinen ein Gehege gemacht hatte. Innerhalb desselben standen zwölf Kosen, in deren jedem fünfzig Mutterschweine zur Zucht eingesperrt lagen, die männlichen, in geringerer Anzahl, ruhten außerhalb der Ställe. Von diesen ließen die Freier Tag für Tag dem Sauhirt einen gemästeten Eber zu ihren Mahlzeiten abfordern, und es waren ihrer nur noch dreihundertsechzig.

Die Hunde wurden den nahenden Odysseus zuerst gewahr und stürzten bellend auf ihn los. Dieser legte den Stab aus der Hand und setzte sich. Er wäre in seinem eigenen Gehöfte von den Hunden angefallen worden, wenn der Sauhirt die Tiere nicht mit Steinen auseinandergeschucht hätte. „Wahrhaftig, es hätte wenig gefehlt,“ rief er, „so hätten dich die Hunde zerfleischt, o Greis, und du hättest mir noch neuen Kummer bereitet. Komm in die Hütte, armer Mann, und laß dich mit Speise und Wein erquicken, und wenn du satt bist, so sage mir, von wannen du bist und welchen Kummer du erduldet hast, da du so jämmerlich aussiehst!“

Beide betraten die Hütte, der Sauhirt streute dem Gaste Laub und Reisig auf den Boden, breitete seine eigene Lagerdecke, ein weißes Gemswell, darüber und hieß ihn sich niederlassen. Als Odysseus dankbar seine Freude darüber aussprach, antwortete ihm Eumäos: „Man soll keinen Gast verschmähen, auch den geringsten nicht. Meine Gabe ist freilich nur klein; wäre mein guter Herr zu Hause geblieben, so hätte ich es wohl besser, und ich könnte Fremdlinge anders bewirten. Nun aber ist er zugrunde gegangen. Möchte doch ein Unheil den Stamm der Helena verzehren, die so viele Tapfere ins Verderben gestürzt hat!“

Also sprach der Sauhirt und ging zu den Kosen, wo die Ferkel lagen. Von denen schlachtete er zwei zur Bewirtung seines Gastes, steckte das Fleisch an Spieße und legte das Gebratene dem Gaste vor. In eine hölzerne Kanne goß er aus dem Krüge Wein, setzte sich dem Fremdling gegenüber und sagte: „Iß nun, Fremder, so gut wir es haben, es ist eben Ferkelfleisch, denn die Mastschweine essen mir die Freier weg. Tag und Nacht schlachten sie mehrmals und leeren dazu ein Weinsäß ums andere.“

Während der Hirt so sprach, verzehrte Odysseus hastig das Fleisch und trank den Wein in raschen Zügen, ohne ein Wort zu sprechen. Sein Geist war ganz mit der Rache beschäftigt, die er an den Freiern zu nehmen gedachte. Als der Hirt ihm den Becher nochmals vollgefüllt hatte, trank er ihm freundlich zu und sprach: „Bezeichne mir doch deinen Herrn näher, es wäre gar nicht unmöglich, daß ich ihn kenne, ich bin gar weit in der Fremde herumgekommen.“ Aber der Sauhirt antwortete: „Meinem Herrn haben gewiß Hunde und Vögel schon lange das Fleisch von den Gebeinen verzehrt und die nackten Knochen liegen am Strande. Ach, nimmermehr bekomm' ich einen so gütigen Herrn, er war gar zu freundlich und liebreich.“

„Höre, mein Freund,“ antwortete Odysseus, „weil dein Herz so zuversichtlich seine Rückkehr leugnet, so sage ich dir mit einem Eidschwur: Odysseus kommt! Wenn dieser Monat abgelaufen ist, wird er eintreten in sein Haus und die Frechen züchtigen, die es wagten, seinem Weib und seinem Sohne solche Plage zu bereiten.“

„Deinen Eid laß beiseite,“ entgegnete der Hirt. „Von Odysseus hoffe ich nichts mehr, mir macht jetzt nur sein Sohn Telemachos Sorge, in ihm hoffte ich einst an Leib und Seele den Vater wiederzusehen. Aber er ist gen Pylos gefahren, um nach dem Vater zu forschen, unterdessen legen sich die Freier im Schiff in einen Hinterhalt und werden den letzten Sprossen des Arkesios vertilgen. Doch erzähle du, Greis, wer bist du und was brachte dich nach Ithaka?“

Odysseus erzählte nun dem Sauhirt ein langes Märchen, indem er sich für den verarmten Sohn eines reichen Kreters ausgab und die buntesten Abenteuer vorbrachte. Auch den Krieg von Troja hätte er mitgemacht und den Odysseus dort kennen gelernt. Auf der Heimkehr hätte ihn der Sturm an die Küste der Thesproten verschlagen, bei deren König er etwas von Odysseus vernommen habe. Dieser sei dort der Gast des Fürsten gewesen und habe ihn kurz vor seiner, des Erzählers, Ankunft verlassen, um zu Dodona den Ratschluß des Zeus zu vernehmen.

Als er mit seinem langen Märchen zu Ende war, sprach der Sauhirt: „Eines glaube ich dir nicht, nämlich was du von Odysseus sagtest. Ich glaube nichts mehr, was mir über ihn erzählt wird, seit mich ein Atolier angelogen hat, der beteuerte, daß er den Odysseus beim Idomeneus in Kreta, seine Schiffe ausbessernd, angetroffen habe. Im Herbst komme er mit seinen Genossen und unendlichem Gute gewiß



zurück. Darum bemühe dich nicht, meine Gunst durch ſolche Mären zu erſchmeicheln! Das Gaſtrecht iſt dir ja ohnedem geſichert, und du kannſt dieſe Herberge wie deine eigene betrachten."

Dies rührte Odyſſeus in der Seele, und er rief dankbar: „Möge dich, guter Eumäos, Zeus ſo lieben, wie du mich, der in ſolcher Geſtalt zu dir kam, geehrt haſt!" Inzwiſchen kamen die Knechte des Sauhirten mit ihren Herden heim. Seinem Gaſte zu Ehren ließ nun Eumäos ein Maſtſchwein ſchlachten und ſprach ihm freundlich beim Mahle zu. Während ſie ſich ſo fröhlich in der Hütte ſättigten, ſauſte draußen der Weſtwind, und bald ergoß ſich der Regen in Strömen. Den Helben fing es in ſeinen Lumpen zu frieren an, und um den Hirt zu verſuchen, ob er in ſeiner Aufmerkſamkeit ſo weit gehen würde, ihm ſeinen Mantel abzutreten, begann er wieder eine Märe zu erzählen.

„Höret mich," ſprach er, „Eumäos und ihr andern Hirte! Ich will euch zum Wein etwas erzählen. Als wir einſt vor Troja in einem Hinterhalt lagen, wir drei, Odyſſeus, Menelaos und ich, mit einer Kriegerſchar, verbargen wir uns der Burg gegenüber zwiſchen Rohr und Sumpf, und es wurde Nacht. Der Nordwind kam mit einem Schnegeſtöber, und bald hatte der Froſt unfere Schilde mit Glätteis überzogen. Ich hatte nun beim Weggang meinen Mantel den Freunden zurückgeſtellt und war nur mit Gürtel und Schild gegangen. Nun war noch ein Drittel der Nacht übrig und die Morgenkälte am ſchneidendſten. Da ſtieß ich endlich meinen Nachbar, den Odyſſeus, mit dem Ellbogen an und ermunterte ihn mit den Worten: ‚Du, wenn die Nacht noch länger währt, bringt mich der Froſt um; ein Dämon hat mich verführt, ohne Mantel zu gehen.‘ Wie das Odyſſeus hörte, flüſterte er mir zu: ‚Dir ſoll bald geholſen ſein! Sei nur ſtill, daß kein Achäer es hört!‘ Dann richtete er ſich vom Lager auf und rief über die Schläfer hin: ‚Die Götter haben mir einen Traum geſendet; wir haben uns zu weit von den Schiffen entfernt. Will nicht einer gehen und dem Agamemnon die Aufforderung bringen, uns noch mehr Streitgenoſſen zu ſchicken? Auf dieſe Worte ſprang einer vom Boden auf, legte ſeinen Mantel von ſich und eilte zu den Schiffen, ich aber wickelte mich in den zurückgeſtellten Mantel und ſchlieſ nun bis zur Morgenröte. O, wär' ich noch der ſtattliche Mann wie damals, ſo würde mir wohl irgend einer hier einen Mantel zum Schutze gegen den Froſt leihen!'"

„Das iſt ein ſchönes Gleichniß," ſprach lachend Eumäos, „das
Schwab, Sagen des kläſſiſchen Altertums.

du uns da erzählt hast, darum soll es dir auch jetzt weder an Kleidung und Mantel, noch an irgend etwas anderem mangeln." Also sprechend erhob er sich und bereitete seinem Gaste nicht weit vom Herd ein Bett, das er ihm aus Schafpelzen und Ziegenhäuten zurechtmachte, und deckte den sich Niederlegenden mit einem dichten, großen Mantel zu, den er bei großer Kälte selbst anzuziehen pflegte.

So lag denn der Held warm gebettet und überließ sich dem Schlummer, Eumäos aber wählte sein Nachtlager nicht in der Hütte, denn er mochte nicht entfernt von seinen Schweinen schlafen, er nahm vielmehr die Waffen zur Hand und begab sich hinaus zu den Ställen, in einen dichten Mantel gehüllt. So legte er sich, vor dem Nordwind geschützt, vor die Rosen der Schweine. Odysseus war noch nicht eingeschlafen, als Eumäos die Hütte verließ. Er blickte ihm nach und freute sich im Herzen, einen so getreuen Knecht zu besitzen, der das Gut seines Herrn mit so gewissenhafter Sorgfalt verwaltete. In diesem Gefühle fand er jetzt erquickenden Schlummer.

Telemachs Heimkehr aus Sparta.

Pallas Athene wandelte inzwischen nach Sparta und fand bei dem Fürsten Menelaos zwei jugendliche Gäste im Schlummer hingestreckt. Der eine war Telemach aus Ithaka, und der andere Peisistratos, sein Begleiter, der Sohn des Nestor von Pylos, der in tiefem Schlasfe lag. Den Telemach aber labte wenig Schlummer. Er wachte die ganze Nacht hindurch aus Bekümmernis über das Schicksal seines Vaters. Da sah er auf einmal die Tochter des Zeus vor seinem Bette stehen, die also zu ihm sprach: „Du tust nicht wohl daran, dich fern von deinem Haus umzutreiben, während in deinem Palaste zügellose Männer dein Gut verprassen. Bitte den Fürsten Menelaos unverweilt um die Heimfahrt, ehe deine Mutter eine Beute der Freier wird! Aber noch eins vernimm: In der Meerenge zwischen Ithaka und Same liegen die tapfersten Freier im Hinterhalt, dich umzubringen, ehe du dein Vaterland wieder erreichst. Steure deshalb fern von den Inseln und fahre nur in der Nacht! Für guten Wind wird ein Gott sorgen. Hast du sodann das Ufer von Ithaka erreicht, so sende deine Genossen zur Stadt, du selbst aber begib dich vor allen Dingen zu dem treuen Hirte, der deine Schweine bewacht! Bei ihm bleibst du und meldest deiner Mutter von dort aus deine glückliche Zurückkunft von Pylos.“

Nachdem sie also gesprochen, flog die Göttin wieder zum Olymp empor. Telemach aber weckte den Sohn Nestors, und beide erhoben sich vom Lager. Menelaos hatte sich noch vor den Jünglingen erhoben. Als ihn Telemach durch die Halle wandeln sah, warf er sich schnell in seinen Leibrock, schlug den Mantel um die Schultern und bat ihn um Entlassung in die Heimat.

Als Menelaos dieses vernahm, sorgte er in aller Eile für ein Mahl und verfügte sich mit seiner Gattin Helena und seinem Sohne Megapenthes in die Vorratskammer. Hier suchte er selbst einen goldenen Becher heraus, seinem Sohne Megapenthes gab er einen silbernen Krug zu tragen, und aus dem Kasten holte Helena das schönste ihrer selbstgewirkten Gewande hervor.

Telemach empfing die Gaben mit ehrerbietigem Danke, und sein Freund Peisistratos legte sie im Wagenkorb nieder. Dann führte Menelaos die Gäste noch einmal in den Saal, und der Abschiedsimbiß wurde genossen. Als sie schon auf dem Wagen saßen, trat Menelaos mit einem Becher in der Rechten vor die Kasse, trank den Jünglingen zu und gab ihnen einen Gruß an seinen Freund Nestor auf. Während Telemach dankte, flog ein Adler mit einer zahmen Gans in den Klauen gerade vor die Kasse der Jünglinge. Alle freuten sich über dieses Zeichen, und Helena sprach: „Höret meine Weissagung, ihr Freunde! So wie der Adler die gemästete Gans weggerafft hat, so wird Odysseus in der Heimat die von seinem Gute gemästeten Freier weggraffen!“

„Möchte es Zeus' Wille sein!“ antwortete Telemach. „Dann will ich dich zu Hause wie eine Göttin verehren!“

Run eilten die beiden Gäste mit dem Wagen davon und erreichten am zweiten Tage glücklich die Stadt Pylos, aber ehe sie hineinfuhren, wandte sich Telemach bittend an seinen jungen Freund und sprach: „Verarge mir's nicht, wenn ich die Stadt nicht betreten will, denn du weißt ja selbst, wie sehr ich meine Heimkehr beschleunigen muß.“ Peisistratos fand dies Besuch natürlich und brachte ihn geradeswegs an den Strand zu seinem Schiffe. Hier nahm er herzlichen Abschied und sprach:

„Besteige rasch das Schiff, denn erführe mein Vater, daß du da bist, so würde er selbst kommen und dich zum Bleiben nötigen!“

Telemach gehorchte. Die Genossen bestiegen das Schiff und setzten sich auf die Bänke, er selbst aber stellte sich auf dem Strande hinten an das Steuerruder und brachte seiner Beschützerin Athene unter Gebet ein Opfer dar. Während er dieses tat, näherte sich ein Mann dem Ufer,

streckte seine Hände nach Telemach aus und rief: „Bei den Göttern und der Wohlfahrt deines Hauses und der Deinigen stehe ich zu dir: Hilf mir und laß mich zu dir ins Schiff, denn meine Feinde, die mich wegen eines Totschlags verfolgen, sind mir auf den Fersen!“

Telemach nahm den Fremdling, der ein Seher war und Theoklymenos hieß, gern in sein Schiff auf und versprach ihm, auch in Ithaka für ihn zu sorgen. Die Seile wurden nun abgelöst, und unter dem günstigsten Winde flog das Schiff dahin.

Am übernächsten Morgen schon landete Telemach an Ithakas Gestade. Dem Rat Athenes folgend, hieß er die Begleiter ohne Verzug nach der Stadt fortrudern, versprach, ihnen am andern Tage durch ein Mahl den Dank für die Reise zu bezahlen und schickte sich zum Wege nach des Hirten Behausung an. Zuvor jedoch empfahl er den Theoklymenos seinem vertrautesten Freunde, dem Peiräos, an: er möchte den Fremdling in seiner Wohnung aufnehmen und pflegen, bis er selbst in die Stadt käme. Dann schied er, die Genossen aber fuhren weiter. —

Inzwischen hatten Odysseus und der Sauhirt in der Hütte das Frühstück gerüstet, und die Knechte trieben die Schweine hinaus. Als die beiden behaglich beim Mahle saßen, ließen sich draußen Fußtritte hören, und die Hunde wurden laut, doch ohne allzusehr zu bellen.

„Gewiß,“ sagte Odysseus, „besucht dich ein Freund oder Bekannter, denn gegen Fremde gebärden sich die Hunde ganz anders.“

Das Wort war noch nicht ausgerebet, als Telemach schon unter der Hüttentür stand. Der Sauhirt eilte seinem jungen Herrn freudig entgegen, umschlang ihn und bedeckte ihm weinend Antlitz, Augen und Hände mit Küssen, als wäre er vom Tod auferstanden.

Odysseus wollte dem Hereintretenden auf seinem Sitz Platz machen, Telemach aber sagte freundlich: „Bleib' nur sitzen, Fremdling! Der Mann da wird mir schon meinen Platz anweisen!“ Er setzte sich zu den beiden, und der Sauhirt tischte eine Schüssel mit gebratenem Fleisch auf und mischte in hölzernen Kannen den Wein. So schmauseten sie vergnügt zusammen. Da fragte denn Telemach den Eumaios nach dem Fremdling, und dieser brachte vor, was ihm Odysseus vorgefabelt hatte.

„Er hat sich,“ schloß er seine Rede, „aus einem Schiffe geflüchtet und kam in mein Gehege, ich geb' ihn dir in die Hände, tue mit ihm, wie du willst!“

„Behalte du ihn lieber hier!“ entgegnete Telemach, „ich kann

nicht darein willigen, daß er sich unter die Freier begeben, denn diese schalten und walten gar zu frech im Hause, selbst ein gewaltiger Mann vermöchte nichts gegen sie."

Odysseus drückte seine Bewunderung darüber aus, daß die Freier sich so viele Unarten herausnehmen dürften.

"Gibst du dich von freien Stücken so tief herunter?" fragte er den Telemach. "Eher wollte ich in meinem eigenen Hause sterben, als daß ich so freches Gebaren länger mit anschaute."

Darauf antwortete Telemach: "Ich bin das einzige Kind im Hause, aber feindselige Männer von allen Inseln umher und von Ithaka selbst werben in Unzahl um meine Mutter. Sie weicht ihnen aus, ohne ihnen wehren zu können, und in kurzem wird mein Haus und Gut verwüstet sein."

Dann wandte er sich zu dem Sauhirt und sprach: "Du mir den Gefallen, Väterchen, und eile zu meiner Mutter Penelope hinein in die Stadt und sag' ihr, daß ich da bin, doch so, daß es ja kein Freier vernimmt!" Also sprach er und trieb den Hirt an. Der Sauhirt griff zu seiner Lanze, band sich die Sohlen unter die Füße und eilte fort.

Sobald Cumäos die Hütte verlassen hatte, erschien Pallas Athene unter der Thür in Gestalt einer holden Jungfrau, doch nur dem Odysseus sichtbar. Diesem winkte die Göttin, er verstand ihr Gebot und verließ auf der Stelle die Hütte. An der Hofmauer fand er seine Beschützerin, die zu ihm sprach: "Jetzt, Odysseus, brauchst du dich nicht länger vor dem Sohne zu verbergen. Beide miteinander möget ihr zum Verderben der Freier in die Stadt gehen. Ich selbst werde euch nicht lange fehlen, denn ich brenne vor Begierde, diese Frevler zu bekämpfen." Also sprach sie und berührte verschwindend den Helben mit dem Stabe. Da war ein Wunder zu sehen: Mantel und Leibrock umgaben des Odysseus sich verjüngende Gestalt wieder, sein Wuchs strebte empor, die Wangen wurden voller, und um das Kinn sproßte wieder das gekräuselte schwarze Barthaar.

Als Odysseus in die Hütte zurückkam, glaubte Telemach einen Gott zu erblicken und sprach mit abgewandten Augen: "Fremdling, deine ganze Gestalt ist verwandelt, du bist fürwahr einer der Himmlischen! Laß dir opfern und schone unser!"

"Nein, ich bin kein Gott," rief Odysseus, "erkenne mich doch, Kind, ich bin ja dein Vater, um den du dich so viel gegrämt hast."

Die so lange gewaltsam verhaltenen Tränen stürzten ihm aus den Augen, er eilte auf den Sohn zu und empfing ihn unter Küffen. Aber Telemach konnte es noch immer nicht glauben. „Nein,“ rief er, „du bist nicht mein Vater Odysseus, ein Dämon täuscht mich.“

„Dies Wunder ist ein Werk der Göttin Athene,“ sprach Odysseus. „Sie läßt mich bald als Bettler, bald als Jüngling einhergehen, denn den Göttern wird es leicht, einen Sterblichen bald zu erniedrigen, bald zu erhöhen.“ Jetzt erst wagte es der Jüngling, unter heißen Tränen seinen Vater zu umarmen. In beiden regte sich bald der lange Gram, und sie fingen an laut zu weinen.

Als sie sich ausgeweint, fragte endlich Telemach den Vater, auf welchem Weg er in die Heimat gekommen sei, und der Vater gab ihm getreulich Bescheid. „Jetzt bin ich auf Athenes Befehl da, mein Sohn,“ schloß er seinen Bericht, daß wir uns über die Strafe unserer Feinde beraten. Wie groß ist ihre Zahl, und reichen wir beide zu ihrer Bekämpfung hin, oder haben wir uns nach Bundesgenossen umzusehen?“

„Nimmermehr vermögen wir zwei etwas gegen so viele,“ entgegnete Telemach. „Es sind ihrer nicht zehn oder zwanzig, es sind viel mehr. Aus Dulichion allein zweiundfünfzig, aus Same vierundzwanzig, aus Zakynth zwanzig, aus Ithaka zwölf. Mit ihnen sind der Herold Medon, ein Sänger, zwei Köche und sechs Diener. Darum, wenn es möglich ist, laß uns auf weitere Verteidiger finnen!“

„Bedenke,“ sprach Odysseus, „daß Zeus und Athene unsere Bundesgenossen sind, die uns nicht lange auf ihre Hilfe werden warten lassen. Du selbst, lieber Sohn, geh in die Stadt zurück und setze dich unter die Freier, als wäre nichts geschehen! Mich wird der Sauhirt dir nachführen. Auf einen Wink von mir wirst du sodann die Rüstungen und Waffen, die im Saal umherhängen, in einer der oberen Kammern des Hauses verbergen. Für uns beide lässest du nur zwei Schwerter, zwei Speere und zwei Schilde zurück, damit wir sie zum Kampf ergreifen können, wenn jene sich an uns wagen. Übrigens darf kein Mensch vernehmen, daß ich zurück bin, selbst Laertes und Penelope nicht. Unterdessen wollen wir unsere Dienstmannen prüfen, wer von denselben uns noch ehrt, und wer uns vergessen hat und verachtet.“

„Lieber Vater,“ entgegnete Telemach, „es währt schon zu lange, daß du nicht mehr im Land umhergehst, indessen jene dir im Palaste das Gut verprassen. Das versparen wir lieber für die Zukunft.“ Odysseus gab seinem Sohne recht und freute sich über dessen Besonnenheit.

Vorgänge in der Stadt. Telemach, Odysseus und Eumäos kommen zum Palaste.

Das Schiff, das den Telemach nach Ithaka gebracht hatte, war inzwischen im Hafen angekommen, und die Begleiter des Königssohns hatten einen Herold mit der Nachricht zu seiner Mutter Penelope gesendet. Mit derselben Botschaft kam gleichzeitig der Sauhirt vom Lande her, und beide trafen sich im Palaste des Königs. Die Freier aber erhielten von der Heimkehr ebenfalls Kunde durch die treulosen Dienerinnen Penelopes. Unmutig setzten sie sich zusammen, und Eurymachos sprach: „Das hätten wir doch nimmer gedacht, daß der Knabe die Fahrt so trozig vollenden werde. Laßt uns nur geschwind ein Schiff absenden, unseren Freunden im Hinterhalt die Botschaft zu bringen, daß sie wieder umkehren sollen.“

Während Eurymachos sprach, sah ein andrer Freier das Schiff, in welchem die Männer sich befanden, die auf den Hinterhalt ausgefahren waren, wie es eben mit vollen Segeln in den Hafen einlief. Die Freier erhoben sich da sofort und begaben sich nach dem Strande. Hier trat der Anführer der Schiffsbesatzung, der Freier Antinoos, unter den Anwesenden auf und sprach: „Wir sind nicht schuld, daß der Knabe uns entronnen ist. Wir hatten den Tag über Späher ausgestellt, und wenn die Sonne untergegangen war, kreuzten wir beständig auf der Meerenge, einzig darauf bedacht, Telemach zu erschassen. Aber sein Schiff ist uns nicht einmal zu Gesicht gekommen. Dafür wollen wir ihm aber nun hier in der Stadt den Untergang bereiten und ihn töten.“

Als er seine Rede beendet hatte, entstand ein langes Schweigen. Endlich erhob sich Amphinomos aus Dulichion, der edelste unter den Freiern, und sprach: „Freunde, ich möchte nicht, daß wir den Telemach heimlich ermordeten. Laßt uns lieber die Götter vorher befragen; erfolgt ein günstiger Ausspruch des Zeus, so bin ich selber bereit, ihn zu töten, vermehren es uns aber die Götter, so rate ich euch, von diesem Gedanken abzustehen.“

Diese Rede fand den Beifall der Freier; sie schoben den Plan auf und kehrten in den Palast zurück. Auch diesmal hatte sie ihr Herold Medon, der heimliche Anhänger Penelopes, belauscht und der Königin von allem Nachricht gegeben. Diese eilte mit ihren Dienerinnen in den Saal hinab und rief in heftigem Zorne: „Antinoos, mit

Unrecht nennt dich Ithakas Volk als den verständigsten unter deinen Genossen; du bist es nie gewesen. Du bist frevelhaft genug, auf den Tod meines Sohnes zu sinnen."

Statt seiner antwortete Eurymachos: „Edle Frau, sei nicht bekümmert um das Leben deines Sohnes! Nie, solange ich lebe, wird ein Mann es wagen, Hand an ihn zu legen." Also sprach der Falsche mit freundlicher Miene, im Herzen aber sann er auf nichts als Verderben.

Penelope kehrte wieder in ihr Frauengemach zurück, warf sich aufs Lager und weinte um ihren Gemahl, bis ihr der Schummer die Augen zudrückte.

Der Sauhirt kam an demselben Abend in seine Hütte zurück, während Telemach und Odysseus gerade beim Mahle saßen.

„Kommst du endlich, Eumäos," rief Telemach, „was bringst du uns Neues aus Ithaka?"

Eumäos meldete ihm, was er von den beiden Schiffen gesehen, und Telemach winkte vergnügt seinem Vater, doch so, daß es der Hirt nicht bemerkte.

Am andern Morgen gürtete sich Telemach, nach der Stadt zu gehen, und sprach zu Eumäos: „Ich will jetzt nach meiner Mutter sehen, du aber komm mit diesem armen Fremdling nach, daß er sich selber in den Häusern der Stadt ein Almosen erflehe! Ich kann unmöglich aller Welt Last auf mich laden." Darauf eilte Telemach fort.

Es war noch früh am Tage, als er vor seinem Palast ankam, und die Freier hatten sich noch nicht eingefunden. Er ging in den Saal, wo er sofort von der Schaffnerin Eurykleia und den Mägden willkommen geheißen wurde. Bald trat auch seine Mutter Penelope herein und schloß weinend den Sohn in ihre Arme.

„Kommst du endlich?" rief sie schluchzend. „Sage mir, was bringst du für Nachrichten, mein liebes Kind?"

„Liebe Mutter," antwortete Telemach, „gern wollte ich dir alles nach der Wahrheit berichten, was ich vernommen habe, wenn es nur Tröstlicheres wäre, was meine Kunde dir heute bringt. So liebeich mich auch Nestor zu Pylos aufnahm, so wußte er mir doch gar nichts von meinem geliebten Vater zu melden, aber er sendete mich mit seinem eigenen Sohne zu Wagen nach Sparta. Dort ward ich von dem Helden Menelaos gastlich aufgenommen und sah auch die Königin Helena, um welche Troer und Griechen so vieles erduldet haben. Hier erfuhr ich

endlich wenigens von meinem Vater, was dem Fürsten Menelaos der Meergott Proteus in Aegypten mitgeteilt hatte. Dieser hatte ihn auf der Insel Ogygia in Kummer versunken gesehen. Dort hält ihn die Nymphe Kalyppo in ihrer Grotte zurück, und es fehlt ihm an Schiffen und Rudern, um die Heimat zu erreichen."

Während sie sich so miteinander besprachen, erfreuten sich die Freier wie gewöhnlich mit Scheibenwerfen und Speerschleudern, und brachen hernach zum Mittagsmahl in den Saal auf.

Unterdessen hatten sich Odysseus und Eumäos zum Weg in die Stadt angeschickt. Odysseus hatte den geflickten Mantel übergeworfen, und der Sauhirt ihm den Stab in die Hand gegeben, und so wanderten sie miteinander dahin. Unterwegs erreichte sie der Hirt Melantheus, der mit zwei Knechten den Freiern die besten Ziegen zum Schmaus in die Stadt hinabtrieb. Als dieser das Paar erblickte, fing er an zu schelten. „Da heißt es recht, ein Taugenichts führt den anderen," rief er und gab dem Odysseus einen Fußtritt in die Hüfte; aber dieser stand unerschüttert und wich nicht von dem Fußsteig. Eumäos aber schalt den Unverschämten ins Gesicht und rief, nach der nahen Bergquelle gewendet: „Ihr heiligen Nymphen des Quells, gewährt mir meine Bitte, daß endlich Odysseus heimkehre, er würde diesem trotzigen Müßiggänger den Übermut bald vertreiben!"

„Du Hund," entgegnete Melantheus scheltend, „du wärest wert, daß man dich auf den Inseln drüben als Sklaven verkaufte!"

Mit solchen Scheltworten ging er an ihnen vorüber und setzte sich im Palaste mitten unter die Freier, denn diese teilten ihm stets von ihrem Schmause zu.

Bald waren auch Odysseus und der Sauhirt vor dem Palast angekommen. Als jener sein Haus nach so langer Zeit wieder erblickte, bewegte sich ihm das Herz im Leibe, er faßte seinen Begleiter an der Hand und sprach: „Fürwahr, Eumäos, das muß die Wohnung des Odysseus sein. Ich merke wohl, daß viele Menschen da drinnen ein Gastmahl begehen, duftet es doch bis zu uns heraus von Speisen, und die Harfe des Sängers erschallt aus dem Saale."

Sie beratschlagten nun, und beschloßen, daß der Sauhirt vorangehen und sich für den Fremdling umsehen, dieser aber so lange vor dem Tore warten solle. Während sie noch miteinander sprachen, erhob ein alter kranker Haushund nicht weit von der Thür den Kopf von seinem Lager. Er hieß Argos. Odysseus hatte ihn selbst aufgezogen,

ehe er gen Troja fuhr. Jetzt lag er, im Alter verachtet, auf einem Düngerhaufen, mit Ungeziefer bedeckt. Als er aber den Odysseus bemerkte, senkte er die Ohren und wedelte mit dem Schwanz, aber vor Schwäche konnte er nicht näher herangehen. Odysseus wischte sich, als er es bemerkte, heimlich eine Träne aus dem Auge, dann sprach er zu dem Sauhirt: „Der Hund, der hier auf dem Wiste liegt, scheint einmal nicht so übel gewesen zu sein, man sieht es seinem Wuchs an.“

„Freilich,“ erwiderte Eumäos, „er war der liebste Jagdhund meines Herrn. Da hättest du ihn in den waldigen Tälern sehen sollen, wie weidlich er durchs Gestrüpp dem Wilde nachspürte. Jetzt aber, seit sein Herr dahin ist, liegt er verachtet, und die Mägde geben ihm nicht einmal das nötige Futter.“

Mit diesen Worten ging der Sauhirt in den Palast, der Hund aber senkte, nachdem er nach zwanzig Jahren seinen Herrn wieder-
gesehen, seinen Kopf und starb.

Im Hause wurde Telemach zuerst den Sauhirt gewahr und rief ihn heran. Eumäos schaute sich vorsichtig um, ergriff einen leeren Stuhl und setzte sich sofort an den Tisch seines Herrn, wo ihm der Herold Fleisch und Brot reichete. Bald nach ihm wankte auch Odysseus heran und setzte sich innerhalb der Pforte auf die Schwelle nieder, an einen der schön geschnittenen Türpfosten gelehnt. Sobald Telemach ihn erblickte, langte er aus dem vor ihm stehenden Korb ein Brot, nahm dazu eine Handvoll Fleisch und gab beides dem Sauhirt mit den Worten: „Hier, mein Freund, reiche diese Gaben dem Fremdling und sag' ihm, er solle sich der Scham entschlagen und bei den Freiern herumbetteln!“ Odysseus befolgte das Geheiß und streckte seine Hand hin, so geläufig, als wäre er seit lange das Betteln gewöhnt. Manche gaben ihm, und es entstand ein Fragen unter den Freiern, woher der Mann wohl kommen möge. Da sagte der Ziegenhirt Melantheus: „Ich habe den Burschen schon gesehen, der Sauhirt hat ihn herein-
gebracht.“

„Haben wir nicht Landstreicher genug,“ rief laut Antinoos, „daß du uns diesen Fresser auch noch hereinschleppst?“

„Harter Mann,“ entgegnete Eumäos gelassen, „den Seher, den Arzt, den Sänger, die uns durch ihre Kunst erfreuen, sie alle beruft man in den Saal, den Bettler hat niemand berufen, er kommt von selber, aber man stößt ihn auch nicht hinaus. Und das soll auch diesem nicht geschehen, so lange Penelope und Telemach dieses Haus bewohnen.“

Telemach gebot ihm, zu schweigen. „Bemühe dich mit keiner Antwort," sprach er, „du kennst ja die böse Gewohnheit dieses Mannes, andere zu beleidigen. Dir aber, Antinoos, sage ich, du kannst mir nicht gebieten, diesen Fremdling aus dem Hause zu treiben. Gib ihm vielmehr und schone meines Gutes nicht! Aber du willst lieber selbst alles verzehren, als anderen geben."

„Sieh da, wie der trogige Knabe mich schmäht!" rief Antinoos. „Wollte jeder Freier dem Bettler eine Gabe geben, er brauchte drei Monate lang das Haus nicht wieder zu betreten!" Damit ergriff er einen Fußschemel und warf ihn dem Odysseus nach, daß er ihm rechts auf die Schulter flog, dicht ans Halsgelenk.

Odysseus stand unverrückt wie ein Fels und schüttelte schweigend sein Haupt. Dann kehrte er zur Schwelle zurück, legte den mit Gaben gefüllten Ranz zu Boden und klagte, niedersitzend, laut über die Kränkung, die ihm Antinoos angetan. Dieser aber rief dem Bettler zu: „Pack dich, Fremdling, sonst zieht man dich an Hand und Fuß über die Schwelle, daß dir die Glieder bluten!"

Diese Roheit empörte selbst die Freier, einer von ihnen erhob sich und rief: „Du hast nicht wohl daran getan, zu werfen. Wie nun, wenn es ein Himmlischer wäre, der Menschengestalt angenommen?" Aber der verstockte Antinoos achtete nicht auf die Warnung. Telemach sah schweigend die Mißhandlung seines Vaters und drängte den Jüngling in den Busen zurück.

Im Frauengemach hörte Penelope durch die offene Thür alles, was geschah. So vernahm sie auch, wie es dem Bettler erging, und empfand Mitleid mit ihm. Sie ließ in der Stille den Sauhirt hereinrufen und bat ihn, daß der Fremdling zu ihr komme.

Eumäos meldete dem Bettler den Wunsch Penelopes. Dieser aber erwiderte: „Wie gern möchte ich der Königin erzählen, was ich von Odysseus weiß! Aber das Benehmen der Freier flößt mir Besorgnis ein. Darum soll Penelope ihr Verlangen bewältigen, bis die Sonne untergegangen ist." So begierig die Fürstin war, konnte sie seinen Gründen nicht unrecht geben und beschloß, sich zu gedulden.

Eumäos kehrte unter die Freier zurück und flüsterte seinem Herrn ins Ohr, daß er jetzt wieder nach seinem Gehege zurückkehren wolle. Auf die Bitte Telemachs verweilte er jedoch noch bis zum Abend, dann brach er auf und versprach, am andern Morgen mit erlesenen Schweinen wiederzukommen.

Odysseus und Fros.

Die Freier waren noch immer beisammen, als ein verächtlicher Bettler aus der Stadt in den Saal trat, groß von Gestalt, aber ohne alle Leibeskraft. Von Haus aus hieß er Arnäos, aber in der Stadt nannte man ihn nur Fros. Er hatte von einem Nebenbuhler gehört, und kam heran, den Odysseus aus seinem eigenen Hause zu vertreiben.

„Weiche von der Thür, Greis!“ rief er beim Eintreten, „siehst du nicht, wie mir alles winkt, dich hinauszumerfen?“

Finstern blickte ihn Odysseus an und sprach: „Die Schwelle hat Raum für uns beide. Reize meinen Zorn nicht und fordere mich nicht zum Streite heraus, es dürfte dir übel bekommen.“

Mit lautem Lachen kehrten sich die Freier dem hadernden Paare zu, und Antinoos sprach: „Wißt ihr was, Freunde! Seht ihr dort die Blutwürste, in Ziegenmagen gefüllt, auf den Kohlen braten? Diese laßt uns den beiden Streitern als Kampfspreis aussetzen! Wer von beiden Sieger ist, nehme sich davon, soviel er mag, und kein andrer Bettler außer ihm soll künftig diesen Saal betreten!“

Allen gefiel diese Rede. Odysseus stellte sich zaghaft, er verlangte das Versprechen von den Freiern, daß sie sich nicht zugunsten des Fros in den Streit mischen wollten. Sie gelobten ihm dieses willig, und auch Telemach stand auf und sprach: „Ich bin der Wirt, und wer dich verlegt, hat es mit mir zu tun.“

Odysseus gürtete sein Gewand und stülpte die Ärmel auf. Da ward man nervige Schenkel und Arme gewahr und mächtige Schultern und breite Brust, daß die Freier staunen mußten und zueinander sprachen: „Welche Lenden der Greis aus seinen Lumpen hervorstreckt! Wahrlich, dem Fros wird's übel ergehen!“

Dieser fing an zu zagen. Die Freier mußten ihn mit Gewalt umgürten, und seine Glieder schlotterten. Antinoos selbst wurde voll Ärger und rief: „Ich sage dir, wenn du besiegt wirst, so wanderst du zu Schiff nach Epiros, da wird man dir Nase und Ohren abschneiden und sie den Hunden vorwerfen!“ Man führte ihn mit Gewalt vor, und beide erhoben die Arme zum Kampfe.

Odysseus besann sich einen Augenblick, ob er den Elenden mit einem Streiche töten oder ihm nur einen leichten Schlag versetzen solle, um keinen Argwohn bei den Freiern zu erregen. Das letztere erschien ihm klüger, und so gab er ihm denn, als beide aneinander gekommen

waren und Groß ihn mit der Faust auf der Schulter getroffen hatte, nur eine leichte Schlappe hinter das Ohr. Dennoch zerbrach er ihm den Knochen, daß das Blut aus dem Munde schoß und Groß sich zappelnd auf dem Boden wand. Unter unbändigem Lachen der Freier zog ihn Odyſſeus zum Tore hinaus und lehnte ihn an die Hofmauer, und indem er ihm einen Stab in die Hand gab, sprach er spottend: „Da bleibe sitzen und verscheeuche Hunde und Schweine!“ Dann kehrte er in den Saal zurück.

Sein Sieg hatte den Freiern Achtung eingeflößt, sie kamen lachend zu ihm und sprachen: „Mögen dir die Götter geben, was du begehrt, Fremdling, daß du uns den überlästigen Burschen zur Ruhe gebracht haſt!“ Antinoos selbst legte ihm einen großen Ziegenmagen vor, Amphinomos trank ihm seinen Becher mit Wein zu und rief: „Auf dein Wohlsein, fremder Vater, mögeſt du künftig von aller Trübsal frei sein!“

Odyſſeus blickte ihm ernst ins Auge und erwiderte: „Amphinomos, du scheinst mir ein verständiger Jüngling zu sein! Nimm dir mein Wort zu Herzen! Es gibt nichts Eitleres und Unbeständigeres auf Erden, als der Mensch ist. Ich selbst habe es erfahren und habe im Vertrauen auf meine Jugend in glücklichen Tagen auch manches getan, was ich nicht hätte tun sollen. Darum warn' ich einen jeden, im Übermut zu freveln. Nicht klug ist es, daß die Freier sich so trotzig gebärden und soviel Schmach der Gattin des Mannes antun, der schwerlich mehr lange von der Heimat entfernt ist. Möge dich, Amphinomos, ein guter Dämon aus dem Hause hinwegführen, ehe du jenem begegneſt!“ Also sprach Odyſſeus, goß eine Spende aus, trank und gab den Becher dem Jüngling zurück. Der Freier senkte sein Haupt und schritt nachdenklich durch den Saal, als ahne ihm Schlimmes.

Penelope vor den Freiern.

Pallas Athene legte es jetzt der Königin in die Seele, vor den Freiern zu erscheinen, und einem jeden das Herz mit Sehnsucht zu erfüllen. Die vertraute Schaffnerin billigte den Entschluß. „Geh nur, Tochter,“ sprach sie, „aber bade und salbe dich zuvor, und dann zeige dich den Freiern!“

„Wute mir das nicht zu, Alte,“ erwiderte Penelope kopfschüttelnd, „alle Lust, mich zu schmücken, ist mir längst vergangen. Ruſe mir meine Dienerinnen, daß sie mir im Saale zur Seite stehen, denn allein zu den Männern hinabzugehen, verbietet mir die Scham!“

Während sich die Schaffnerin entfernte, versenkte Athene die Gattin des Odysseus in süßen Schlummer und verlieh ihr in diesem die Gaben überirdischer Schönheit; das Gesicht wusch sie ihr mit Ambrosia, ihren Wuchs machte sie höher und voller, ihre Haut ließ sie wie Elfenbein schimmern. Dann verschwand die Göttin, die beiden Mägde kamen, und Penelope erwachte aus ihrem Schlummer und sprach: „Ei, wie sanft habe ich geschlafen, möchten mir die Götter einen gleich sanften Tod senden!“

Mit diesen Worten erhob sie sich und stieg zu den Freiern hinab. Als diese sie sahen, schlug ihnen das Herz im Leibe, und jeder wünschte sie als Gattin heimzuführen. Die Königin aber wandte sich an ihren Sohn und sprach: „Telemach, welche That hast du begehen lassen! Hast es geduldet, daß ein armer Fremdling aufs unwürdigste gekränkt worden ist! Das muß uns ja vor allen Menschen Schande bringen!“

„Ich verarge dir deinen Eifer nicht, gute Mutter, auch fehlt es mir nicht an der Erkenntnis des Rechts, aber diese feindseligen Männer betäuben mich ganz, und nirgend finde ich Unterstützung. Doch ist der Kampf des Fremden mit Iros gar nicht so ausgegangen, wie es die Freier wünschten; möchten diese doch, ebenso gezwungen, ihr Haupt hängen lassen, wie jener Elende draußen!“

Telemach hatte dieses leise gesprochen. Eurymachos aber rief, ganz trunken von der Goldseligkeit der Fürstin: „Klaros' Tochter, wahrlich, es erschienen morgen noch viel mehr Freier, wenn dich alle Achäer sehen könnten, so weit überstrahlst du alle Frauen an Schönheit und Gestalt!“

„Ach, Eurymachos,“ entgegnete Penelope, „meine Schönheit ist dahin, seit mein Gemahl gen Troja fuhr! Als er mir zuletzt die Hand reichte, sprach er: ‚Liebes Weib, die Griechen werden nicht alle gesund von Troja heimkehren; so weiß auch ich nicht, was mir beschieden ist. Beschiede du alles im Hause, und wenn unser Sohn herangewachsen ist und ich nicht mehr heimkehre, dann magst du dich wieder vermählen und unsere Wohnung verlassen!‘ So sprach er, und nun wird alles wahr! Wehe mir! Der entsetzliche Tag der Hochzeit naht heran, und unter welchem Kummer gehe ich ihm entgegen, denn diese Freier haben andre Sitten als sonst die Brautbewerber. Sie verprassen mein Gut ohne alle Entschädigung.“

Mit Freuden hörte Odysseus diese klugen Worte. Für die Freier übernahm Antinoos die Antwort und erwiderte: „Edle Königin, gern

wird dir jeder die köstlichsten Gaben darbringen, und wir bitten dich, entziehe dich unseren Geschenken nicht! Aber in unsere Heimat kehren wir nicht zurück, bis du dir den Bräutigam aus unserer Mitte erkoren hast." Alle Freier stimmten dieser Rede zu. Diener wurden abgeschickt, um die Geschenke zu holen, und kehrten bald mit köstlichen Gaben zurück. Für Antinoos wurde ein prachtvolles Gewand herbeigebracht, für Eurymachos ein kunstvolles goldenes Geschmeide, für Eurymachos ein Paar Ohrringe, jeder in drei Diamanten spielend, und so reichte ihr jeglicher Freier ein Geschenk dar. Dienerinnen nahmen die Gaben in Empfang, und Penelope stieg mit denselben wieder auf den Söller empor.

Die Freier vergnügten sich jetzt mit Tanz und schwärmten ganz ausgelassen. Als es dunkel wurde, stellten die Mägde drei Feuerlampen zur Beleuchtung im Saal umher und legten getrocknete Scheiter hinein. Während sie nun die Glut ansachten, gesellte sich Odysseus zu ihnen und sprach: „Ihr Mägde des Odysseus, euch ziemte besser, bei eurer Herrin zu sitzen und die Spindel zu drehen. Für das Feuer hier laßt mich sorgen! Bleiben die Freier auch bis zum Morgen da, so werde ich doch nicht müde werden.“

Die Mägde erhoben ein lautes Gelächter. Endlich sprach eine von ihnen, Melantho, welche von Penelope wie ein Kind aufgezogen worden war, und die jetzt mit Eurymachos in schändlichem Einverständnis lebte, die frechen Schmähworte: „Du elender Bettler, was willst du uns Gesetze vorschreiben! Nimm dich in acht, daß sich nicht ein Besserer erhebt und dir rechts und links das Haupt zerschlägt!“

„Hündin,“ antwortete Odysseus, „ich gehe, deine frechen Worte dem Telemach zu melden, daß er dich in Stücke zerhaue!“

Diese Rede scheuchte die Mägde auseinander, daß sie mit bebenenden Knien aus dem Saal entflohen. Nun stellte sich Odysseus selbst ans Geschirr, fachte die Flammen an und hing seinen Nachgedanken nach.

Athene aber spornte das Herz der Freier zum Spotte, und Eurymachos sagte zu seinen Gesellen, daß ein lautes Gelächter entstand: „Der Mann ist wahrlich wie eine lebende Leuchte in diesen Saal geschickt worden. Schimmert nicht sein Kahlkopf gerade wie eine Fackel?“

„Eurymachos,“ antwortete Odysseus mit fester Stimme, „du dünkst dich groß und gewaltig zu sein, aber wenn einmal Odysseus in die Heimat zurückkommt, dann möchten dir bald diese Hallen zu eng werden für die Flucht!“

Jetzt wurde Eurymachos grimmig. „Elender,“ rief er, „empfang

auf der Stelle den Lohn für deine trunkenen Reden!" Mit diesem Rufe schleuderte er einen Fußschemel nach Odysseus, der aber über diesen hin und dem Mundschent an die rechte Hand fuhr, so daß ihm die Weinkanne auf den Boden rollte und er selbst mit einem lauten Schrei rückwärts zur Erde fiel.

Die Freier lärmten indessen fort und fluchten dem Fremdling, bis Telemach höflich, aber bestimmt die Gäste einlud, sich zur Ruhe zu begeben. Amphinomos stimmte ihm bei, und so verließen die Freier endlich den Saal.

Hier blieben jetzt nur noch Odysseus und sein Sohn zurück. „Geschwind, laß uns jetzt die Rüstungen verwahren!" sagte jener zu diesem. Telemach aber rief vorsichtig seine Pflegerin Eurycleia heraus und sagte: „Mütterchen, halte mir die Mägde zurück, bis ich des Vaters Waffen aus dem beständigen Dampf in die Kammer getragen habe!"

„Aber wer soll dir die Fackel vortragen, wenn ich keine Dienerin mit dir gehen lassen darf?" fragte Eurycleia.

„Der Fremdling dort," antwortete Telemach lächelnd; „wer aus meinem Brotkorb ißt, darf mir nicht müßig stehen."

Odysseus und Penelope.

Nun trugen Vater und Sohn die Helme, Schilde und Lanzen miteinander in die Kammer, und vor ihnen her schritt unsichtbar Pallas Athene und verbreitete Licht überall.

„Welch ein Wunder," sagte Telemach leise zu seinem Vater, „alles leuchtet wie Feuer! Fürwahr, es muß ein Gott bei uns sein!"

„Sei still, mein Sohn," sprach Odysseus, „und forsche nicht, das ist ja der Brauch der Unsterblichen. Lege dich jetzt schlafen, ich selbst will noch ein wenig wachbleiben."

Telemach entfernte sich, und Penelope trat jetzt aus ihrer Kammer. Sie stellte sich ihren eigenen Sessel zum Feuer und setzte sich auf den Schafpelz, der ihn bedeckte. Dann kam eine Schar von Mägden, die räumten Brot und Becher von den Tischen und sorgten aufs neue für Beleuchtung und Heizung des Saales. Hierbei verhöhnte Melantho den Odysseus zum zweitenmal. „Fremdling," rief sie, „du wirst doch nicht über Nacht dableiben und im Palaste herumlungern wollen? Geh auf der Stelle hinaus, wenn dir nicht dieser Feuerbrand nachfliegen soll!"

Odysseus schaute sie finster an und entgegnete: „Warum bist du

ſo erbittert gegen mich? Weil ich in Lumpen gehe und bettle? Bedenke, daß es dir auch ſo gehen könnte!"

Penelope hörte, was der Bettler ſprach, und ſchalt die übermüthige Magd: „Schamloſes Weib, du haſt doch ſelbſt von mir gehört, daß ich den Fremdling in meinen eigenen Gemächern nach dem Gemahl befragen will, und dennoch wagſt du's, denſelben zu verhöhnen?"

Melantho ſchlich beſchämt davon, und nun begann Penelope den Bettler auszufragen.

„Vor allen Dingen, Fremdling," ſagte ſie, „nenne mir dein Haus und Geſchlecht!"

Er aber erwiderte: „Frage mich nach allem, nur nicht danach. Ich habe zuviel Weh erduldet, als daß ich daran erinnert werden dürfte. Wenn ich es nennen würde, ſo müßte ich troſlos klagen und würde mit Recht von dir geſcholten."

„Auch mir iſt es," entgegnete Penelope, „nicht beſſer ergangen, ſeit mein Gemahl mich verlaſſen hat. Ich kann der Verzweiflung nicht mehr ausweichen, meine Eltern drängen mich und mein Sohn zürnt über die Verſchwendung des Erbguts. Darum verſchweige mir dein Geſchlecht und dein trauriges Schickſal nicht!"

„Wenn du mich nöthigſt," entgegnete Odyſſeus, „ſo muß ich es dir wohl ſagen." Und nun begann der Erfindungsreiche eine erdichtete Geſchichte zu erzählen, die der Wahrheit ſo ähnlich ſah, daß Penelope in Thränen zerfloß. Als die Königin lange genug geweint, begann ſie von neuem: „Jetzt muß ich dich doch auch prüfen, ob deine Erzählung wirklich wahr iſt, du habeſt meinen Gatten in deinem Hauſe bewirtet. Sage mir doch, welches Gewand er trug, wie er ausſah und wie ſein Geſolge war!"

„Du verlangſt Schweres nach ſo langer Zeit," entgegnete Odyſſeus, „denn es geht ins zwanzigſte Jahr, daß der Held zu uns kam. So viel ich mich erinnere, war ſein Kleid zwiefach, purpurn, von langer Wolle und eine goldene Spange daran. Born war ein prächtiges Kunſtwerk angebracht, ein Reh, das zwiſchen den Klauen eines Hundes zappelte; unter dem Purpurmantel ſchaute ein ſchneeweißer Leibrock hervor. Ein buckliger Herold, namens Eurybates, folgte ihm."

Von neuem mußte die Königin weinen, denn alle Zeichen trafen genau zu. Odyſſeus tröſtete ſie mit einer neuen Märe, in die er jedoch manche Wahrheit einmiſchte, von der Landung des Odyſſeus auf Thrinakia und deſſen Aufenthalt im Lande der Phäaken. Das alles wollte er von dem König der Theſproten wiſſen, wo Odyſſeus vor

seiner Reise sich aufgehalten und große Schätze hinterlegt habe, die er, der Bettler, selbst gesehen haben wollte. Somit sei des Odysseus Rückkehr so gut wie gewiß.

Aber seine Worte vermochten Penelope nicht zu überzeugen. „Mir ahnt im Geiste,“ sprach sie, „daß das niemals geschehen wird.“

Sie wollte nun den Mägden befehlen, ihm die Füße zu waschen und ihm ein gutes Lager zu bereiten. Odysseus wollte jedoch nicht anders als bisher auf Stroh liegen. „Nur, wenn du ein altes Mütterchen hast,“ setzte er hinzu, „das im Leben soviel wie ich selbst duldet, das mag mir die Füße waschen!“

„Erhebe dich, getreue Eurykleia,“ rief Penelope, „wasche diesem Manne die Füße, der gerade so alt ist, wie dein Herr, der Odysseus.“

Die greiße Pflegerin schickte sich zu dem Dienst an und sprach, als sie den Fremdling scharfer ins Auge faßte: „Es haben uns schon viele besucht, aber dem Odysseus so ähnlich wie du an Gestalt und Füßen ist mir noch nie ein Mensch erschienen.“

„Das haben alle gesagt, die uns beide gesehen haben,“ entgegnete Odysseus, anscheinend gleichgültig, während er am Feuerherd saß, und sie die zum Fußwaschen bestimmte Wanne mit lauem Wasser füllte. Als sie sich an die Arbeit machte, rückte Odysseus vorsichtig ins Dunkle, denn er hatte von seiner Jugend her über dem rechten Knie eine tiefe Narbe, die ihm einmal auf der Jagd ein Eber mit dem scharfen Zahne geschlagen hatte. An diesem Male fürchtete Odysseus von der Alten erkannt zu werden und rückte deshalb mit den Füßen aus dem Lichte, aber es war vergebens. Sowie die Schaffnerin mit den flachen Händen über die Stelle fuhr, erkannte sie die Narbe und ließ vor Schrecken und Freude das Bein in die Wanne gleiten.

„Odysseus, mein Sohn,“ rief sie freudig, „wahrlich, du bist es, ich habe es mit Händen gegriffen.“

Aber Odysseus hielt ihr mit der Rechten den Mund zu und flüsterte: „Willst du mich verderben, Mütterchen? Du redest wahr, aber noch darf es kein Mensch wissen.“

„Ich schweige,“ entgegnete Eurykleia, ihre Freude unterdrückend, „mein Herz ist fest, wie Fels und Eisen.“ Sie hatte inzwischen ein zweites Fußbad geholt, denn das erste war ganz verschüttet. Nachdem er nun wohl gebadet und gesalbt war, besprach sich Penelope noch eine Weile mit ihm.

„Mein Herz schwankt hin und her,“ sagte sie, „ob ich bei meinem

Söhne bleiben, oder ob ich mich von dem edelsten der Freier heimführen lassen soll. Höre an, was ich vergangene Nacht geträumt habe. Ein Adler kam vom Gebirge her und brach allen meinen Gänsen den Hals. Ich fing laut an zu schluchzen und träumte weiter. Mir war, als kämen die Frauen der Nachbarschaft, mich in meinem Grame zu trösten. Plötzlich kehrte auch der Adler zurück und fing an, mit Menschenstimme zu reden: „Sei getrost, Penelope, das ist ein Gesicht und kein Traum! Die Freier sind die Gänse, ich selbst, der ich ein Adler war, bin Odysseus, ich bin zurückgekommen, alle Freier umzubringen.“ Also sprach der Vogel, und ich wachte auf. Sogleich ging ich, nach meinen Gänsen zu schauen, aber diese standen alle ganz ruhig am Trog und fraßen.“

„Das Gesicht kann gar keine andre Bedeutung haben,“ entgegnete der Bettler, „als: Odysseus wird kommen, und kein Freier am Leben bleiben.“

Aber Penelope sprach seufzend: „Träume sind Schäume, und morgen kommt der entsetzliche Tag, der mich vom Hause des Odysseus scheiden wird, denn da will ich den Wettkampf bestimmen. Mein Gemahl pflegte manchmal zwölf Arzte hintereinander aufzustellen und den Pfeil durch alle zwölf hindurchzuschellen. Wer nun dieses Kunststück mit des Odysseus Bogen, den ich immer noch aufbewahre, vollbringt, dem will ich folgen.“

„Tue das, Königin,“ sprach Odysseus entschlossen. „Bestimme morgen den Wettkampf, denn eher kommt der Odysseus zurück, als daß jene seinen Bogen spannen und durch die zwölf Löcher der Arzte den Pfeil schnellen.“

Also sprach er, und die Königin sagte dem Fremdling eine gute Nacht. Odysseus begab sich in den Vorsaal, wo ihm ein Lager bereitet war, und auch Penelope suchte ihr Schlafgemach auf.

Der Wettkampf mit dem Bogen.

Am andern Morgen versammelten sich die Freier wieder in dem Palaste. Sie legten ihre Mäntel ab, die Tiere wurden geschlachtet und gebraten, Diener mischten den Wein in Krügen, der Sauhirt reichte die Becher umher, den Wein schenkte Melantheus, und das allgemeine Mahl begann.

Den Odysseus setzte Telemach absichtlich an die Schwelle des Saales auf einen schlechten Stuhl und stellte einen armseiligen Tisch davor. Dann sprach er: „Hier schmause ruhig, und ich rate niemand, dich zu schmähen.“

Antinoos ermahnte seine Freunde, den Fremdling gewähren zu lassen, denn er merkte wohl, daß derselbe unter Zeus' Schutze stehe, aber Athene stachelte die Freier heimlich zum Spott auf. Es war unter ihnen ein trotziger Mann, namens Ktesippos, von der Insel Same.

„Ihr Freier,“ sprach dieser höhniſch, „dem Gaste da will ich noch ein besonderes Geschenk verehren.“ Damit zog er einen Kuhfuß aus dem Korb und schleuderte ihn mit zorniger Hand nach dem Bettler. Aber Odysseus beugte ſtink das Haupt, und der Knochen fuhr an die Mauer.

Jetzt stand Telemach auf und rief: „Schätze dich glücklich, daß du den Fremdling nicht getroffen haſt; wäre es geſchehen, ſo hätte ich dir die Lanze durch den Leib geſtoßen. Darum erlaube ſich keiner mehr eine Ungebühr in meinem Hauſe, lieber bringet mich ſelbſt um, als daß ihr meine Gäſte beleidigt!“

Alle erſtaunten, als ſie ſo ernſte Worte hörten. Endlich ſtand Agelaos, der Sohn des Damastor, auf und ſprach: „Telemach hat recht. Aber er und ſeine Mutter ſollen jetzt ein Wort in Güte mit ſich reden laſſen. Wohlan, Telemach, beſtimme deine Mutter, den edelſten unter den Freiern zu wählen, damit du hinfort ungeſchmälert dein väterliches Erbe genießen kannt!“

Telemach erwiderte hierauf: „Beim Zeus, ich ſpreche der Mutter ſchon lange zu, ſich einen von ihren Bewerber zu erwählen, aber mit Gewalt werde ich ſie nie aus dem Hauſe treiben.“

Jetzt war auch Penelopes Zeit gekommen. Sie nahm einen Schlüssel aus Erz zur Hand und eilte in eine ferne Hinterkammer, wo allerlei Geräte des Odysseus aufbewahrt waren.

Unter anderem lag hier auch ſein Bogen und der Köcher voller Pfeile, beides Geſchenke eines ſakedämoniſchen Gaſtfreunds. Der Schmerz überwältigte ſie, als ſie das Geſchoß ſah, ſie warf ſich auf einen Stuhl und ſaß lange in Tränen da. Endlich erhob ſie ſich, die Waſſe wurde in eine Lade gelegt, mit welcher ihr die Dienerinnen folgten.

So trat ſie mitten unter die Freier in den Saal, ließ Stille gebieten und ſprach: „Wohlan, ihr Freier, wer mich erwerben will, der gürte ſich! Hier iſt der große Bogen meines hehren Gemahls; wer ihn am beſten ſpannt und den Pfeil durch die Löcher von zwölf Arten dahinschnellt, dem will ich als Gemahlin folgen.“

Hierauf befahl ſie dem Sauhirt, den Freiern Bogen und Pfeile vorzulegen. Weinend empfing Eumäos die Waſſen und breitete ſie vor den Kämpfern aus, und auch ein anderer, dem Odysseus treu ergebener

Mann, der mit erlesenen Tieren vom Felde hereingekommene Rinderhirt Philötios, weinte. Das ärgerte den Antinoos. „Dumme Bauern,“ schalt er, „was macht ihr mit euren Tränen unserer Königin das Herz schwer? Sättigt euch beim Mahl oder heult vor der Tür draußen! Wir aber, ihr Freier, wollen uns an den schweren Wettstreit machen, denn diesen Bogen zu spannen, dünkt mich nicht leicht. Unter uns allen ist kein Mann so stark wie Odysseus.“

Jetzt stand Telemach auf und sprach: „Bohlan, ihr Freier, ihr waget den Wettkampf um ein Weib, wie in ganz Griechenland keines mehr ist. Doch das wisset ihr ja selbst, ich brauche meine Mutter nicht zu loben. Drum ohne Zögern den Bogen gespannt! Hätte ich doch selbst Lust, mich im Wettkampf zu versuchen, denn wenn ich euch besiegte, würde mir die Mutter das Haus nicht verlassen.“

So sprach er, zog eine Furche durch den Estrich des Saales, bohrte die Äste in den Boden und stampfte die Erde wieder fest. Alle bewunderten seine Kraft und Genauigkeit. Dann griff er nach dem Bogen und stellte sich damit auf die Schwelle. Dreimal versuchte er, denselben zu spannen, dreimal versagte ihm die Kraft. Nun zog er die Sehne zum viertenmal, und jetzt wäre es ihm gelungen, aber ein Wink des Vaters hielt ihn zurück.

„Ihr Götter,“ rief er, „entweder bin ich ein Schwächling oder noch zu jung und nicht imstande, einen Beleidiger von mir abzuwehren. So versuchet es denn, ihr anderen, die ihr kräftiger seid als ich!“ Also sprechend lehnte er Bogen und Pfeil an den Türpfosten und setzte sich wieder auf den Sessel, von dem er aufgestanden war.

Nun erhob sich triumphierend Antinoos und sprach: „Auf denn, ihr Freunde, fangt dort hinten an von der Linken zur Rechten!“ Da stand zuerst Leiodes auf, der Opferer war und immer zuhinterst am großen Mischfrug saß; dieser trat auf die Schwelle und bemühte sich vergebens, den Bogen zu spannen.

„Du es ein anderer,“ rief er, indem er die Hände sinken ließ, „ich bin der Rechte nicht, und vielleicht ist keiner hier, der es vermag.“

Mit diesen Worten lehnte er Bogen und Köcher an den Pfosten. Aber Antinoos schalt ihn und sprach: „Das ist eine ärgerliche Rede, Leiodes: weil du ihn nicht spannen kannst, soll es auch kein anderer vermögen. Zünd' ein Feuer an, Melantheus, und bringe eine tüchtige Scheibe Speck aus der Kammer, da wollen wir den ausgedörrten Bogen erwärmen und salben, dann soll es besser gehen!“

Es geschah, wie er befohlen, aber es war vergebens. Umsonst bemühte sich ein Freier nach dem anderen, den Bogen zu spannen. Zuletzt waren nur noch Antinoos und Eurymachos übrig.

Nun geschah es, daß der Rinderhirt und der Sauhirt zufällig zugleich aus dem Palaste traten, worauf ihnen Odysseus sofort nachfolgte. Als sie den Vorhof hinter sich hatten, holte er sie ein und sprach leise zu ihnen: „Ihr Freunde, ich möchte wohl ein Wort mit euch reden, wenn ich mich auf euch verlassen könnte. Wie wär' es, wenn den Odysseus jetzt plötzlich ein Gott aus der Fremde zurückführte? Würdet ihr die Freier verteidigen oder ihn? Redet unverhohlen!“

„Zeus im Olymp!“ rief der Rinderhirt. „Wenn mir dieser Wunsch gewährt würde, daß der Held käme, du solltest sehen, wie sich meine Arme regen würden!“

Ebenso flehte Eumaios zu allen Göttern, daß sie dem Odysseus Heimkehr verleihen möchten.

Als nun dieser ihres Herzens Gesinnung erkannt hatte, sprach er: „Nun denn, ihr Kinder, so vernehmet: Ich selber bin Odysseus. Nach unsäglichem Leiden komme ich in die Heimat zurück, und ich sehe, daß ich euch beiden willkommen bin. Dafür will ich auch jedem von euch, wenn ich die Freier bezwungen habe, ein Weib geben und Häuser bauen ganz nahe bei meinem Hause, und Telemach soll euch behandeln wie seine Brüder. Damit ihr aber an der Wahrheit meiner Aussage nicht zweifelt, so erkennt hier die Narbe von jener Wunde, die mir der Eber schlug.“ Damit schob er die Lumpen seines Kleids auseinander und entblößte die große Narbe. Jetzt fingen die beiden Hirte zu weinen an, umschlangen ihren Gebieter und küßten ihm Gesicht und Schultern. Auch Odysseus küßte die treuen Knechte, dann aber sprach er: „Hänget eurem Grame nicht nach, daß uns keiner im Palaste verrate! Auch wollen wir alle nur einer nach dem anderen nach dem Palaste gehen. Und merkt auf, wenn dann die Freier nicht gestatten wollen, daß auch mir Bogen und Köcher gereicht werden, so wandle du, Eumaios, fest mit dem Bogen durch den Saal und reiche mir ihn! Zugleich befehlst du den Weibern, die Pforten des Hintergemachs fest zu verriegeln, und wenn man auch inwendig im Saale Lärmen und Stöhnen hört, so soll sich keine aus der Thür wagen, sondern ruhig bei der Arbeit verharren. Dir aber, getreuer Philottios, sei das Hoftor anvertraut, riegle es fest zu und binde ein Seil ums Schloß!“

Nach dieser Weisung begab sich Odysseus in den Saal zurück, und

die Hirten folgten ihm einer nach dem anderen. Eurymachos drehte eben den Bogen unermüdet über dem Feuer, ihn erwärmend, um die Sehne zu spannen, aber es gelang ihm nicht, und unmutig seufzend sprach er: „Nicht so sehr um Penelopes Hand gräme ich mich, sondern darüber, daß wir gegen den Helden Odysseus so ganz kraftlos erscheinen sollen.“

Antinoos aber wies den Freund zurecht und sagte: „Rede nicht so, Eurymachos! Es feiert heute das Volk ein Fest, da ziemt es sich gar nicht, den Bogen zu spannen. Laß uns das Geschöß hinweglegen, die Arzte mögen immerhin im Saale stehen bleiben, dann opfern wir morgen dem Apollo und vollbringen den Bogenkampf.“

Jetzt wandte sich Odysseus an die Freier und sprach: „Ihr tut wohl daran, heute zu rasten, morgen wird euch hoffentlich der Fernhinterfessler Sieg verleihen. Gestattet auch mir es, den Bogen zu erproben und zu versuchen, ob in den elenden Gliedern noch etwas von der alten Kraft geblieben ist.“

„Fremdling,“ fuhr da Antinoos auf, „bist du von Sinnen, oder betört dich der Wein? Sobald du den Bogen spannst, wirst du keinen Fürsprecher mehr unter uns haben.“

Nun mischte sich auch Penelope in den Streit. „Antinoos,“ sprach sie mit sanfter Stimme, „fürchtest du etwa, wenn es dem Bettler gelänge, den Bogen zu spannen, er würde mich als Gattin heimführen? Schwerlich macht er sich selbst diese Hoffnung.“

„Nicht das fürchten wir, Königin,“ antwortete Eurymachos, „sondern wir scheuen nur die Nachrede bei den Griechen, daß nur schwache Männer, von denen keiner den Bogen zu spannen vermocht, um die Gattin des Odysseus gewonnen haben, zuletzt sei ein Bettler aus der Fremde gekommen, der habe den Bogen ohne Anstrengung gespannt und durch die Arzte geschossen.“ Penelope fiel ihm ins Wort: „Auch der Fremdling rühmt sich eines edlen Mannes als Erzeuger. Drum gebt ihm nur den Bogen! Spannt er ihn, so soll er nichts weiter von ihm haben, als Mantel und Leibrock und Sohlen unter die Füße, damit mag er hingehen, wohin sein Herz begehrt.“

Nun rief Telemach: „Mutter, über den Bogen hat keiner zu gebieten als ich! Geh du in dein Frauengemach zu Webstuhl und Spindel! Das Geschöß gebührt den Männern!“

Staunend fügte sich Penelope der entschlossenen Rede des Sohnes. Und nun brachte der Sauhirt den Bogen, während die Freier ein wütendes Geschrei erhoben: „Wohin mit dem Geschöß, du Rasender?“

Erschrocken legte Eumäos den Bogen von sich, Telemach aber rief mit drohender Stimme: „Hierher, Alter, du hast nur einem zu gehorchen! Wäre ich nur den Freiern so überlegen, wie ich dir es bin!“

Die Freier lachten und ließen von ihrem Zorn ab. Der Sauhirt reichte dem Bettler den Bogen, dann befahl er der Schaffnerin, die Pforten des Hintergemachs zu verriegeln, und der Rinderhirt Philötios eilte aus dem Palast und verschloß sorgfältig die Türen des Vorhofs.

Odysseus aber beschaute sich den Bogen von allen Seiten, ob nicht die Würmer das Holz zernagt hätten oder sonst etwas an ihm gebräche. Nachdem er ihn genau geprüft, spannte er ihn nur leicht hin, wie der Sänger die Saiten eines Lautenspiels, griff mit der rechten Hand in die Sehne und versuchte ihre Spannkraft. Diese gab einen hellen Ton von sich, wie das Zwitschern einer Schwalbe. Die Freier alle durchzuckte ein Schmerz, und sie erblaßten, Zeus aber donnerte vom Himmel mit heilvoller Vorbedeutung.

Da faßte Odysseus mutig den Pfeil, zog die Sehne und schnellte, mit sicherem Auge zielend, den aufgelegten ab. Keine Art verfehlte der Schuß. Der Pfeil flog vom vordersten Ohr hindurch bis zum letzten. Da rief der Held: „Telemach, der Fremdling in deinem Palaste hat dir keine Schande gebracht. Jetzt aber ist es Zeit, daß wir den Achäern den Abendschmaus geben, dann folge Lautenspiel und Gesang, und was sonst noch das festliche Mahl erfreuen mag!“ Mit diesem Worte gab Odysseus seinem Sohn einen heimlichen Wink. Schnell warf dieser sein Schwert um, griff zum Speer und stellte sich gewappnet neben den Stuhl seines Vaters.

Die Rache an den Freiern.

Da streifte sich Odysseus die Lumpen zurück von den Armen, und Bogen und Köcher in der Hand, sprang er behend auf die hohe Schwelle. Hier schüttete er die Pfeile vor seinen Füßen aus und rief in die Versammlung hinab:

„Der erste Wettkampf wäre nun vollbracht, ihr Freier, nun folgt der zweite, und jetzt wähle ich mir ein Ziel, wie es noch kein Schütze getroffen hat, und doch gedenke ich es nicht zu verfehlen.“

So sprach er und zielte mit dem Bogen auf Antinoos. Dieser führte eben den goldenen Pokal zum Munde. Da fuhr ihm der Pfeil in die Gurgel, daß das Geschloß aus dem Genicke hervordrang.

Als die Freier den Fallenden gewahrten, sprangen sie tobend von ihren Sesseln auf und suchten an den Wänden des Saales nach Waffen, aber da war kein Speer und kein Schild mehr zu sehen.

Nun machten sie sich mit grimmen Scheltworten Luft: „Was schießest du auf Männer, verfluchter Fremdling? Unseren edelsten Genossen hast du getödtet, und bald werden dich die Geier fressen.“ Sie meinten nämlich, er habe ihn, ohne es zu wollen, getroffen, und ahnten nicht, daß sie alle das gleiche Schicksal bedrohe.

Odysseus aber rief mit Donnerstimme: „Ihr Hunde! Odysseus selbst steht vor euch! Ihr meint, ich käme nimmer von Troja zurück, deshalb verschwelgtet ihr mein Gut, warbet um mein Weib und scheutet Götter und Menschen nicht. Jetzt aber naht die Stunde der Vergeltung!“

Die Freier wurden bleich, als sie solches hörten, und Entsetzen ergriff sie. Nur Eurymachos faßte sich und sprach: „Wenn du wirklich Odysseus bist, so hast du recht, uns zu schelten. Aber der, der an allem schuldig war, liegt ja bereits von deinem Pfeil erschossen, denn Antinoos ist's, der alles angestiftet hat, du aber laß dich verjöhnen! Jeder von uns soll dir zwanzig Rinder zum Ersatz für das Verzehrte bringen und Erz und Gold, soviel dein Herz verlangt!“

„Nein, Eurymachos,“ entgegnete Odysseus finster, „ich werde nicht ruhen, bis ihr alle mit dem Tod eure Missetat gebüßt habt. Tut, was ihr wollt, kämpfet oder fliehet, keiner wird mir entinnen!“

Herz und Kniee zitterten den Freiern. Ermahnend sprach Eurymachos zu denselben: „Dieses Mannes Hände wird niemand mehr aufhalten, zieht die Schwerter und wehrt sein Geschloß mit den Tischen ab, alsdann werfen wir uns auf ihn selber, drängen ihn von der Schwelle und zerstreuen uns durch die Stadt hin, unsere Freunde zusammenzurufen.“

Er zog sein Schwert und sprang mit gräßlichem Geschrei empor. Da durchbohrte ihm der Pfeil des Helden die Leber, er wälzte sich mitsamt dem Tisch auf dem Boden und schlug mit der Stirn auf den Estrich. Es waren die letzten Zuckungen, bald lag er tot am Boden.

Nun stürmte Amphinomos gegen Odysseus, um sich mit dem Schwerte Bahn zu machen. Aber diesen erreichte Telemachs Speer zwischen den Schultern, so daß der Getroffene auf das Antlitz niederfiel.

Telemach entzog sich nach dieser That dem Gewühle der Freier durch einen Sprung und stellte sich auf die Schwelle zu seinem Vater, dem er einen Schild, zwei Bogen und einen ehernen Helm, die noch

im Saale sich befanden, zubrachte. Dann eilte er zur Thür hinaus und in die Rüstkammer. Hier suchte er für sich und die Freunde noch vier Schilde, acht Lanzen und vier Helme aus. Dann waffneten sie sich, er und die beiden treuen Hirten. Die vierte Rüstung brachten sie dem Odysseus, und so standen nun alle vier gewappnet nebeneinander.

So lange Odysseus noch Pfeile hatte, streckte er mit jedem Schuß einen Freier nieder, dann lehnte er den Bogen an den Türpfosten, warf sich eilig den vierfachen Schild über die Schultern, setzte sich den Helm aufs Haupt und ergriff zwei mächtige Lanzen. In dem Saale war noch eine Seitenpforte, die in einen Gang führte, der in den Hausflur auslief. Die Öffnung der Pforte war eng und faßte nur einen Mann. Dieses Pfortchen hatte Odysseus dem Eumaios zur Gut anvertraut, nun aber, da jener seine Stelle verlassen, blieb es unbewacht.

Einer von den Freiern, Agelaos, bemerkte dieses. „Wie wär' es, Freunde," rief er, „wenn wir uns durch die Seitenpforte flüchteten und so in die Stadt gelangten, um das Volk aufzuwiegeln?"

„Sei kein Tor," sprach da der Ziegenhirt zu ihm, „Pforte und Gang sind so eng, daß nur ein einzelner Mann hindurch kann. Wenn sich einer davorstellt, wehrt er uns allen. Laß mich lieber hinaus-schlüpfen, so hol' ich euch Waffen genug vom Söller!"

Der Ziegenhirt tat nach seinen Worten und brachte den Freiern auf wiederholten Gängen zwölf Schilde und ebensoviel Helme und Lanzen herab.

Unerwartet sah Odysseus seine Feinde mit Rüstungen umhüllt und lange Speere in den Händen. Er erschrak und sprach zu seinem Sohne Telemach: „Das hat uns eine der falschen Mägde oder der Geißhirt angerichtet."

„Ach Vater, ich bin selbst schuldig," entgegnete Telemach, „ich habe vorhin, als ich die Waffen holte, die Thür der Rüstkammer nur angelehnt."

Der Sauhirt eilte nun hinauf zur Kammer, um sie zu verschließen. Durch die offene Thür sah er, wie drin schon wieder der Geißhirt stand, um weitere Waffen zu holen. Er eilte mit dieser Nachricht nach der Schwelle zurück. „Soll ich mich des Schalks bemächtigen?" fragte er seinen Herrn. „Ja," erwiderte dieser, „nimm den Kinderhirt mit und so überfallet ihn in der Kammer, dreht ihm Hände und Füße auf den Rücken und hängt ihn mit einem starken Seil an die Mittelsäule der Kammer, daß er in Qualen harre. Dann schließt die Thür

und kehrt zurück!" Die Hirten gehorchten. Sie beschlichen den Falschen, wie er eben im Winkel der Kammer nach Waffen spähte. Als er wieder zu der Schwelle kam, packten sie ihn, fesselten ihm Hände und Füße, knüpften an einen Haken der Decke ein langes Seil, schlangen es um seinen Leib und zogen ihn an der Säule bis dicht an die Balken empor. Dann verschlossen sie die Pforte und kehrten auf ihren Posten zurück.

Jetzt rief Odysseus seinen Freunden zu: „Wohlgezielt und gut geschossen!" und alle vier schickten ihre Lanzen ab, und keiner fehlte. Vier Freier sanken getroffen in den Staub. Einen Augenblick flüchteten sich die noch übrigen in den äußersten Winkel des Saales; bald aber wagten sie sich wieder hervor, zogen die Speere aus den Leichnamen und schossen sie auf ihre grimmen Gegner ab. Die meisten fehlten aber, nur der Speer des Amphimedon streifte dem Telemach die Knöchelhaut an der einen Hand, und des Ktesippos Lanze ritzte dem Sauhirt die Schulter über dem Schilde. Beide wurden von den Verletzten durch Lanzenwürfe getötet, und der Sauhirt begleitete den Wurf mit den Worten: „Nimm dieses, Lasterer, für den Ruhfuß, mit dem du meinen Herrn im Saale beschenktest!"

Den Eurydamas hatte Odysseus niedergestreckt, der darauf mit der Lanze den Agelaos erstach. Telemach jagte dem Leokritos den Speer durch den Leib, und auch die Göttin Pallas Athene kam jetzt ihrem Schützling zu Hilfe und jagte den Freiern mit ihrem verderblichen Agisschild Entsetzen ein, daß sie wie Kinder, von der Bremse gestochen, im Saale hin und her irrten. Odysseus und seine Freunde waren von der Schwelle herabgesprungen und durchwüteten den Saal mit Morden, daß überall Schädel krachten, Röcheln sich erhob und der Saal von Blut floß.

Einer der Freier, Leiodes, warf sich dem Odysseus zu Füßen, umflammerte seine Kniee und rief: „Erbarme dich! Nie habe ich Muthwillen in deinem Hause getrieben. Ich bin der Opferer der Freier und habe nie Schlimmes getan."

„Wenn du ihr Opferer bist, so hast du wenigstens für sie gebetet," erwiderte Odysseus, raffte das Schwert des Agelaos vom Boden auf und hieb dem Flehenden das Haupt vom Nacken, daß es in den Staub hinrollte.

Nahе an der Seitenpforte stand der Sänger Phemios, die Harfe in der Hand. Der legte die Harfe zu Boden und warf sich vor

Odysseus nieder. „Erbarm' dich meiner,“ rief er, seine Kniee umschlingend, „du selbst bereuest es, wenn du den Sänger erschlagen hättest, der Götter und Menschen mit seinem Lied erfreut. Dein Sohn kann es mir bezeugen, daß ich nicht freiwillig hierherkam.“

Odysseus hob das Schwert, doch zögerte er. Da sprang Telemach herzu und rief: „Halt, Vater, verwunde mir diesen nicht! Er ist unschuldig. Auch den Herold Medon laß uns verschonen, er hat mich schon als Kind sorglich gepflegt und wollte uns immer wohl.“

Medon, der, in eine frische Rinderhaut gehüllt, unter einem Sessel verborgen lag, hörte die Fürbitte und lag bald dem Telemach flehend zu Füßen. Da mußte der finstere Odysseus lächeln und sprach: „Seid getrost, Sänger und Herold, Telemachs Bitte schützt euch. Geht und verkündigt den Menschen, wie viel besser es sei, gerecht als treulos zu handeln!“

Die zwei eilten aus dem Saal und setzten sich, vor Todesangst zitternd, im Vorhof nieder.

Odysseus blickte umher und sah keinen lebenden Feind mehr. Sie lagen hingestreckt wie Fische, die der Fischer aus dem Neze geschüttet. Da ließ Odysseus durch seinen Sohn die Pflegerin berufen. Sie fand ihren Herrn unter den Leichen wie einen Löwen stehen, dem der Rachen und die Brust von Blut triefen, und dessen Auge funkelt.

„Freue dich, Mütterchen,“ rief ihr der Held entgegen, „aber jauchze nicht! Kein Sterblicher soll über Erschlagene jubeln.“

Jetzt rief Odysseus seinen Sohn und die Hirten zu sich heran und sprach: „Tragt die Leichen hinaus und laßt die Weiber Hand anlegen. Dann laßt sie Sessel und Tische säubern und den ganzen Saal reinigen! Wenn dieses geschehen ist, führt mir die Mägde hinaus und macht sie nieder, daß ihnen der Mutwille ausgetrieben wird, dem sie sich mit den Freiern überlassen haben!“

Wehllagend sammelten sich die Weiber auf einen Haufen, aber Odysseus trieb sie zur Arbeit, bis sie die Toten hinausgetragen und den Saal gereinigt hatten. Dann wurden sie von den Hirten zum Palaste hinaus zwischen Küche und Hofmauer gedrängt, wo kein Ausweg war. Und nun sprach Telemach: „Diese schändlichen Weiber, die mich und meine Mutter verunehrt haben, sollen keines ehrlichen Todes sterben.“ Mit diesen Worten knüpfte er von Pfeiler zu Pfeiler ein ausgespanntes Seil, und bald hingen die ungetreuen Mägde, mit der Schlinge um den Hals, alle zwölf nebeneinander, wie ein Zug

Drosseln im Nege. Hierauf wurde auch der hoshafte Ziegenhirt Melantheus herbeigeschleppt und in Stücke zerhauen. Als Telemach und die Hirte dies vollbracht hatten, war das Werk der Rache beendet, und sie kehrten zu Odysseus in den Saal zurück. Hierauf befahl Odysseus der Schaffnerin Eurykleia, Feuer und Schwefel zu bringen, und Saal, Haus und Vorhof zu durchräuchern. Noch ehe sie aber dieses Geschäft vornahm, brachte sie ihrem königlichen Herrn Mantel und Leibrock. „Du sollst mir,“ sprach sie, „nicht mehr so mit Lumpen bedeckt dastehen, du herrliche Heldengestalt! Das wäre ganz unziemlich.“

Odysseus von Penelope und Laertes wiedererkannt.

Odysseus aber ließ die Kleider noch liegen und hieß die Alte an ihr Geschäft gehen. Während diese nun den Saal und das ganze Haus durchräucherte, rief sie auch die treugebliebenen Dienerinnen herbei. Diese drängten sich bald um den geliebten Herren, hießen ihn mit Freudentränen willkommen und drückten ihr Angesicht auf seine Hände. Odysseus weinte und schluchzte vor Freude, denn jetzt erkannte er, wer ihm treu geblieben war.

Als das ganze Haus durchräuchert war, stieg Eurykleia zum Söller empor, um der Herrin zu verkünden, daß Odysseus in die Heimat zurückgekommen sei. Sie trat an das Lager Penelopes, und die Schlummernde weckend, sprach sie: „Liebe Tochter, erwache! Odysseus ist daheim, er ist hier im Palaste. Er hat die trotzigen Freier, die dich so sehr geängstigt, die seine Habe verzehrten und seinen Sohn beschimpften, er hat sie alle erschlagen.“

Penelope rieb sich den Schlummer aus den Augen und sagte: „Mütterchen, du bist eine Törrin, die Geister haben dich mit Blindheit geschlagen. Was weckst du mich aus dem sanften Schlummer? Seit Odysseus ausgezogen ist, habe ich nicht mehr so fest geschlafen.“

„Tochter, zürne nicht!“ entgegnete die Schaffnerin, „der Fremdling ist's, der Bettler, dessen alle im Saale spotteten; dein Sohn mußte es längst, aber er sollte das Geheimnis verbergen, bis Rache an den Freiern genommen war.“

Als sie solches hörte, sprang die Fürstin vom Lager und sprach unter einem Strome von Tränen: „Wenn Odysseus wirklich im Palast ist, wie bewältigte er die Freier, die zahllos versammelten?“

„Ich selbst habe es weder gesehen noch gehört,“ antwortete Eury-

kleia, „denn wir Frauen saßen voll Angst in den fest verschlossenen Gemächern, und als mich endlich dein Sohn herbeirief, fand ich deinen Gemahl dastehen, von Leichen umringt, denn die Freier lagen alle auf dem Boden übereinandergestreckt.“

„Ich kann es immer noch nicht glauben, aber laß uns hinabgehen,“ sprach Penelope, vor Furcht und Hoffnung zitternd, und so stiegen sie beide miteinander hinab in den Saal und schritten über die Schwelle. Hier setzte sich Penelope schweigend dem Odysseus gegenüber. Staunen und Zweifel machten die Königin stumm, bald glaubte sie sein Angesicht zu kennen, bald deuchte es ihr wieder fremd, und ihre Augen ruhten nur auf den Lumpen des Bettlers.

Endlich trat Telemach zur Mutter und sprach, halb lächelnd halb scheltend: „Wie kannst du so unempfindlich bleiben? Setze dich zum Vater, forsche und frage! Welche andre Frau würde sich so gebärden?“

„Ach, lieber Sohn,“ erwiderte Penelope, „ich bin in Staunen verloren, ich kann ihn nicht fragen! Und doch, ist er es wirklich, ist er mein geliebter Odysseus, der zurückgekommen ist in sein Haus, so werden wir einander schon erkennen, denn wir haben geheime Zeichen.“

Da wandte sich Odysseus mit sanftem Lächeln an seinen Sohn und sprach: „Laß die Mutter immerhin mich versuchen! Sie verachtet mich, weil ich in gar so häßliche Lumpen gehüllt bin. Nun, wir wollen sehen, wie wir sie überzeugen. Jetzt aber tut anderes not. Wir haben die edelsten Jünglinge der Inseln erschlagen. Was sollen wir tun?“

„Vater,“ sprach Telemach, „dafür mußt du allein sorgen. Du giltst für den klügsten Ratgeber in aller Welt.“

„Ich will euch sagen, was ich für das klügste halte, Sohn! Ihr alle nehmt jetzt ein Bad und schmücket euch aufs beste, auch die Mägde kleiden sich in die besten Gewande, der Sänger aber nimmt die Harfe in die Hand und spielt uns einen Reigentanz auf. Wer dann über die Straße geht, meint nicht anders, als das Fest daure noch fort im Hause, und so verbreitet sich wohl das Gerücht von der Ermordung der Freier nicht eher in der Stadt, als bis wir unsere Besitzungen auf dem Land erreicht haben.“

Bald ertönte das Haus von Harfenspiel, Gesang und Tanz. Auf der Straße sammelten sich die Einwohner und sprachen: „Nun ist kein Zweifel, Penelope hat sich wieder verheiratet, und im Palaste wird das Vermählungsfest gefeiert.“

Endlich gegen Abend verlief sich das Volk. Odyssens hatte sich in dieser Zeit gebadet und gesalbt. Athene goß ihm wieder Anmut um das Haupt, und einem Unsterblichen gleich entstieg er der Wanne.

So trat er in den Saal und setzte sich in den Thronstuhl, der Gattin gegenüber. „Seltsame Frau,“ sprach er, „die Götter haben dir ein süßloses Herz verliehen; kein andres Weib würde so hartnäckig ihren Gatten verleugnen, wenn er im zwanzigsten Jahre nach so viel Trübsal zurückkehrt.“

„Unbegreiflicher Mann,“ sprach jetzt Penelope, „nicht Stolz noch Verachtung hält mich zurück, ich weiß noch recht gut, wie du ausjahst, als du Ithaka verließest. Eurykleia, bereite ihm das Lager außerhalb des Schlafgemachs!“

Mit diesen Worten wollte Penelope ihren Gemahl nur versuchen. Odyssens aber sprach unwillig: „Das war ein kränkendes Wort, Frau. Mein Lager vermag kein Sterblicher zu verrücken, und wenn er alle Kräfte anstrenge. Ich selbst habe es gezimmert, und es ist ein großes Geheimnis daran:

„Mitten auf dem Platze stand im blühendsten Saft ein Olivenbaum und war wie eine Säule gewachsen. Da ließ ich die Wohnung so anlegen, daß derselbe innerhalb des Schlafgemachs zu stehen kam. Als nun die Kammer aus Steinen gebaut und die Decke zierlich gebohnt war, kappte ich die Krone und begann den Stamm von der Wurzel aus zu behauen und zu glätten. Das ist unser Lager, Penelope. Ob es noch steht, weiß ich nicht. Wer es aber anders gestellt hat, der mußte den Olbaum von seiner Wurzel trennen.“

Die Kniee zitterten der Königin, als sie das Zeichen erkannte. Weinend erhob sie sich vom Stuhle, lief auf den Gatten zu, küßte sein Haupt wieder und wieder und begann: „Odyssens, zürne nicht! Die ewigen Götter haben Leid über uns verhängt, weil es ihnen zu selig dachte, wenn wir auf sanftem Wege dem Alter nahen sollten. Du mußt mir nicht gram sein, daß ich dich nicht auf der Stelle willkommen heißen habe. Mein Herz war in beständiger Angst, es möchte mich irgend ein schlauer Fremdling täuschen. Jetzt aber, nachdem du mir genannt hast, was kein Sterblicher außer dir und mir weiß, jetzt ist mein Herz überzeugt!“

Als sie so sprach, erbehte des Helden Herz vor Wehmut, und weinend hielt er sein getreues Weib umschlungen. Die halbe Nacht verging den Gatten unter gegenseitiger Erzählung des Elends, das sie beide erduldet.

Am andern Morgen machte sich Odysseus in aller Frühe reisefertig. „Liebes Weib,“ sprach er zu Penelope, „wir haben bisher den Becher des Leidens bis zur Reife geleert, jetzt, nachdem wir beide wieder vereinigt sind, Sorge du für alles Gut, das mir noch geblieben ist! Ich selbst aber will mich auf das Landgut hinausbegeben, wo mein guter alter Vater mich schon lange betrauert. Ich rate dir, daß du dich inzwischen in die Frauengemächer zurückziehst und niemand Gelegenheit gibst, dich zu schauen und zu befragen.“

So sprach Odysseus, warf das Schwert um die Schulter und weckte seinen Sohn Telemach und die beiden Hirten, die alle drei die Waffen ergriffen und, den Helden an der Spitze, mit dem ersten Frühlicht durch die Stadt eilten. Ihre Beschirmerin Pallas Athene aber hüllte die Wandelnden in dichten Nebel, so daß kein einziger Bewohner sie erkannte.

Es dauerte nicht allzulange, so hatten sie den wohlgeordneten Meierhof des greisen Laertes erreicht. In der Mitte des Hofes lag, von Wirtschaftsgebäuden umringt, das Wohnhaus. Hier aßen und schliefen die Knechte, die ihm das Feld bestellten.

Als sie nun vor der Wohnung standen, sprach Odysseus zu seinem Sohn und den Hirten: „Betretet ihr einstweilen das Haus und schlachtet ein Mastschwein für unser Mittagsmahl. Ich selbst will aufs Feld hinausgehen, wo der gute Vater ohne Zweifel bei der Arbeit ist und ihn auf die Probe stellen, ob er mich wohl noch erkennt. Bald kehre ich mit ihm zurück, und wir feiern dann zusammen das Mahl.“ Odysseus reichte seinen Genossen Schwert und Speer, und diese wandten sich der Wohnung zu.

Er schlug nun den Weg nach den Pflanzungen seines Vaters ein und kam zuerst durch den Wurzgarten. Vergebens sah er sich nach dem Oberknecht Dolios, dessen Söhnen und den übrigen Knechten um. Sie alle waren schon ins Feld hinausgegangen, um Dornsträucher zur Einfriedigung der Baumpflanzung zu suchen. Als Odysseus in dieser angekommen war, fand er den alten Vater selbst zwischen den Reihen seiner Bäume stehend, wie er eben ein kleines Bäumchen umgrub. Der Greis sah einem alten Knechte nicht unähnlich, er trug einen groben, gestickten Leibrock, um die Beine trug er Felle von Ochsenleder, um sich gegen die Dornen zu schützen, und an den Händen Handschuhe.

Als Odysseus seinen Vater in diesem elenden Aufzug erblickte, die Spuren des tiefsten Kummers auf seinem Gesichte, mußte sich der Held

vor Schmerz an einen Baumstamm lehnen und bitterlich weinen. Am liebsten hätte er ihn umarmt und ihm unter Küssen gesagt, daß er in das Land seiner Väter zurückgekehrt sei. Doch fürchtete er, die unerwartete Freude könne dem Greise schädlich sein, und so beschloß er, ihn erst vorzubereiten. So trat er denn dem Greise näher und begann also: „Du scheinst dich gut auf den Gartenbau zu verstehen, o Greis, aber du selbst scheinst nicht gehörig gepflegt zu werden, daß du in solchem Schmutz und in solch häßlicher Kleidung einhergehst. Sag' mir doch, wer ist dein Herr und für wen bestellst du den Garten? Und ist dieses Land wirklich Ithaka, wie mir ein Mann, dem ich begegnete, gesagt hat? Es war ein unfreundlicher Mensch, er antwortete nicht einmal, als ich ihn fragte, ob der Gastfreund noch lebe, den ich hier besuchen will. In meiner Heimat habe ich nämlich einen Mann beherbergt, der von Ithaka stammt und der mir erzählte, daß er ein Sohn des Königs Laertes sei.“

So fabelte der erfindungsreiche Odysseus. Sein Vater hatte bei dieser Nachricht das Haupt vom Boden aufgerichtet. Tränen füllten ihm die Augen, und er rief bewegt: „Freilich bist du in das Land gekommen, nach welchem du fragst, aber es wohnen frevelhafte Menschen darin, und der Mann, welchen du suchest, ist nimmer da. Sage mir, wie lange ist es her, daß dein unglücklicher Gastfreund, mein Sohn, dich besucht hat?“

„Fünf Jahre sind's,“ entgegnete Odysseus, „daß dein Sohn meine Heimat verlassen hat. Er ging fröhlichen Mutes, und wir gedachten uns noch oft als Gastfreunde zu sehen und uns gegenseitig Gaben zu verehren.“

Dem alten Laertes wurde es Nacht vor den Augen, er streute sich Erde auf sein schneeweißes Haar und fing laut zu jammern an. Jetzt wallte dem Sohne das Herz über, der Atem wollte ihm die Brust zersprengen, er umschlang seinen Vater mit Küssen und rief: „Ich selbst bin es, Vater, ich selbst, nach welchem du fragst. Im zwanzigsten Jahr bin ich in die Heimat zurückgekommen. Trockne deine Tränen, ich sage dir's kurz: Alle Freier habe ich in unserem Palast erschlagen.“

Staunend rief Laertes laut: „Wenn du wirklich mein heimgekehrter Sohn bist, so gib mir ein unzweifelhaftes Zeichen, auf daß ich's glaube.“

„Vor allen Dingen,“ erwiderte Odysseus, „sieh hier die Narbe, lieber Vater, die von der Wunde des Ebers auf jener Jagd herrührt,

als du mich selbst zum alten Vater Autolykos schicktest, daß ich die Gaben, die er mir einst verheißen, abholen sollte. Aber du sollst noch ein zweites Zeichen haben. Ich will dir die Bäume zeigen, die du mir einst geschenkt hast. Weist du noch, dreizehn Birnbäume hast du mir geschenkt, zehn Apfelbäume, vierzig kleine Feigenbäume und fünfzig Weinreben dazu?"

Der Greis konnte nicht mehr zweifeln, er sank am Herzen seines Sohnes in Ohnmacht zusammen. Dieser aber hielt ihn aufrecht in nervigen Armen.

Endlich, als sein Bewußtsein zurückgekehrt war, rief der Alte mit lauter Stimme: „Zeus und ihr Götter, ihr lebt noch, sonst wären die Freier nicht bestraft worden. Aber eine neue Sorge ängstet mich. Die edelsten Häuser in Ithaka sind durch dich verwaist, die ganze Stadt wird sich gegen dich erheben.“

„Sei guten Mutes, Vater,“ sprach Odysseus, „und folge mir zu deinem Bohnhaus! Dort harren schon Telemach, der Rinderhirt und der Sauhirt und haben uns das Morgenmahl bereitet. Dort wollen wir das Weitere besprechen.“

Als sie sich eben zum Mahle setzten, kam der alte Dolios mit seinen Söhnen, müde von der Arbeit, vom Felde zurück. Kaum hatte er die Kunde vernommen, so eilte er mit ausgebreiteten Armen auf Odysseus zu, bedeckte dessen Hand mit Küssen und rief: „Heil dir und Segen, lieber Herr, nachdem du nach unser aller Wunsch endlich heimgekommen bist! Weiß es Penelope schon oder sollen wir ihr Botschaft zukommen lassen?“

„Sie weiß alles,“ antwortete Odysseus, „du darfst dich nicht bemühen.“

Da drängten sich auch die Söhne des Dolios heran, drückten dem Odysseus die Hände und hießen ihn willkommen, dann nahmen sie an der Seite ihres Vaters Platz, und alle schmauseten fröhlich zusammen.

Der Sieg des Odysseus.

In Ithaka eilte inzwischen das Gerücht durch alle Straßen und verkündete das Verhängnis, das die Freier betroffen hatte. Unter lautem Wehklagen, darein sich Drohungen mischten, trugen die Blutsverwandten der Freier die Toten hinaus und bestatteten sie. Dann versammelten sich die sämtlichen Anverwandten auf dem Markte, und in dieser Versammlung trat Eupheitos auf, der Vater des Antinoos,

des ersten, der von Odysseus' Pfeil gefallen war. Unnennbarer Schmerz nagte dem hochangesehenen, mächtigen Mann an der Seele. Er sprach unter Tränen zu dem Volke: „Für unsere spätesten Geschlechter wäre es noch Schande, wenn wir die Mörder unserer Söhne und Brüder nicht bestrafen würden. Darum ihnen nach! Wenn ihr Männer seid, greifen wir Vater und Sohn, ehe sie uns übers Meer entrinnen!“

In diesem Augenblick kamen aus des Königs Palast Phemios und der Herold Medon gewandelt und traten unter den Kreis der Versammelten. Die Männer staunten nicht wenig, die beiden noch am Leben zu sehen. Medon, der Herold, erbat sich das Wort und sprach zu dem versammelten Volke: „Männer von Ithaka, hört meine Rede! Was Odysseus vollbracht hat, das hat er nicht ohne den Rathschluß der Unsterblichen vollendet. Ich selbst habe den Gott gesehen, der ihm in Mentors Gestalt an der Seite war. Es ist der Götter Werk, daß die Freier sterben mußten.“

Entsetzen ergriff das Volk, wie es den Herold so sprechen hörte. Als der erste Eindruck vorüber war, nahm Halitherses, der Sohn Mastors, ein ergrauter weiser Mann, das Wort. „Männer von Ithaka,“ sprach er, „hört meine Rede! Ihr selbst seid schuld an allem, was geschehen ist. Wenn ihr klug seid, werdet ihr den Mann nicht verfolgen, der sich nur der Feinde seines Hauses erwehrt hat. Tut ihr es, so kommt das Unheil über euch selbst!“

Halitherses trat zurück, und unter den Versammelten entstand Getümmel und Zwiespalt. Die eine Hälfte erhob sich stürmisch, die andere wollte noch weiter Beratung pflegen. Die aufgeregte Hälfte hielt es mit Eupheithes; dieser Teil der Bürger warf sich in die Rüstungen, und nun machte sich Eupheithes mit ihnen auf, den Tod seines Sohnes und der andern Freier zu rächen.

Sobald Pallas Athene vom Olymp herab den Auszug des Hauses gewahrte, trat sie vor ihren Vater und sprach: „Vater Zeus, willst du die Einwohner Ithakas durch Krieg züchtigen, oder gedenkst du den Streit beider Parteien in Frieden beizulegen?“

„Tue hier nur auch ferner, was dir gefällt, Töchterchen,“ sprach Zeus, „wilst du aber meine Meinung wissen, so ist es diese: Nachdem Odysseus die Freier bestraft hat, werde ein heiliger Bund beschworen, und er bleibe der König für immer! Gegenseitige Liebe soll unter allen herrschen!“

Zeus' Entscheidung war der Göttin hochwillkommen. Sie verließ den Olymp, durchflog die Luft und ließ sich auf Ithaka nieder.

Auf dem Landgut des Laertes war das Mahl vorüber. Da sprach Odysseus nachdenklich zu seinen Freunden: „Unsere Gegner in der Stadt werden nicht gefeiert haben, und es dürfte nicht überflüssig sein, wenn sich einer aufmachte, die Straße auszukundschaften.“ Sogleich stand einer von den Söhnen des Dolios auf und ging über die Schwelle des Hauses. Da sah er einen gewaltigen Heerhaufen im Anmarsch begriffen. Erschrocken kehrte er zurück und rief: „Sie kommen, Odysseus, sie kommen. Werft euch schnell in die Rüstungen!“

Da hüllten sich die Tafelnden augenblicklich in die Waffen. Es waren Odysseus, sein Sohn und vier Hirte, dann sechs Söhne des Dolios und endlich, so grauköpfig sie waren, Dolios und Laertes selbst. Odysseus stellte sich an die Spitze, und der kleine Trupp trat aus dem Hause hervor.

Raum waren sie im Freien, als sich in Mentors Gestalt ein gewaltiger Bundesgenosse zu ihnen gesellte: Pallas Athene. Dieser Anblick erfüllte den Helden Odysseus mit der freudigsten Hoffnung.

„Telemach,“ sprach er, „erfülle jetzt die Erwartungen, die dein Vater von dir hegt. Zeige dich in der Schlacht da, wo die tapfersten Männer fechten und mache deinem Stamme, der sich von jeher durch Tapferkeit und Mut unter allen Sterblichen ausgezeichnet hat, Ehre!“

„Kannst du nach der Schlacht mit den Freiern an meiner Kampflust noch zweifeln, Vater?“ erwiderte Telemach. „Du wirst sehen, daß ich deinen Stamm nicht schände.“

Pallas Athene aber nahte dem Laertes und flüsterte ihm ins Ohr: „Sohn des Arkeisios, richte dein Gebet an Zeus und Zeus' Tochter, dann wage einen kühnen Lanzenschwung!“ Laertes tat so, und sein Wurf fehlte nicht, er traf den Helm des feindlichen Anführers Eupheides und durchbohrte die Wange des Feindes, und der Vater des Antinoos sank tödlich verwundet in den Staub. Odysseus aber und seine Genossen wütheten im Vorderkampf mit Schwert und Lanze und hätten alle Feinde vertilgt, und keiner hätte die Heimat wiedergesehen, wenn nicht Pallas Athene die Götterstimme hätte ertönen lassen.

„Laßt ab, ihr Ithaker,“ rief sie, „vom unseligen Kampf, schon Menschenblut und trennt euch!“

Entsetzen ergriff die Männer bei diesem Donnerlaut, die Waffen fielen den Erschrockenen aus den Händen und rollten auf die Erde. Wie vom Sturmwind erfaßt, machten die Feinde kehrt und flohen der Stadt zu. Odysseus und die Seinen aber waren nicht erschrocken, sie schwangen

Lanzen und Schwerter, und Odysseus flog an der Spitze der Verfolgenden fürchterlich schreiend vorwärts wie ein Adler. Doch Zeus' Befehl sollte erfüllt, und der Friede nicht länger gestört werden. Sein Blitz schlug vor Pallas Athene in den Boden, daß die Unsterbliche selbst vor dem Strahle zurückbebt.

„Sohn des Laertes,“ sprach sie, „laß ab vom Kampfe, du möchtest sonst dem allmächtigen Donnerer mißfallen!“

Mit williger Seele gehorchten Odysseus und seine Schar, und Athene zog mit ihnen in die Stadt zurück und auf den Marktplatz von Ithaka. Herolde wurden ausgesendet und alles Volk zur Versammlung entboten.

Und nun erfüllte sich Zeus' Versprechen; aus allen Herzen war der Zorn gewichen. An Gestalt und Stimme Mentor ähnlich, erneuerte Pallas Athene selbst zwischen Odysseus und den Häuptern der Stadt und Umgegend den Bund des ewigen Landfriedens, und diese huldigten mit dem ganzen Volke dem Helden als ihrem König und Schutzherrn. Jubelnde Scharen begleiteten ihn nach dem Palaste zurück, aus dem ihm Penelope, zu welcher der Ruf des Sieges und Friedens gedrungen war, mit allen ihren Dienerinnen bekränzt und festlich geschmückt entgegentrat.

Lange glückliche Jahre verlebte das wieder vereinigte Gattenpaar. Erst in späterer Zeit erfüllte sich an Odysseus, was ihm einst Teiresias in der Unterwelt von seinem letzten Schicksal geweissagt hatte, bis ihn im höchsten Greisenalter ein sanfter Tod unvermerkt beschlich.





Anhang.

Kurzer Abriß der griechischen Götterlehre.

Auf der Grenze zwischen Thessalien und Makedonien erhebt sich der berühmte Berg Olympos, dessen Gipfel, so geht die Sage, noch über den Bereich des menschlichen Blickes und die Wolken hinaus in das Himmelsgewölbe hineinragt. In dieser erhabenen Höhe ist der Wohnsitz der Götter. Sie bilden eine große Familie, bestehend aus Zeus und seinen Geschwistern: Poseidon, Hades, Hera, Demeter, und aus den Kindern des Zeus: Pallas Athene, Hephästos, Artemis, Apollo, Ares, Aphrodite, Hermes, Dionysos und Persephone. Mit ihnen leben in freundschaftlicher Weise diejenigen göttlichen Wesen der früheren Zeit zusammen, die sich der Herrschaft der olympischen Götter fügten: Leto, Dione, Helios, Hyperions Sohn.

In noch früherer Zeit nämlich lebte, nachdem das Chaos verschwunden war, ein göttliches Ehepaar: Vater Okeanos und seine Gattin Tethys. Sie sind sozusagen Allvater und Allmutter der Welt und der göttlichen Wesen. Wie sich die Erde aus den Fluten erhob, so ging auch Gaia, die Erdmutter, mit ihrem Gemahl Uranos, dem Himmel, aus dem Okeanos hervor.

Als Vater und Mutter brachten diese ein unbändiges Geschlecht wilder Naturgewalten zur Welt, die sich bald gegen den Vater auflehnten und sich gegenseitig bekämpften. Diese wilden Kinder sind:

1. die Titanen (Erdsöhne), unter denen hauptsächlich Kronos und Rhea zu nennen sind;
2. die Kyklopen (oder Zyklopen, wilde einäugige Ungetüme), abgesondert in Höhlen wohnend;
3. die hundertarmigen Giganten (Riesen), die eine unendliche Kraft besitzen.

Das trotziges Titanengeschlecht riß nun die Gewalt an sich, der Vater Okeanos wurde beiseite geschoben und zog sich mit Tethys in

die unterste Tiefe des Meeres zurück. Der wilde Kronos mitsamt den Titanen wurde nun Herrscher. Da er argwöhnte, es möchte ihm die Herrschaft wieder entrisen werden, so hielt er die Zyklopen und die hundertarmigen Giganten in den Tiefen der Erde gefangen und verschlang selbst seine Kinder, die ihm seine Gattin Rhea gebär. Er hatte nacheinander die Hestia, Demeter, Hera, den Hades und Poseidon verschlungen, die jedoch, weil sie unsterblich waren, in ihm fortlebten.

Als er nun auch den jüngsten Sohn Zeus verschlingen wollte, reichte ihm die schlaue Mutter statt dessen einen in Windeln gewickelten Stein. Der kleine Zeus aber ward auf Kreta heimlich erzogen und wuchs rasch zum herrlichen Jüngling heran.

Nunmehr überlistete Zeus, von Metis (der Klugheit) unterstützt, seinen Vater Kronos, nötigte ihn, die früher verschlungenen Geschwister wieder von sich zu geben, verbündete sich mit diesen und begann nun den Kampf wider die Titanen, die von der Herrschaft nicht lassen wollten.

Der gewaltige Kampf der neuen Götter gegen die alten hätte kein Ende genommen, wenn nicht Zeus die gefangenen Zyklopen und hundertarmigen Giganten befreit und mit ihrer Hilfe den Sieg gewonnen hätte.

Kronos und die trotzigsten Titanen wurden in den im tiefsten Abgrund liegenden Tartaros verwiesen, wo eiserne Mauern sie umschließen und die hundertarmigen Giganten sie bewachen. Nur diejenigen aus dem Titanengeschlecht, die sich den neuen Gesetzen und Ordnungen friedlich fügten, wie Helios, der Sohn Hyperions, Leto, Dione u. a., behielten ihre Freiheit.

Zeus theilte sich mit seinen beiden Brüdern in die Herrschaft in der Weise, daß Hades die Unterwelt, Poseidon das Meer, er selbst den Himmel und zugleich die Würde des obersten Götterbeherrschers erhielt, während die Erde ein gemeinschaftlicher Besitz der drei Brüder verblieb.

Poseidon erhielt seinen kristallinen Palast tief in den Wogen, Aides (oder Hades) den seinen in der Unterwelt, während der Palast des Zeus auf der höchsten Höhe des Olympos steht. Letzterer versammelt täglich die Götter in seinem Saale zur Beratung und Mahlzeit. Er selbst sitzt auf hohem, prächtig geschmücktem Throne, neben ihm Hera und ringsum auf goldenen Stühlen die übrigen Götter.

Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, empfängt die zum Saale Kommenden und waltet über Sitte und Ordnung. Hebe, die Tochter

des Zeus, und Ganymed, der um seiner Schönheit willen von dem Adler des Zeus der Erde entführt und mit Unsterblichkeit beschenkt worden war, reichen den Göttern Ambrosia und Nektar. Die holden Chariten, zum Reigentanz sich umschlingend, erhöhen die Lust der Unsterblichen, Apollo läßt die Leier erklingen und zum Mahl erschallen die Gesänge der Musen. An dem Wolkentor des Himmels stehen die Horen, welche regelmäßig den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten anzeigen.

Wenn nun nach Mahl und Beratung die Nacht herankommt, dann schreiten die Unsterblichen in ihre golden schimmernden, von Hephästos erbauten Häuser zurück, wo auch ihnen der alles bezwingende Schlafgott naht.

Am Morgen verkündet dann die rosige Eos (Morgenröte) im Safrangewand, daß der Sonnengott Helios wieder erscheint, um allen Wesen sein belebendes Licht zu spenden.

Vom Olympos schauen die Götter auf die Erde herab und walten über alles, was darauf lebt und webt. Sie lenken das Treiben der Menschen, raten und warnen, lohnen und strafen, lehren Künste und Wissenschaften, ein jeder Gott und eine jede Göttin nach ihrer Gabe und Befähigung. Sie können von fern durch den bloßen Willen wirken, häufig lassen sie auch durch ihre flinken Boten Hermes (Merkur) und Iris (Regenbogen) ihre Befehle ausrichten; meistens jedoch kommen sie selbst auf die Erde hernieder und verkehren, sichtbar oder unsichtbar, mit den Menschen.

Zwischen den Menschen und Göttern in der Mitte stehen die Heroen (die Halbgötter). In der alten Zeit, wo die Götter noch häufig unter den Menschen wandelten, verbanden sie sich oft mit Jungfrauen von edlem Stamme, oder die Göttinnen vermählten sich mit Heldenjünglingen. Der göttliche Ursprung der Heroen zeigte sich nicht bloß in hoher Körperschönheit und Kraft, sondern auch in edler Sinnesart, in kühnen Heldentaten, wodurch sie die Wohltäter der Menschen wurden. Später wurden auch solche Männer Heroen genannt, die zwar nicht von Göttern abstammten, aber die als Muster von Kraft und Mut, als Vorbilder der Tapferkeit und des Heldentums sich erwiesen. Die Heroen sind wie alle Sterblichen dem Tod unterworfen, aber manche von ihnen wurden schon bei Lebzeiten in die seligen Gefilde der Götter versetzt.

Wir gehen nun zu den einzelnen Gottheiten über.

Gottheiten des Himmels.

1. Zeus (lateinisch Jupiter), der Sohn des Kronos und der Rhea, daher Kronion oder der Kronide, auch der Vater der Götter und Menschen genannt, ist der mächtigste und gepriesenste unter den Göttern, die ihm an Einsicht und Kraft weit nachstehen und ihm untertänig sind. Selbst seine Brüder Hades und Poseidon gehorchen, wie schon oben gesagt, seinen Geboten. Er beruft die Versammlungen und leitet den Rat der Götter. Er ist Herr des Himmels und der Erde. Er läßt die Sonne scheinen und sendet Sturm und Schnee. Der Donnerkeil und die Aegis sind Zeichen seiner Macht. Der gewaltige Ikar, der König der Vögel, ist seinem Winke dienstbar.

Von Zeus kommt Glück und Unglück, Ruhm und Reichtum. Er heißt der Waltende, der höchste Berater. Seine Gestalt ist ehrfurchtgebietend. Ambrosische Locken umwallen sein Haupt; wenn er sie schüttelt, bebt der ganze Olympos.

Sein ältestes Heiligtum war das Orakel zu Dodona in Epiros. Aus dem Rauschen der heiligen Eichen und dem Klange vom Winde bewegter Metallbecken glaubte man seinen Willen zu erkennen.

2. Hera (lat. Juno), die Tochter des Kronos, ist die Gattin des Zeus Kronion. Sie ist die erste der Göttinnen, die Königin des Olympos, vor der sich alle neigen müssen. Sie ist herrschsüchtig und strebt nach der gleichen Macht wie Zeus, darum lebt sie häufig mit ihm in Streit, aber sie beugt sich schließlich stets unter seinen höheren Willen. Heras Gestalt ist erhaben; ihr Auge ist groß und strahlend, lilienweiß glänzen ihre Arme. Sie ist die Beschützerin der Ehe; der Pfau ist der ihr geheiligte Vogel.

3. Pallas Athene (lat. Minerva), die Lieblingstochter des Zeus, ist seinem göttlichen Haupt in voller Rüstung entstiegen. Sie ist die Göttin der mit Kraft und Mut vereinten Weisheit; alle Taten, die Mut und Klugheit erfordern, stehen unter ihrem Schutze. Sie lobt den vorsichtigen und besonnenen Helden und verleiht ihm Sieg, während sie den verzagten und kleinmütigen Mann tadelt. Sie ist die Lenkerin der Schlachten und zieht mit den Waffen des Zeus, dem Helme, Panzer und der Schrecken erregenden Aegis, in den Kampf. Sie ist auch Städtebeschirmerin, und Wissenschaft und Kunst, Sitte und Recht stehen unter ihrem besonderen Schutze. Der Ölbaum und, unter den Vögeln, die Eule sind ihr heilig.

4. Hephästos (lat. Vulkanus), Sohn des Zeus und der Hera,

ist der kunstreiche Gott des Feuers und der Schmiedearbeit. Wegen seiner Häßlichkeit wurde er gleich nach der Geburt von seiner Mutter aus dem Olymp geworfen, jedoch von den Meerergöttinnen Thetis und Eurynome gerettet und aufgezogen. Später kam er wieder in den Olymp, wo er sich einen herrlichen Palast baute, in dem er mit seiner Gattin Charis (Göttin der Anmut) weilt und wunderbare kunstreiche Gebilde verfertigt. Von seinem Sturze her ist er hinkend, weshalb er oftmals der gelähmte und hinkende Gott heißt.

5. Phöbos Apollon (lat. Apollo), Sohn des Zeus und der Leto (Latona), ist der Liebling seines Vaters, dessen Willen er stets befolgt. Er ist eine edle und reine Göttergestalt, ernst und streng und doch auch mild und gütig gesinnt.

Als strafender Gott erscheint er mit dem silbernen Bogen und den fernhin treffenden Pfeilen, weshalb er oftmals „der Fernhinteresser“ heißt. Seine Pfeile bringen plötzlichen Tod oder auch rasches Altern. Er ist zugleich der Gott der Weissagung, die er als Verkünder von Zeus' Willen hauptsächlich in dem Orakel zu Delphi ausübt. Seine Hauptheiligtümer sind außer Delphi Chrysa und die Insel Delos, wo an seinem Altar die heiligen Palmen wachsen.

Als gütiger Gott erscheint er mit der Leier und spielt beim Mahle der Götter. So ist er auch Gott des Gesanges und der Führer der Musen, der die Sänger begeistert. Er heißt auch Phöbos, d. i. der Strahlende, weil er in strahlender Purpurschönheit dasteht, mit wallendem Lockenhaar, ein herrlicher Jüngling. Ihm ist der Lorbeer heilig und unter den Tieren der Schwan und der Delphin.

6. Artemis (lat. Diana), die Tochter des Zeus und der Leto, die Zwillingsschwester Apollos, ist die jungfräuliche Göttin der Jagd und schweift, von munteren Nymphen begleitet, durch die Wälder, das Wild mit unfehlbarem Pfeile treffend. Wie ihr Bruder Apollo den Männern, so sendet Artemis den irdischen Frauen das Todesgeschloß zu. Sie ist zugleich Beschützerin der Herden und des Wildes.

7. Ares (lat. Mars), der Sohn des Zeus und der Hera, ist der gewalttätige, blutige Gott des Krieges, der blindwütend in den Kampf stürzt. Der Männermord ist ihm Freude, und er fragt wenig danach, auf welcher Seite er kämpft. Seine Söhne, Schrecken und Furcht, und seine Schwester Eris, die rastlos wütende Zwietracht, begleiten ihn. Eine weitere Genossin von ihm ist Enyo, das Menschen und Städte zerstörende Ungeßüm des Kampfes.

8. Aphrodite (lat. Venus), Tochter des Zeus und der Dione, ist die Göttin der Schönheit und Liebe und von wunderherrlicher Gestalt. In ihrem goldenen Gürtel birgt sie alle Zauber der Liebe. Sie ist die bei den Menschen gefeiertste Göttin und soll einst auf Cypern bei der Stadt Paphos aus dem Schaume des Meeres ans Land gestiegen sein, weshalb sie auch hier und auf der Insel Kythera besondere Verehrung genöß. Ihre Begleiterinnen sind die drei Chariten (Grazien) und ihr Sohn Eros (Amor) mit seinen gefährlichen Pfeilen. Unter den Tieren sind ihr die Taube und der Sperling geweiht; unter den Pflanzen die Myrte und die Rose. Hymen, der Gott der Ehe, weilt in ihrer Nähe.

9. Hermes (lat. Merkur), der Sohn des Zeus und der Maja (Tochter des Atlas), ist der flinke Bote zwischen Himmel und Erde, der Vermittler zwischen Göttern und Menschen, zwischen Ober- und Unterwelt. Er ist der Herold des Zeus, für den er in goldenen Flügel-schuhen dahineilt. Sein Zauberstab hat die Kraft, die Menschen in Schlaf zu senken und sie daraus zu erwecken, ebenso führt er als Vermittler zwischen dem Leben und dem ewigen Schlafe die Seelen der Abgeschiedenen in den Hades. Er ist zugleich der Gott des Verkehrs und Handels und verleiht die dazu unentbehrliche List und Klugheit, weshalb ihn auch die Diebe als ihren Gott anrufen. Er erscheint hauptsächlich als Beschützer der Herden, als Schirmherr der Handelsleute, der Wanderer und der Herolde und als Erfinder mancher Künste. Er wird als Jüngling mit Wanderhut und Stab und mit Flügeln an den Sandalen dargestellt.

10. Hebe, die Tochter des Zeus und der Hera, ist die rosige Schenkin beim Göttermahl. Sie ist mit Herakles vermählt.

11. Dionysos (lat. Bacchus), der Sohn des Zeus und der Semele, der Gott des Weinbaus, ist die Freude der Menschen, weil er durch seine Wundergabe, die Reben, alle Herzen stärkt und belebt. Er wurde durch wild begeisterte Feste (Dionysien) gefeiert, bei denen die rasenden Mänaden (Bacchantinnen) in trunkenem Wahn ihr tolles Wesen trieben und manchen Unfug verübten. In seinem Gefolge sind, außer den Mänaden, Silen, die Satyrn und Faune, die, mit Bocksfüßen versehen, ihn umtanzen.

12. Hestia (lat. Vesta), Tochter des Kronos und der Rhea, ist die Göttin des Hausfriedens und Eheglücks. Sie schirmt das Gastrecht und die Eidschwüre und wacht über das Herdfeuer und den Opferdienst.

13. Demeter (lat. Ceres), die Tochter des Kronos, die Mutter der Persephone, spendete den Menschen die Früchte des Feldes und lehrte sie den Ackerbau.

Die Gottheiten der Gewässer.

Poseidon (lat. Neptunus), Sohn des Kronos, ist der mächtige Beherrscher der Meeresflut und sendet die verderblichen Stürme, wie auch die günstigen, glückliche Fahrt bringenden Winde. Er umfaßt mit seinen Gewässern die ganze Erde und wird deshalb häufig der Erbumgürter, aber auch der Erderschütterer genannt. Das Zeichen seiner Macht ist der Dreizack, womit er die Fluten bändigt und erregt. Sein prächtiger Palast bei Agä ist in den Wogen verborgen. Seine Gattin ist Amphitrite, die Tochter des Nereus. Sie ist die Beherrscherin der Robben und Seetiere, die der Meergreis Proteus*) hütet.

Nereus ist der Gott der untersten Tiefe. Seine Töchter sind die Nereiden, die in silberschimmernden Grotten des Meeres wohnen. Seine Lieblings Tochter ist Thetis, die freundliche, hilfreiche Meergöttin, die mit dem Helden Peleus vermählt und als Mutter des Achilleus bekannt ist.

Okeanos, der älteste Gott, ist der Beherrscher des großen Stromes, der Meer und Erde umschließt. Er ist ein uralter Greis, der ruhig in seinem Palast am fernsten Ende der Erde wohnt. Er ist der Vater aller Meer- und Stromgötter. Die bedeutendsten sind Spercheios, der das Land Phthia, und Skamandros, der die troische Ebene durchströmt.

Die Gottheiten der Unterwelt.

Hades, Hades (lat. Pluto), Sohn des Kronos, Gatte der Persephone, ist der Beherrscher des Schattenreichs und der Toten, die in der Unterwelt ein freudloses Dasein führen. Sein Name Hades, Aidoneus, bedeutet den Unsichtbaren, d. h. den Unsichtbarmachenden. Er ist ein strenger, unerbittlicher, von Göttern und Menschen

*) Proteus kennt alle Tiefen des Meeres und haust bei der Insel Pharos. Mittags entsteigt er der Flut und schläft mit seinen Robben im Uferschatten. Er besitzt die Gabe der Weissagung.

gefürchteter Gott, aus dessen Reich es keine Rückkehr gibt. Sein Gebiet heißt „das traurige Land“, der dunkelste Teil desselben ist der Erebos. Ein grimmiger Hund mit drei Köpfen (Kerberos) bewacht den Eingang. Die Seelen der Toten fährt der greise Fährmann Charon über den Seufzerstrom Acheron.*) Die Totenrichter Minos, Rhadamanthys und Aakos sprechen Recht und Urteil über die Abgeschiedenen.

Persephone (lat. Proserpina), die Tochter des Zeus und der Demeter, ist die Gattin des Hades und die Beherrscherin des Schattenreichs. Sie hat besonders die Seelen der Frauen unter sich. Ihr heiliger Hain von Pappeln und Weiden befindet sich jenseits des Okeanos und bildet den Eingang in das Totenreich. Sie wird auch häufig Hekate genannt. Im Hades weilen auch die Moiren oder Parzen (Klotho, Lachesis und Atropos), die den Faden des Lebens spinnen und zerschneiden.

Gottheiten zweiten Ranges.

Eos (lat. Aurora), ist die rosenfingrige Göttin der Morgenröte, das Frührot. Sie hat auf der araischen Insel am östlichen Ende der Erde ihren Wohnsitz. Ihr Gemahl ist der schöne Tithonos, der Sohn des Troerkönigs Laomedon, welchem Eos die Unsterblichkeit verlieh. Jeden Morgen schirmt sie ihre göttlichen Rosse Lampos und Phaethon zur Fahrt, um den Sterblichen das Licht zu bringen.

Helios (lat. Sol), der Sohn Hyperions, ist der alles erleuchtende Sonnengott, der sich aus der See zum ehernen Himmel emporhebt, um Göttern und Menschen sein wärmendes Licht zu spenden. Auf seiner täglichen Fahrt vernimmt und sieht er alles. Seine Gattin heißt Neära, seine Töchter sind Lampetia, Phaethusa und die Zauberin Kirke.

Die Horen sind die Wächterinnen am Himmelstor und stehen im Dienste Kronions. Sie führen den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten herbei, spenden Regen und Sonnenschein und bringen die Früchte zur Reife. Sie sind den Menschen freundlich gesinnt.

Die Winde: Kolos, der Sohn des Hippotes (Schnellreiter), ist der Hüter der Winde. Er bewohnt mit seinen Söhnen und Töchtern die äolische Insel. Boreas ist der scharfe Nordwind, Euros der

*) Andere Unterweltflüsse sind: Styx, der Hauptfluß des Hades, bei dem die Götter heilige Eide schwören, der Kolytos (Strom des Wehklagens) und Lethe (der Strom des Vergessens).

warmer Ost, Zephyros der säuselnde West, und Notos der feuchte Südwind.

Die Harpyien sind wilde Sturmgöttinnen, die sich in der Gestalt geflügelter Weiber zeigen. Von der Harpyie Podarge und dem Zephyros stammen die windschnellen Rosse des Achilleus.

Osia, die Botin des Zeus. Sie ist die Verkündigerin plötzlich auftauchender Gerüchte, von denen niemand weiß, woher sie stammen.

Die Erinnyen (Furien) stehen im Dienste der unterirdischen Gottheiten und sind gleichsam die Verkörperung des bösen Gewissens. Sie wohnen im Hades und verfolgen von dort aus die Verbrecher. Sie strafen den Mord, Meineid und jeden Frevel und rächen die Hilfslosen an dem grausamen Bedränger.

Die Keren sind die Erscheinungen des Todesgeschicks. Die Ker bezeichnet jegliche Todesnot, am häufigsten den gewaltsamen Tod in der Schlacht.

Die Nymphen sind die Töchter des Zeus, schöne Jungfrauen, mit denen man sich Berg und Thal, Bach und Strom, Wald und Klust belebt dachte. Es werden verschiedene Arten genannt: die Najaden sind Fluß-, Quell- und Bachnymphen, die Dreaden Bergnymphen, die Dryaden Baumnymphen, die Okeaniden Meernymphen.

Die Chariten (Grazien), Aglaia, Euphrosyne und Thalia, sind die Göttinnen der edlen Lebensfreude und Repräsentantinnen der Anmut.

Die neun Musen sind Töchter der Titanide Mnemosyne (Gedächtnis) und des Zeus, und Genossinnen Apollos, mit dem sie auf dem Helikon oder dem Parnassos weilen. Ihre Namen sind: Erato, die Muse des Liebeslieds; Euterpe, die Muse des lyrischen Gesanges; Kalliope, die Muse der epischen Dichtkunst; Klio, die Muse der Geschichte; Melpomene, die Muse des Trauerspiels; Polyhymnia, die Muse der Musik; Terpsichore, die Muse des Tanzes; Thalia, die Muse der heiteren Dichtkunst und der Komödie, und Urania, die Muse der Sternkunde.

